This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Robert Oloff

Die Religionen

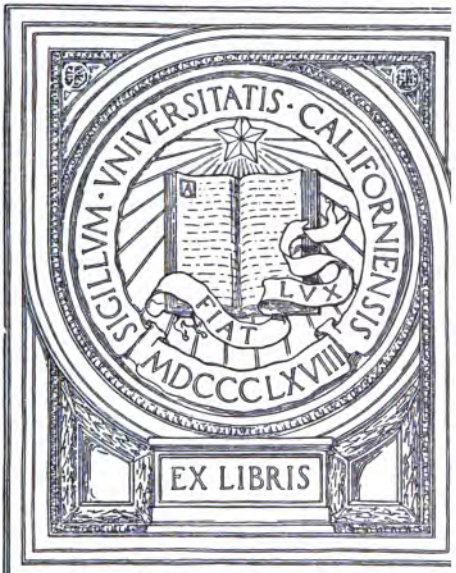
der Völker und Gelehrten

aller Zeiten

GIFT

EX LIBRIS
er't mag, de mag't;
Un wer't nich mag,
De mag't jo woll nich mägen."
HUGO DUVENECK.

GIFT OF
Barbara B aker



UNIV. OF
CALIFORNIA

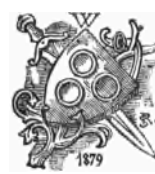
Die Religionen
der Völker und Gelehrten aller Zeiten.

Ein Laien-Brevier

von

Robert Ploff.

Zwei Teile.



· Berlin 1904 ·
Hermann Walther Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H.

UNIV. OF CALIFORNIA
BL51
056

GIFT
Barbara Baker

Inhalts-Verzeichnis.

I. Teil.

	Seite
Vorwort.	
Grundideen	1
Vom Gottesbegriff	2
Von den verschiedenen Religionssystemen	10
1. Hinduismus und Brahmaismus	10
2. Der Buddhismus	18
3. Tibetanischer Buddhismus oder Lamaismus	25
4. Der Buddhismus im weiteren Osten	29
5. Der Parsismus	31
6. Der Norden Asiens	38
7. Babylonische Mythologie	39
8. Phönizische Mythologie	43
9. Aegyptische Mythologie	44
10. Griechische Mythologie	51
11. Römische Mythologie	61
12. Deutsche Mythologie	66
13. Nordische Mythologie	69
14. Religiöse Anschauungen in den neueren Weltteilen	77
Rekapitulation	80
15. Der Mosaismus	86
16. Das Christentum	102
17. Der Islam	142
Die Religion im Allgemeinen	152

M177023

II. Teil.

	Seite
Die älteste Tradition	177
Die altgriechischen Philosophen	182
Die Philosophie des Mittelalters	194
Uebergang zur neueren Philosophie	197
Die neueren Philosophen	200
Der Materialismus	214
Naturbetrachtung	220
1. Der Makrokosmos	221
2. Der Mikrokosmos	234
Uebergang zum Menschen	247
Der Mensch als denkendes Wesen	256
Der Spiritismus	260
Pessimismus und Optimismus	271
Die Bestimmung des Menschen	278
Religiosität und Sektenbildung	284
Religionsloser Moralismus	289
Die Religion des Herzens	296
Schlußbetrachtung	305

Vorwort.

Motto:

Wir wollen uns nicht mit dem Dichterwort begnügen: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“ sondern ganz im Gegenteil verlangen wir: der gute Mensch soll danach streben, aus seinem dunklen Drange herauszukommen, um sich des rechten Weges bewußt zu werden.

H. Rheinhold.

Dieses Büchlein ist vorzugsweise für Diejenigen geschrieben, welche, im Drange des Weltgetriebes stehend, nicht Muße genug haben dickleibige Bände durchzustudieren und doch gern sich selbst ein Urteil über das bilden möchten, was die Weisen aller Zeiten der Menschheit zu glauben aufgebürdet haben. In denkbar größter Kürze habe ich daher die verschiedenen Religionssysteme skizziert und die Aussprüche und Meinungen vieler Gelehrten darüber hinzugefügt. Wer über einzelne Gegenstände genauer informiert sein will, möge die bezüglichen Werke der angezogenen Schriftsteller lesen.

Da in der Neuzeit der Rationalismus, welcher die Offenbarung nicht leugnet, immer mehr von dem Naturalismus verdrängt wird, welcher allein durch Erforschung der Natur, Geschichte und des Menschengeistes zur Erkenntnis religiöser Wahrheiten zu gelangen sich bemüht, so habe ich hier eine kurze Naturbetrachtung eingefügt, die uns zu Gemüt führen soll, wieviel mythologische Phantasterei sich selbst in die mono-

theistischen Systeme eingeschlichen hat. Doch man lese, denke nach und urteile selbst. Endzweck dieser Schrift ist: auf die Grundidee aller jetzt herrschenden Religionen hinzuweisen; diese aber ist — die Liebe zur Natur und aller Kreatur. Sie allein wirkt veredelnd auf Herz und Gemüt und macht uns das Leben lebenswert.

Nun ziehe hinaus in die Welt, kleines Büchlein, und predige Toleranz, Optimismus und die Religion des Herzens.

Der Verfasser.

Erster Teil.

Die Religionssysteme.

Motto:

Religion ist ein Prisma, von dessen sieben Farben sich jeder seine Lieblingsfarbe wählen mag; alle aber rühren nur von einem Sonnenstrahle her.

Den intellekten Teil der Religion hat jeder allein mit seinem Schöpfer auszumachen, und der praktische Teil heißt: „Liebet Euch untereinander." — Leute von Geist haben nur eine Religion: es ist die Religion ohne Namen.

Weber's Demokritos.

UNIV. OF CALIFORNIA

Grundideen.

Die Religionen aller Völker basieren auf zwei Grundideen, aus welchen ihre Satzungen abgeleitet werden. Diese sind Gottesverehrung und Moral.

Wenngleich nun auch der Kirchenglaube beide Ideen mit einander verquickt und die Gesetze der Moral als göttlichen Ursprungs bezeichnet, so können sie doch sehr wohl von einander getrennt bestehen. Die Wurzeln der Religion liegen im Metaphysischen, also im Unbeweisbaren; dieses Unbeweisbare aber ist Gott und die ganze Kosmologie. Daß die Moral aber auch aus dem Metaphysischen hervorging, läßt sich bestreiten; sie ist vielmehr aus der allmählich entstandenen Gesellschaftsordnung hervorgegangen und kann ebenso Religion für sich sein ohne den ihr octroyierten Ursprung; auch genügt sie vollkommen zum sittlichen und nach dem Kirchenglauben moralischen Leben, da sie das ganze Sittengesetz enthält, dem zu gehorchen jedes Menschen Pflicht ist in ethischer, sozialer und politischer Beziehung. Das Sittengesetz ist der kategorische Imperativ. Man soll das Gute tun um des Guten willen, nicht aus Spekulation, um im künftigen Leben dafür belohnt zu werden; der Lohn liegt schon im Bewußtsein der guten Tat.

Um nun das Wesen der Religion zu erläutern, wäre es wohl angebracht, sie analytisch zu zerlegen und in ihren einzelnen Teilen der Betrachtung zu unterziehen. So will ich denn zuerst den Gottesbegriff analysieren, dann die im Laufe der Zeiten gebildeten Religionssysteme mit ihren Konsequenzen

betrachten und dann den philosophischen Anschauungen der verschiedenen Kulturstufen Rechnung tragen. Nach diesem soll dann der Moralphilosophie, wie sie sich aus den ethischen Grundsätzen entwickelt hat, sowie der verschiedenen Phasen, welche die Philosophie in Bezug hierauf überhaupt bis dato durchgemacht hat, gedacht werden.

Vom Gottesbegriff.

Von vornherein möchte ich gleich erklären, daß der Ausdruck „Begriff" nicht im wahren Sinne seiner Bedeutung aufzufassen ist, denn „Begreifen" heißt eigentlich: mit unserem Verstande erfassen, erkennen, verstehen. In diesem Sinne aber Gott in Wahrheit zu begreifen, wird uns Menschen mit unserem beschränkten Menschenverstande nie gelingen, trotz der spitzfindigsten, philosophischen Kombinationen und Grübeleien. Er wird für uns immer nur eine Mutmaßung bleiben, wie schon Nietzsche sehr richtig bemerkte. Ich will unter Begriff nur das verstanden haben, was wir Menschen zu begreifen wähnen und welche Vorstellungen wir uns in den verschiedenen Zeitaltern und auf verschiedenen Kulturstufen von diesem höchsten Wesen gemacht haben und noch machen.

Seit das Menschengeschlecht überhaupt zu denken anfing, hat sich der Gottesbegriff immer verschieden ausgebildet. Ich unterscheide zunächst religiösen und philosophischen Gottesbegriff. Der religiöse Begriff ist einesteils aus der naturalistischen Anschauung des Kosmos entstanden, aus welcher sich die leichtbeschwingte Phantasie der Naturvölker eine Kraft konstruierte, die, wenngleich nicht sichtbar, doch bald Gestalt gewann und sich auf manche mit den Sinnen wahrnehmbare Gegenstände lenkte; anderenteils aber, in späteren Epochen, als der Geist mehr geschult, das Denkvermögen größerer Kombination

fähig war und einzelne befähigte Religionsstifter auftraten, ist dieser Gottesbegriff erweitert und in Verbindung mit der Moralphilosophie in Religionssysteme gebracht worden. Dann wieder haben herrschsüchtige Priester, die für ihre Kaste eine Suprematie anstrebten, sich die Einfalt ihrer Mitmenschen zu Nutzen gemacht und sie wieder auf den alten Aberglauben zurückgeführt; des weiteren hat aber auch das sozialpolitische Leben zeitweise einen großen Einfluß auf die Umgestaltung mancher Maxime gehabt, sodaß der Gottesbegriff schon seit Jahrtausenden immer veränderlich geblieben ist.

In gleicher Weise ist auch der philosophische Begriff im beständigen Schwanken zwischen Dualismus und Monismus geblieben. Er unterscheidet sich aber insofern von dem religiösen, als er von aller Phantasie abstrahiert und lediglich synthetisch aus dem absoluten Denken hervorgeht.

Der religiöse Gottesbegriff hat nun verschiedene Stadien seiner Entwickelung, und zwar:

1. **Sabäismus** (Sterndienst) und **Heliolatrie** (Sonnenanbetung).

Es erscheint mir sehr natürlich, daß der rohe, noch unkultivierte Mensch, dem alle Erscheinungen in der Natur noch unbegreiflich sind, sich zuerst dem Sonnenkultus zugewandt hatte, denn er mußte instinktiv empfinden, daß von ihr Licht, Wärme und Wohlbefinden ausstrahlt, daß sie somit etwas Segenspendendes ist, ein unvergleichliches Etwas, das ihm wohl will und unerreichbar über ihm steht, nicht nur sinnlich, sondern auch im Geiste. Ebenso wird er sich aber auch die andern Himmelserscheinungen, wie Mond und Sterne, die Regen spendenden Wolken 2c. als ihm sichtbare Götter gedacht haben. Da sich aber auf unserer Erde noch viele Wunderdinge ereignen, von denen man wohl die Wirkungen, aber nicht die Ursache sieht, so ist es erklärlich, daß sich alsbald das Vorstellungsvermögen auch hierfür unsichtbare Götter dachte, die solche Wunderdinge, wie Blitz und Donner, das Wachstum der Pflanzen, den sprudelnden Quell 2c., hervorzubringen imstande waren. Dadurch kamen dann die Menschen wohl auf

den Gedanken, daß es viele Götter mit besonderen Kräften geben müsse, und so entstand:

2. **Polytheismus**, Vielgötterei.

Daß es aber viele Götter geben müsse, erklärt sich daraus, daß das unausgebildete Begriffsvermögen es noch nicht fassen konnte, wie die verschiedensten Wunderdinge aus einer Ursache, einer belebenden Kraft entstehen können. Der rohe Mensch hat ja überwiegend nur sinnliche Eindrücke, und alle außerordentlichen Phänomene der Natur machen einen desto tieferen Eindruck auf ihn, je weniger er sie sich philosophisch oder physisch zu erklären imstande ist. Daher ist er also auch sehr geneigt, sie der unmittelbaren Wirkung irgend eines höheren Wesens zuzuschreiben. Da aber für den rohen Menschen der Glaube an ein einziges höchstes Wesen zu abstrakt ist, so glaubt er leicht, jedes Geschehen habe seinen eigenen Verursacher. Ein unsichtbares Wesen donnere im Gewitter, ein anderes brause im Sturm, ein drittes überschwemme das Land u. s. w. Wie nun aber so manches in der Natur geschieht, was dem Menschen Schrecken einjagt oder für ihn schädlich wirkt, so wird er auch für solche Vorkommnisse sich eigene böse Geister, Dämonen, vorstellen, woraus sich dann:

3. **Dämonismus**, der Glaube an übersinnliche Wesen, die nur das Böse wollen, herausgebildet hat.

Es mag nun wohl schwer für den ungeschulten, noch rohen Menschengeist gewesen sein, sich ein Wesen vorzustellen, das mit keinem der menschlichen Sinne wahrgenommen werden kann, und so kam er denn auf:

4. **Fetischismus.**

Dieses ist die niedrigste und roheste Art der Gottesverehrung. Ein Fetisch ist ein durch Natur oder Kunst hervorgebrachtes, mehr oder weniger unförmliches, größtenteils einem Tiere oder Menschen ähnliches Ding, dem man Zauberkraft beilegt und abgöttische Verehrung zollt.

5. **Idolatrie**

ist gleich dem Fetischismus Bilder- und Götzendienst, da man den Idolen (Bilder, Skulpturen oder sonstige Gegenstände)

geheime Kräfte zutraut und sie auch häufig abgöttisch verehrt. Hierzu kann man auch die Ausgeburten des Katholizismus und anderer Religionen rechnen, wenn man an die Muttergottes- und Heiligenbilder, Amulete u. dgl. m. denkt.

6. **Totemismus,** Tierdienst

ist die religiöse Verehrung gewisser Tiere; er findet sich bei mehreren Völkern des Altertums, ebenso eine religiöse Verehrung von gewissen Pflanzen und Steinen. Die der Gottheit selbst gewidmete Verehrung wurde übertragen auf den Naturgegenstand, in welchem die Kraft der Gottheit dargestellt erschien. Die alten Aegypter verehrten z. B. zu Memphis einen schwarzen Stier (Apis), welcher auf der Stirn ein weißes Dreieck, auf dem Rücken die Figur eines Adlers und einen käferartigen Knoten unter der Zunge haben mußte. Er hatte in Ptah (Häphästus) seinen eigenen heiligen Hof und wurde durch Priester gepflegt und bedient. Nach dem Glauben der Aegypter ist er ein Bild der Seele des Osiris. In Siam verehrt man heute noch abgöttisch einen weißen Elephanten, der gleichfalls seinen eigenen Palast und seine eigenen Diener und Priester hat. Nach der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung durch Tierleiber vermutet man in ihm die Seele eines verstorbenen Herrschers.

7. **Anthropomorphismus,** Vermenschlichung Gottes.

Das ist der Glaube, welcher der Gottheit menschliche Gestalt (Morphe) beilegt, wie der **Anthropopathismus** ihr menschliche Gefühle (Pathos) oktroyiert. Diese Vorstellungsarten erklären sich daraus, daß der Mensch das göttliche Wesen nur in der Vollkommenheit der menschlichen Natur denken kann.

8. **Anthropolatrie,** Menschenanbetung. (Heroenkultus.)

Die Verehrung des Göttlichen unter menschlicher Gestalt wurde in religiöser Beziehung von den Christen den Heiden zum Vorwurf gemacht wegen Vergötterung ihrer Heroen und namentlich der römischen Kaiser. Dieser Vorwurf wurde jedoch den Christen zurückgegeben wegen ihrer göttlichen Verehrung des Menschen Jesus Christus; welches auch der Grund war, weswegen die Appollinaristen des 4. Jahrhunderts und alle

späteren rationalistischen Parteien die Kirche der Anthropolatrie beschuldigten.

Gehen wir aber zurück mit unsern Gedanken bis in die Kindheit der Menschheit, so erscheint hier die Anthropolatrie ganz natürlich aus ihrer Einfalt hervorzugehen. Wenn damals, als Künste und Wissenschaften noch unbekannte Dinge waren, ein erfinderischer Kopf Mittel erfand, wie den Seuchen, die die Herden heimsuchten, gewehrt werden konnte, wie ein gegen Regen und Wind festeres Haus zu bauen sei, wie man einen Baum aushöhlen, oder aus Brettern ein Schiff zimmern kann, mit einem Worte, wenn ein erfinderischer Kopf seine Zeitgenossen besser wohnen, essen, trinken, sich kleiden und Vermögen erwerben lehrte oder ihnen gefährliche wilde Tiere tötete, so setzten sie seinen Namen unter die größten und unsterblich verdienten Wohltäter. Nun mag wohl auch mancher dieser Erfinder und Helden sich im Bewußtsein seiner höheren Intelligenz ein mehr als menschliches Ansehen gegeben haben, und so ist denn der Schritt nicht weit, der sie im Laufe der Zeit zu Göttern erhob.

Wie sich nun allmählich bei der Zunahme der Bevölkerung der Erde Gemeinschaften und Staaten bildeten, die durch ein Oberhaupt regiert wurden, so ist man auch wohl zu der Einsicht gekommen, daß das Heer der vielen eingebildeten Gottheiten auch ein Oberhaupt haben müsse, und so finden wir denn auch in allen alten Mythologieen einen obersten Gott, dem die übrigen untertan sind und durch dessen Leitung eine einheitliche Weltregierung zustande kam. Man konstruierte sich ganze Götterfamilien und legte ihnen menschliche Gelüste, Fehler und Schwächen bei. Daß man also noch weit davon entfernt war, sich einen Gott in solcher Größe und Erhabenheit vorzustellen, wie ihn Moses oder Christus lehrte, geht wohl aus dem vorstehend Gesagten hervor.

Doch mit der fortschreitenden Zeit nahm auch das Denk- und Begriffsvermögen der Menschheit zu; Götter, die nur wie Menschen dachten, fühlten und handelten, imponierten ihr nicht mehr, und so verwarf man sie schließlich und erkannte nur einen Gott, einen allmächtigen Herrscher im Himmel und

auf Erden an. Er wird als vollkommenstes Wesen ohne Fehl und als einziger Urheber der Welt mit allem, was drauf fleucht und kreucht, gedacht. Dieser Gottesbegriff ist:

9. **Monotheismus**, Eingötterei.

Da man sich diesen allmächtigen Gott nur als das Prinzip des Guten dachte, das dem Menschen wohl will, andererseits aber wiederum oft ein Mißgeschick den Menschen ohne sein Verschulden traf und manche Naturerscheinung ihm statt zum Segen, zum Fluche gereichte, wie z. B. ein mäßiger Regen das Land befruchtet, ein Wolkenbruch es aber vernichtet, so huldigte man auch der Ansicht, daß es ein böses Prinzip, einen Gegensatz zum Guten, einen Teufel geben müsse, der die guten Werke Gottes zu zerstören bemüht ist. Aus dieser Ansicht entwickelte sich:

10. Der **Amphitheismus**, die Zweigötterei, welche am markantesten in der Lehre Zoroasters (Zarathustra) ausgedrückt ist; denn in ihr ist Ormuzd, der Herrscher im Reiche des Lichts, als der gute, Ahriman, der Herrscher der Finsternis, als das böse Prinzip hingestellt, welche beide im steten Kampf mit einander begriffen sind. Allerdings hat man diesen beiden Hauptgöttern noch untergeordnete Geister hinzugefügt, von denen noch später die Rede sein wird. Da man sich diese Hilfsgeister nun auch als einzelne Erscheinungen denkt, so kann man ebenso gut die ganze Lehre dem Polytheismus zuweisen; das kann man aber schließlich bei allen Religionssystemen. Wie ausschweifend selbst die christliche Poesie in der Darstellung von Himmel und Hölle ist, sieht man in Miltons „Verlorenem Paradiese“ und Dantons „Göttlicher Komödie.*)

*) Dante schreibt über sein Höllentor die verheißungsvollen Worte: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.“ (Lasset jede Hoffnung zurück, die ihr hier eintretet.) Und Milton schreibt vom Zustand seiner Hölle:

— — — but torture without end
Still urges, and a fiery deluge, fed
With ever-burning sulphur unconsum'd. — —
(— — nur endlos grimme Pein
Mischt sich der Feuerflut, genährt von Schwefel,
Der ewig brennt und nimmer sich verzehrt. — —)

Beide Dichter haben aber aus der Bibel ihre Ideen geschöpft. Reinen Monotheismus findet man nur bei den Philosophen.

11. **Tripelotheismus**, Dreigötterei, ist in der christlichen Religion zu finden, da hier Gott, der Vater, Gott, der Sohn, und Gott, der heilige Geist, verehrt wird. Diese Dreieinigkeit, könnte man sagen, ist der christliche Gesamtgott. Abgesehen von den Untergöttern, findet man solche Trinität auch im Brahmaismus. Brahma, Wischnu und Siwa bilden hier die Trias, Trimurti genannt. Auch die alten Preußen und Litauer hatten eine Dreizahl von Hauptgöttern: Perkunos, Potrimpos, Pikollos. U. a. m.

12. **Mixotheismus**, Mischgötterei, findet sich bei allen Religionen und wird dieselbe bei Betrachtung der einzelnen Religionssysteme zutage treten.

13. Der **Kosmotheismus** findet in der ganzen Schöpfung die Gottheit verkörpert.

Es bleibt mir nur noch übrig, den philosophischen Gottesbegriff zu erläutern. Derselbe ist rein monotheistisch, wie ich schon erwähnte, und unterscheidet sich nur im Wesen Gottes, indem der philosophische Dualismus sich zum Theismus bekennt, welcher Gott als den absoluten Geist darstellt, der den ganzen Kosmos aus Nichts geschaffen hat, während sich der Monismus sowohl zum Pantheismus, der Alleinslehre, bekennt, die Gott und Welt als ein einziges Wesen hinstellt, als auch zum Atheismus, einer gottlosen Weltanschauung, welche alles Werden und Entstehen einer bloßen Naturkraft zuschreibt.

14. Der **Theismus** oder **Deismus** ist daher gewissermaßen das wissenschaftliche Lehrgebäude des Glauben an Gott, der Vernunftglaube im Gegensatze zum Offenbarungsglauben.

15. Der **Pantheismus** vertritt diejenige religiöse Weltanschauung, welche Gott nicht als ein außerweltliches, persönliches und selbständiges Wesen, sondern als die Seele des Weltganzen auffaßt. Er ist in verschiedenen Modifikationen durch die Eleatiker, Stoiker und Neuplatoniker des Altertums vertreten, unter den neueren durch Spinoza, Fichte, Schelling

und Hegel. Ein Pantheist wäre gleich dem Kosmotheisten ein Weltgottgläubiger, dessen Gottheit das Weltall ist.

16. **Atheismus** schließlich bezeichnet, wie schon angedeutet, das Leugnen des Daseins Gottes. Der skeptische Atheismus zweifelt an der Möglichkeit eines hinreichenden Beweises für das Dasein Gottes; der dogmatische besteht in vollkommener Gottesleugnung; der theoretische leugnet die Gottesidee, achtet dieselbe aber als sittliches Ideal; der praktische Atheismus dagegen besteht in völliger materialistischer Nichtachtung und Vernachlässigung der Gottesidee und alles Idealen. Die alten Griechen nannten diejenigen Atheisten, welche die Vielgötterei verwarfen; in der christlichen Kirche belegte man mit diesem Namen diejenigen, welche die Dreieinigkeit oder die Gottheit Christi leugneten, und in der neueren und neuesten Zeit diejenigen, welche, wie Spinoza, Fichte, Hegel und Häckel, sich gegen die Außerweltlichkeit Gottes erklärten.

Alle diese verschiedenen Gottesbegriffe, welche sich seit der grauesten Vorzeit allmählich entwickelt haben, bestehen auch heute noch unter den Menschen, und selbst der roheste Aberglaube, wie er sich im Fetischismus kund tut, findet heute noch seine Bekenner, und nicht nur bei gänzlich unkultivierten Völkern, sondern auch unter dem gewöhnlichen Volke in den gebildetsten Nationen, wo die Lehrer, Hüter und Verbreiter der von Hundertmillionen anerkannten Religionen, die Priester, selbst eifrigst den Aberglauben um schnöden Gewinn fördern. Ich erinnere nur an den Ablaßkram, die Heiligenbildchen, Idole und Amulete der Katholiken und Mohamedaner und an die Götzen der Buddhisten.

Es geht also zur Evidenz aus allem Vorherangeführten hervor, daß alle unsere verschiedenen Gottesbegriffe von dem eigentlichen Wesen Gottes keine Vorstellung zu geben vermögen. Wenn sich auch die Philosophen aller Zeiten bemüht haben, Klarheit in diese Wirrnis widerstreitender Meinungen zu schaffen, so ist es ihnen doch nie gelungen, und immer haben sie sich mit ihren Systemen, Prinzipien und Maximen im Kreise bewegt, immer gelangten sie an den Strich, wo die

Erfahrung aufhört und die unergründliche Transcendenz, die bloße Mutmaßung anfängt. So wird es aber auch bleiben, weil unser menschliches Begriffsvermögen nicht ausreicht, übersinnliche Dinge zu fassen. Unsere Sinne allein schreiben uns die Grenze des für uns Wahrnehmbaren vor; begnügen wir uns damit und bauen wir in unserm eigenen Herzen einen Altar für den Gott, welchen uns unser Gefühl empfinden läßt.

Von den verschiedenen Religionssystemen.

Es ist dieses ein weites Feld, das fruchtbringend zu beackern weit über den Rahmen dieser Betrachtungen hinausgehen würde; so will ich daher nur oberflächlich, soweit es zum allgemeinen Verständnis der allmählich sich entwickelnden Ideen nötig ist, die einzelnen Systeme skizzieren, um ein ungefähres Bild von den Anschauungen der Völker in ihrer geistigen Entwickelung zu gewinnen, welches zu eigenem Nachdenken führt und zu eigenen Schlußfolgerungen Anlaß giebt; denn als denkender Mensch muß man nicht Alles, ohne selbst zu prüfen, glauben, was die Weisen aus dem Morgenlande der frommen Einfalt und gedankenlosen Schlafmützigkeit einer übergroßen Mehrheit ihrer Mitmenschen zu glauben aufbürden und vorschreiben wollen.

Bei Betrachtung der verschiedenen Religionssysteme, die noch heute Geltung und Bedeutung haben, will ich versuchen, dieselben möglichst aus ihren Uranfängen herzuleiten und in Kürze auch der Mythologien gedenken, die durch das Christentum, welches auf anderer Basis entstanden ist, ganz verdrängt wurden.

1. Hindnismus und Brahmaismus.

Wenden wir unsern Blick zunächst nach Asien, in dem die ältesten Kulturländer der Erde liegen und deren beglaubigte

Geschichte fast 5000 Jahre alt ist, denn die chronologischen Stammtafeln der indischen Könige reichen bis 3101 v. Chr. hinauf und die der chinesischen Herrscher bis 2698 v. Chr. Auch das nordöstliche Afrika reicht mit seinen Aufzeichnungen weit zurück, doch verliert sich die erste Zeit noch ganz in eine fabelhafte Sagenwelt.

Indien insonderheit ist das Land der Sonne, denn weder die alte noch die neue Welt kennt ein anderes Land, das sich gleichmäßig an Größe, an Herrlichkeit und Großartigkeit der Naturgestaltungen, an Manigfaltigkeit des Natur- und Volkswesens und an individueller Einheit des Ganzen mit ihm messen könnte; die Natur hat in diesem Ländergebiete die ganze Stärke ihres Einflusses auf den Menschen in einem Grade und in einer Schärfe geltend gemacht, wie die Erde kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Es ist daher auch naturgemäß, daß in diesem herrlichen Wunderlande, wo die Natur in unerschöpflicher Fülle ihre Gaben mit vollen Händen ausstreute, am frühesten die geistigen Kräfte der in beschaulicher Ruhe lebenden Bewohner dieses Erdreiches ausgereift wurden. Andererseits ist man auch wieder geneigt zu glauben, daß die geistigen Kräfte erst im Norden dieser üppigen Natur erstarkten, weil sie in einem weniger ergiebigen Lande mehr zum Nachdenken angespannt werden, als in der Ueberfülle der tropischen Vegetation, in welcher der Geist eher erschlafft. Doch das wollen wir dahingestellt sein lassen; beide Ansichten haben ihr Für und Wider. Jedenfalls haben wir die frühesten Nachrichten aus Indien und nicht aus dem Norden.

Die drei heute noch neben einander bestehenden Kultussysteme: der Brahmaismus, der Buddhismus und der Sabäismus bilden zusammen den Hinduismus. Aus dem Sabäismus, welcher den anderen beiden Kulten voranging, erklärt sich auch, wie bei den Indern Brahma, d. i. der Leuchtende, die Sonne, und seine Verehrung an die Spitze des religiösen Kultus treten konnte. Die Sekte der Sauras verehrt heutigen Tages noch einzig und allein die Sonne. Später entwickelte sich im nördlichen Indien, wie aus den Vedas und den Gesetzen des Landes sich ergiebt, der Brahma-

ismus oder Sonnenkultus zu einer höheren Idee: der Sonnengott ward der Urquell des ewigen Lichts, der Alles ſchauende Gott, das Unerſchaffene, das Große; es erhob ſich der Brahmaismus zum Monotheismus. Darum erſcheint auch Brahma in den indiſchen Schriften unter dem Namen Parabrahma, d. i. der Urgroße, dem Alles ſein Daſein verdankt. In Brahma, Viſchnu und Siwa wird dieſer Urgroße nach ſeinen drei Eigenſchaften, der allmächtigen Schöpferkraft, der erhaltenden und der richtenden oder ſtrafenden Kraft perſonifiziert. Brahma iſt der Schöpfer, Viſchnu der Erhalter und Siwa der Richter. Obgleich nun dieſe drei in der Trinität Parabrahma ausmachen, ſo hatten ſich doch verſchiedene Sekten gebildet, die einen beſonderen Kultus dem Viſchnu oder Siwa widmeten.

Wie nun dieſe drei oberen Gottheiten durch Emanation aus Parabrahma hervorgegangen ſind, ſo gingen auch noch eine Menge anderer Gottheiten aus ihm hervor, welche über die Tiere, die Seelen der Abgeſchiedenen, die Natur, über die Krankheiten, über Wolken und Blitze, über die Monate u. ſ. w. geſetzt wurden.

Nachdem lange Zeit in der Geiſterwelt Ordnung und Harmonie geherrſcht hatte, wurde Moiſaſur, einer der Geiſter, neidiſch über Brahmas Lichtglanz und verweigerte ihm mit einer großen Anzahl von Geiſtern den Gehorſam. Vergebens ſuchte Brahma ſie zu beſſern; die böſen Geiſter fochten gegen die gut gebliebenen, und Siwa mußte ſie aus dem Himmel in die Onderah, den Abgrund der Finſternis ſtürzen. Hier bedauerten ſie ihren Ungehorſam und Parabrahma beſchloß, auf die Fürbitte der drei erſten Gottheiten, ihnen Mittel zu geben, zu einem beſſeren Zuſtande wieder gelangen zu können. Fünfzehn verſchiedene Zuſtände müſſen ſie durchwandern. Die ſieben unterſten Zuſtände ſind der Wanderung durch die verſchiedenen Gattungen der Tierkörper beſtimmt und dienen zur Strafe und Züchtigung. Der achte Zuſtand iſt der Zuſtand der Prüfung in einem menſchlichen Körper. In dieſem Zuſtande können ſich die gefallenen Geiſter durch Gehorſam der höheren Stufen der Reinigung würdig machen. Mißs

brauchen sie aber ihre Vernunft, so kehren sie wieder auf die untersten Stufen ihres Daseins zurück und beginnen den Kreislauf aufs Neue. Die sieben oberen Stufen dienen zur vollendeten Läuterung der Geister.

Als nun die Welt geschaffen war, wurden den Gefallenen, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet waren, gewisse tierische Körper angewiesen. Weil der Ewige diese Körper zu gewissen Zwecken erschaffen hat, so pflanzen sich dieselben fort, damit die Folge der Wanderungen nie unterbrochen werde. Dem Moisasur war es zwar auch erlaubt, die Mittel zur Bekehrung zu benutzen, allein er blieb bei seinem Ungehorsam, erweiterte seine Herrschsucht und suchte die Büßenden zu verführen. Dadurch erhielten diese aber auch die Veranlassung, sich im Guten zu üben und Festigkeit darin zu erlangen, obgleich der größte Teil der Lebenden dem Moisasur anhängt.

Der Körper ist nach dem indischen Religionssysteme nur das Haus der Seele, die, wegen ihrer Verbindung mit dem Körper, die gebundene Seele heißt. Jeder Mensch muß sich sagen: ich war Brahma, könnte ich es doch wieder werden; könnte ich doch befreit werden und nicht mehr an diesem Körper gebunden sein! Dazu war Brahma den Menschen selbst förderlich, indem er sie das heilige Gesetz lehrte und Wischnu mehrmals auf der Erde erschien. Doch die Tugend des Menschen ist nicht rein, wenn er nach Triebfedern der sinnlichen Natur, selbst nicht, wenn er mit der Sehnsucht nach dem blühenden Siegeskranze der Tugend gut handelt. Nur die Tugend des Menschen ist rein, der mit seinem Verstande den unsterblichen Brahma selbst entdeckt; denn wer im Denken seinen Verstand übt, der sieht den göttlichen Geist Brahmas gepflanzt in seine Brust. Ja, der Mensch kann es in der Veredlung seiner selbst soweit bringen, daß er sogleich nach seinem Tode zu der allgemeinen Weltseele, aus welcher er ausgeflossen ist, zurückkehrt; die andern, welche in der sittlichen Reife nicht soweit gelangen, gehen entweder in andere menschliche Körper oder in die Körper unvernünftiger Tiere über. Die Vergeltung der guten und bösen Handlungen ist

wie die Woge des Meeres, keiner kann sie aufhalten. — Zuletzt, am Ende der Welt, nach der Erneuerung der verschiedensten Zeiträume (Birmahs), wird Siwa kommen wie eine feurige Flamme und die Welt verzehren.

Die ältesten Religionsurkunden sind die Vedas, d. h. das Wissen, die Offenbarung. Sie sind die Hauptquellen, aus denen wir unsere Kenntnis des Religionswesens jenes Volkes und seines höchst mannigfaltigen Ritus schöpfen. Das Dunkel über ihre Entstehungszeit ist ebensowenig aufgehellt, als das Zeitalter, in dem der indische Weise Vyata, d. h. Sammler, lebte, der sie zu einem systematischen Ganzen vereinigte. Sie bestehen aus vier Teilen: Rig-Veda, Yagur-Veda, Sama-Veda und Atharva-Veda.

Der Rig-Veda, der wichtigste von allen, enthält Hymnen zur Feier aller Götter in 10 000 Doppelversen. Die Mehrzahl derselben verrät deutlich den sabäischen und naturdienstlichen Charakter der Hindureligion. Das Firmament (Indra), das Feuer (Agnis), die Sonne, der Mond, das Wasser, die Luft, die Atmosphäre, die Erde und die Geister bilden die Gegenstände ihrer Anbetung und Verherrlichung. Man hat den Ursprung der Rig-Veda, einer astronomischen Angabe zufolge, die sich in ihr findet, in das 14. Jahrhundert v. Christi setzen zu müssen geglaubt.

Der Yagur-Veda bezieht sich meistenteils auf Opfer und Opferspenden.

Der Sama-(Lied)Veda enthält für den Gesang bestimmte Gebete.

Der Atharva-Veda enthält über 760 Hymnen von mehr als 6000 Versen, die Verwünschungen der Feinde und Gebete für deren Vernichtung, auch Lobgesänge auf die Götter und theologische Abhandlungen — es sind deren 52 — enthalten, die eine Hauptquelle unserer Kenntnis der indischen Theologie sind und Upanishads genannt werden.

Das Studium dieser Vedas lag natürlich den Priestern (Brahmanen) ob, die sie meistenteils auswendig lernten und welche die erste Kaste der Bevölkerung bildeten. Sie sind überhaupt die Seele des ganzen indischen Staatskörpers; ihre

kirchliche Stellung ist durch die Vedas ebenso fest begründet, wie ihre bürgerliche durch Manus Gesetzbuch, welches auch größtenteils aus den Vedas hervorgegangen ist.

Aus dem vorgehend über den Brahmaismus Gesagten erhellt nun wohl zur Genüge, wie die Brahmanen durch ihr fortgesetztes Grübeln über die sich ihnen offenbarenden Wunderwerke der Natur von dem rohen Naturdienste auf eine monotheistische Gottesidee kamen und wie sie alle Naturerscheinungen sowohl als auch alle geistigen Einflüsse auf die Menschheit einem Alles umfassenden Geiste, Parabrahma, zuschrieben. Alle anderen Gottheiten sind ihnen bloße Emanationen (Ausströmungen) dieses einzigen Gottes; ähnlich der Emanationstheorie der Neuplatoniker und Gnostiker. Trotz dieser monotheistischen Grundidee besteht der ganze Gottesdienst doch nur aus polytheistischer Götzendienerei, Blutopfer, Fetischdienst und umständlichem Zeremoniendienst.

Zu Füßen von Benares, dem indischen Olymp und Wohnsitze Siwas, im heiligen Ganges zu baden, ist der Inbegriff aller Gottgefälligkeit und reinigt von allen Sünden. Millionen gläubiger Hindus wandern alljährlich dorthin, wie die Mohamedaner nach Mekka, um dort in den 1500 Götzentempeln zu opfern; aber auch Hunderttausende beten und opfern an den Ufern des heiligen Stromes. Mit Blumen in den Händen tritt der Hindu an das Ufer und wirft sie als Opfer in die Fluten. Dann schöpft er mit der hohlen Hand etwas Wasser, ohne den aufgedunsenen, halbverwesten Leichnam zu beachten, der von den Fluten dicht an seinem Standort vorbeischwimmt, saugt das heilige Naß in den Mund und spült diesen sorgfältig aus. Dann faltet er die Hände und betet, indem er bald das eine, bald das andere Bein erhebt. Nun fällt er in die Knie und küßt andächtig den Uferschlamm. Ist er wieder auf den Füßen, so verbeugt er sich tief nach den vier Himmelsrichtungen und hebt die Arme zum Himmel empor. Dann schöpft er mit einem blanken Messinggefäß Wasser aus dem Flusse und gießt es in der Richtung der Sonne wieder in den Fluß zurück. Dann reibt er Arme, Beine und Oberkörper mit dem Uferschlamme ein, taucht ein- oder zweimal unter,

um ihn wieder abzuspülen, wäscht endlich seinen Turban und das Hüfttuch, legt diese Kleidungsstücke, nachdem er sie ausgewunden, wieder an und mischt sich befriedigt in den Menschenstrom. Aber dieses tägliche Morgenopfer des gewöhnlichen Hindu ist nichts im Vergleich mit dem verwickelten und zeitraubenden Zeremoniell des Brahmanen. Nach stundenlangem Morgengebet, während dessen er mannigfaltige Zeremonien und Waschungen ausführt, unbekümmert um den ihn umflutenden Menschenstrom, füllt er seine Töpfe mit Gangeswasser und kehrt nach Hause zurück, um zu frühstücken.

Vor jeder Mahlzeit müssen den Göttern, denen man die Speisen verdankt, Opfer dargebracht werden. Da ist zunächst das Feuer, mit welchem die Speisen gekocht werden. Geweihtes Holz wird in einem geweihten Metallgefäß entzündet, die Mitglieder der Familie streuen heiliges Kusagras ringsum, während der Brahmane die betreffenden Stellen aus den heiligen Büchern hersagt. Dann muß er Gangeswasser schlürfen und unter dem Hersagen der uralten Gebete wird nun der Reis gekocht. Ist dieser fertig, so wäscht sich der Brahmane die Hände und opfert jedem Speisegott einige Reiskörner, indem er sie ins Feuer wirft. Dann reibt er sich mit der Asche des Feuers Stirn, Nacken und Schultern und bittet Siwa, seine Familie und sein Vieh zu beschirmen, Vischnu aber, ihm ein glückliches langes Leben zu schenken.

Nun werden in doppelten Reihen auf den Fußboden kleine Häuflein Reiskörner gestreut, die innere Reihe als Opfer für die genannten Götter, die äußeren für alle anderen Gottheiten, die bei jedem Häuflein mit Namen genannt werden: Hausgötter, Wasser-, Pflanzen-, Erd- und Steingötter, gute und böse Geister, Tage- und Nachtgeister u. s. w. Der Brahmane betet dabei; dann tritt er vor die Haustüre und legt kleine Portionen auf den Boden für Leute niedriger Kasten und Parias, für Hunde, Kühe und Raben. Kommt gerade eine Bettler des Weges, so wartet er ihn ab und giebt ihm einen Teil der Speisen. Nun wäscht er abermals Hände und Füße, trinkt etwas Gangeswasser und kann nun endlich essen; das heißt: nur er und die männlichen Hausgenossen, welche

von den Frauen und Mädchen des Hauses bedient werden; diese dürfen erst, nachdem die Männer gegessen und gebetet haben, ihre Mahlzeit einnehmen.

Die Brahmanen, deren es 25 000 in Benares giebt, sind zwar nicht alle Priester, stammen aber von dieser bevorzugten Kaste und rangieren über die andere Menschheit, so der gemeine Soldat, wenn er Brahmane ist, über seinen Offizier, der brahmanische Diener über seinen Herrn, wenn dieser einer geringeren Kaste angehört. Ihr Erkennungszeichen besteht aus drei baumwollenen Schnüren, die sie um den Hals geschlungen tragen. Sobald der Sohn eines Brahmanen das achte Lebensjahr erreicht hat, wird ihm die Schnur in feierlicher Weise verliehen. Man bemalt seine Augenlider und salbt seinen Körper mit Oel. Dann wird er mit neuen Gewändern bekleidet, er muß dem heiligen Feuer und den Planeten Opfer darbringen und erhält dann die Schnur umgehängt. Damit tritt er in den Stand der Brahmanen ein und wird Dvidscha, d. h. „zweimal Geborener". Es hat sich demzufolge ein ungeheurer Dünkel bei diesen Brahmanen ausgebildet, welcher sie hoch über alle, selbst ihre Landesfürsten, erhebt. Wir Europäer sind ihm nun gar ein Greuel, und wenn unser Schatten nur über den Reis fällt, den der Brahmane sich zubereitet, so ist damit die Speise für ihn schon verunreinigt und er wirft sie fort.*)

Es drängt sich uns hier unwillkürlich die Frage auf, wie es möglich ist, daß so viele Millionen Menschen mit solchem Fanatismus noch immer an diesem Polytheismus festhalten und ein Formenwesen beobachten, das mit seiner Hohlheit viele Tagesstunden in Anspruch nimmt? Und doch ist dieses Festhalten an Aeußerlichkeiten gerade natürlich, wenn man bedenkt, daß der überwiegend allergrößeste Teil der Menschheit denkfaul ist und nur die Furcht vor den übernatürlichen Kräften der Götter und deren Zorn sie in Schach hält und zu den unsinnigsten Zeremonien treibt. So ist es seit Menschendenken gewesen und so wird es bleiben, bis in

*) Nach v. Hesse-Wartegg's „Brahmanenwirtschaft".

unabsehbarer Zeit die Menschheit durch eignes Nachdenken von den Schlacken des Aberglaubens gereinigt sein wird. Durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von etwas Höherem, Unbegreiflichem, entsteht eben Religion und diese wird, je dümmer die Menschheit ist, desto phantastischer aufgeputzt. Die Wasser des heiligen Ganges sind für den Hindu das, was das heilige Wasser von Loudres den gläubigen Katholiken ist. Daran läßt sich vorläufig noch nichts ändern.

2. Der Buddhismus.*)

Im sechsten Jahrhundert v. Chr. trat dann ein Mann auf, welcher als Stifter einer neuen Religion, des Buddhismus, die Grundvesten des Brahmanentums erschütterte und im Laufe der Zeiten einen ungeheuern Anhang erwarb, welcher sich zum allergrößten Teil aus den Anhängern des Brahmaismus rekrutierte. Die Gesamtsumme der in Asien lebenden Buddhisten wird heute auf 500 Millionen geschätzt.

Gautama, so hieß dieser Mann, wurde von seinen Anhängern unter dem Namen Buddha, d. i. der Erhabene, der Weise, verehrt. Er entstammte einer mittelindischen Königsfamilie Sakya und war in allen Künsten und Wissenschaften wohl unterrichtet, sodaß er bald alle seine Lehrer übertraf. Trotzdem er schon früh mit seiner Cousine, einer Tochter des Rajahs von Koli, verheiratet war und in aller Herrlichkeit infolge seiner hervorragenden Stellung leben konnte, zog er sich doch im 29. Lebensjahre in die Einsamkeit zurück und widmete sich ganz philosophischen und theologischen Grübeleien. Es würde zu weit führen, auf sein ferneres Leben und sein übermächtiges Ringen mit Vorurteilen und Versuchungen einzugehen; ich will hier nur in kurzem Abriß der Grundzüge seiner Lehre gedenken.

Betrachtet man den Buddhismus, in dessen Kosmogonie und Theologie ein alles schaffendes und beherrschendes Fatum waltet, während seiner Sittenlehre das Gebot einer absoluten Unabhängigkeit von der sinnlichen Welt und einer allgemeinen

*) Nach T. W. Rhys Davids.

Menschenliebe zu Grunde liegt, in seinem Gegensatze zum Brahmaismus, so läßt sich dieser Gegensatz etwa auf folgende Punkte zurückführen: 1) weder in den Vedas, noch in den übrigen heiligen Urkunden der Brahmanen kann ein Buddhist bindende Glaubens- und Verfassungsurkunden anerkennen, denn Buddha ist größer als Brahma. 2) Das Kastentum und blutige Opfer müssen dem Buddhismus, da er alle Menschen mit dem Gebote der Liebe umfaßt und kein lebendes Wesen zu töten gestattet, verwerflich erscheinen. 3) Das Priestertum steht infolgedessen jedem Buddhisten offen, der sich durch seinen Wandel, durch Cölibat und Tonsur zu dem Eintritt in dasselbe würdig macht. Um sich dem beschaulichen Leben ungestört widmen zu können, müssen ihn die arbeitenden Laien ernähren. 4) Um dem Kultus eine gewisse Einheit und der Asketik einen bestimmten Erfolg zu sichern, bedurfte es für die Priester oder Mönche gewisser Mittelpunkte und vorgeschriebener asketischer Uebungen, daher Tempel mit Glocken, Klöster, Feiertage, Bet- und Fasttage, Gebetschnur und Reliquienverehrung. Auch durch seine ärmliche Kleidung machte der Buddhapriester seine Trennung von dem Brahmanentum erkenntlich. Der äußere Formalismus ist also dem katholischen Formenwesen sehr ähnlich.

Ein weiterer Gegensatz zwischen diesen beiden Religionssystemen ist in philosophischem Sinne noch folgender: Im Brahmaismus ist alles Sein aus dem Ursein, dem unpersönlichen Urbrahma hervorgegangen und soll dahin wieder zurückkehren. Der Tugend Ziel ist das völlige Entschlafen des persönlichen Geistes, das Verdünsten des Tautropfens, der auf der Lotosblume zittert. Der Buddhismus dagegen lehrt: Die Welt ist nicht aus dem Ursein entstanden, sondern aus dem Nichtsein, und ihr letztes Ziel ist Rückkehr in das Nichtsein durch Nirwana. Diese Rückkehr erfolgt nicht durch positive Selbstqual, sondern durch stilles, entsagendes Dulden und Unterdrückung aller Begierde zum Leben. Alle Menschen sind gleich, alle Kastenunterschiede sind aufgehoben.

Wie alle Religionssysteme, so hat auch der Buddhismus außer seinen kosmologischen, philosophischen und theologischen

Grundsätzen in der Hauptsache ethische Bestrebungen, welche die Menschheit zum Guten anleiten sollen. Der hierauf bezügliche buddhistische Lehrsatz lautet:

Zwei Irrwege sind es, ihr Brüder, die derjenige, welcher nach Erlösung trachtet, nicht gehen darf. Der eine, das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften und der sinnlichen Genüsse, ist niedrig, gemein, entwürdigend und verderblich; er ist der Weg der Weltkinder. Der andere, die Selbstpeinigung und Askese, ist trübselig, peinvoll und nutzlos. Der Mittelweg allein, der edle, achtfache Pfad, den der Vollendete gefunden hat, vermeidet diese beiden Irrtümer, öffnet die Augen, verleiht Einsicht und führt zur Befreiung, zur Weisheit, zur Vollendung, zum Nirwana. Der Kreis der Wiedergeburten hört damit auf.

Zur Erläuterung dieses Lehrsatzes (Pitakas) diene noch Folgendes:

A. Der Mittelweg oder vortreffliche Pfad hat acht Stufen:

1) Rechtes Glauben, 2) rechtes Entschließen, 3) rechtes Wort, 4) rechte Tat, 5) rechtes Leben, 6) rechtes Streben, 7) rechtes Gedenken, 8) rechtes Sichversenken.

Die vier Schritte des Pfades sind die nachstehenden:

1. Das „Eintreten in den Strom", die Bekehrung, welche folgt auf a) Pflege der Gesellschaft mit Guten, b) das Hören des Gesetzes, c) erleuchtetes Nachdenken, d) Uebung der Tugend.

2. Der Pfad derer, welche nur noch einmal in diese Welt zurückkehren. — Der Bekehrte, welcher frei von Zweifel ist und den Täuschungen des Ich und des Ritualismus, ist auf diesem Pfade erfolgreich, indem er Begierde, Haß und Wahn bis auf das kleinste Maß verringert.

3. Der Pfad derer, welche niemals wieder zu dieser Welt zurückkehren werden. — In ihnen vermag, nachdem auch die letzten Ueberreste von Sinnlichkeit und Uebelwollen zerstört sind, nicht mehr die kleinste niedrige Begierde für ihr eigenes Selbst oder unbilliges Empfinden gegen andere im Herzen aufzusteigen.

4. Der Pfad der Arahats, derer, welche durch Einsicht

zur Freiheit gelangt sind, derer, in welchen das Heilige frei wird von der Begierde nach irdischem oder himmlischem Leben, von Stolz, Selbstgerechtigkeit und Unwissenheit. Ein solcher ist von jedem Irrtum befreit; er sieht und schätzt alle Dinge nach ihrem wahren Werte; er ist der Vollendete.

B. Nirwana ist nicht, wie gemeinhin angenommen wird, das Verlöschen der Seele, sondern es ist das Auslöschen jener sündigen, greifenden Beschaffenheit des Geistes und des Herzens, welche sonst nach dem großen Mysterium des Karma die Ursache zu erneutem individuellen Sein werden würde; es ist ein sündenloser, ruhiger Gemütszustand, ein Leben der Vollkommenheit in Frieden, Güte und Weisheit.

C. Karma. Der Buddhismus leugnet ein Dasein der Seele. Nach seiner Auffassung besteht der Mensch aus einer Verbindung von verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten. Diese teilt er in fünf Skandhas oder Hauptgruppen: 1) Körperliche Eigenschaften, 2) sinnliche Empfindungen, 3) abstrakte Begriffe, 4) Neigungen des Gemüts und 5) geistige Fähigkeiten. Alles mit unseren Sinnen nicht Wahrnehmbare soll gewissermaßen das Aequivalent für die Seele sein. Karma ist nun das aus den Neigungen des Gemüts und der geistigen Fähigkeiten eines Menschen entstandene Verschulden oder Verdienst im Leben.

D. Seelen- oder Karmawanderung und der Kreislauf der Wiedergeburten. — Die Idee und der Glaube an Seelenwanderung ist von dem Brahmaismus übernommen worden; da nun aber der Buddhismus das Dasein einer menschlichen Seele leugnet, so hat er sich ein ganz sonderbares, unbegreifliches Mysterium gebildet, welches der Seelenwanderung gleichkommen soll und dadurch das ganze Menschenleben fatalistisch aus einem vorhergehenden Leben herleitet. — Sobald ein empfindendes Wesen (Mensch, Tier oder Engel) stirbt, wird ein neues Wesen in einem mehr oder minder leidvollen und körperlichen Daseinszustande wieder hervorgebracht, je nach dem Karma des Verstorbenen. Die Ursache, welche dieses neue Leben hervorbringt, ist Trischna, der Durst, oder Upadana, das Greifen; dies sind Ausdrücke für nahezu

gleichartige Gemütszustände. Empfindungen entstehen aus der Berührung der Sinnesorgane mit der äußeren Welt; aus der Empfindung entspringt das Verlangen nach Befriedigung eines sich fühlbar machenden Bedürfnisses, ein Sehnen, ein Durst (Trischna); hieraus entspringt ein Greifen nach Gegenständen, um jenes Verlangen (Upadana) zu befriedigen. Jener Gemütszustand des Greifens ist die Ursache für das Entstehen des neuen Wesens (natürlich nicht etwa einer neuen Seele, sondern einer neuen Reihe von Skandhas (Eigenschaften) eines neuen Körpers mit geistigen Bestrebungen und Fähigkeiten). Das Karma der früheren Reife der Skandhas oder des empfindenden Wesens bestimmt also Oertlichkeit, Natur und Zukunft der neuen Reihe von Skandhas des neuen empfindenden Wesens. Wenn es also einem Menschen im Leben schlecht geht, so muß er sich sagen: „Ich habe es verdient durch mein früheres schlechtes Leben in einem anderen Körper.“ Es erbt demnach jedes Individuum in der langen Kette des Seins alles Gute oder alles Böse, was alle seine Vorgänger getan haben, und nimmt das Ringen nach Erleuchtung gerade an der Stelle wieder auf, wo jene es abgebrochen haben. Es ist dieses allerdings eine starke Zumutung, welche an die Glaubensseligkeit eines Menschen gemacht werden kann, und doch hängen diesem Glauben viele hundert Millionen an.

Manche Systeme lehren, daß die Menschen hienieden nach irgend einer Art Glückseligkeit suchen müssen, die meisten anderen Glaubenssysteme sagen hingegen, daß dies eine Torheit sei, daß vielmehr die Treuen und Heiligen ein zukünftiges Glück in einer besseren jenseitigen Welt finden werden. Der Buddhismus sagt aber, daß die eine Hoffnung ebenso eitel sei, wie die andere. Nichts ist ewig; der ganze Kosmos schwindet dahin; nichts ist; alles ist im Werden begriffen, und alles, was Ihr körperlich oder geistig von Eurem Selbst seht oder fühlt, — es wird vergehen, wie alles Andere. Nichts wird übrig bleiben, als das aufgespeicherte Ergebnis aller Eurer Handlungen, Worte und Gedanken. Darum seid rein und gütig und nicht träge im Denken, denn das nur führt zur Freude und Ruhe des Nirwana.

Der Buddhismus macht nicht den Versuch, das Problem von dem Uranfang aller Dinge zu lösen; die Existenz der körperlichen Welt und bewußter in ihr lebender Wesen ist eine Tatsache, über welche hinaus der Buddhismus keine metaphysischen Fragen kennt; er nimmt an, daß alles dem Gesetze von Ursache und Wirkung unterworfen ist, sowie daß sich alles beständig, wenn auch unmerklich, verändert. Es giebt keinen Ort, wo dieses Gesetz nicht seine Wirkung ausübt; Himmel und Hölle im gewöhnlichen Sinne existieren also nicht. Es giebt Welten, in denen Dewas leben; das Dasein derselben ist mehr oder weniger körperlich, je nachdem ihre früheren Leben mehr oder weniger gut gewesen waren; allein die Dewas sterben, und die Welten, die sie bewohnen, vergehen. Es giebt Orte der Qual, wo die schlechten Handlungen der Menschen oder der Dewas unglückliche Wesen hervorbringen; aber wenn die wirkende Kraft des Bösen, die sie hervorrief, erschöpft ist, vergehen sie, und die Welten, die von ihnen bewohnt werden, bestehen nicht ewig. Das ganze Weltall — Erde, Himmel und Höllen — strebt unaufhörlich nach Erneuerung oder Zerstörung; es ist beständigem Wechsel unterworfen, einer Kette von Umwälzungen und Kreisläufen, deren Anfang und Ende gleicherweise unergründbar und unergründet sind. Diesem allgemeinen Gesetze des Werdens und Vergehens gegenüber nehmen Menschen und Götter keine Ausnahmestellung ein. Die Vereinigung der Kräfte, durch welche ein empfindendes Wesen entsteht, muß sich früher oder später auflösen, und Unwissenheit und Verblendung allein können ein solches Wesen dazu bringen, sich dem Wahne hinzugeben, daß es ein von Allem losgelöstes und für sich bestehendes Gebilde sei.

Nun noch etwas über Buddha. — Der historische Buddha, Gautama, soll der Darstellung nach gelehrt haben, daß er nur einer aus der langen Reihe der Buddhas sei, welche von Zeit zu Zeit in der Welt erscheinen, und sämtliche dasselbe System lehren. Nach dem Tode eines jeden Buddha ist dessen Religion eine Zeitlang in Blüte und verfällt dann, bis sie schließlich ganz in Vergessenheit gerät und Bosheit und Gewalt

auf Erden herrschen. Alsdann wird die Welt allmählich wieder besser, bis endlich ein neuer Buddha erscheint, der aufs Neue das verlorene Dharma oder die Wahrheit predigt. Die Namen von 24 dieser Buddhas, die vor Gautama erschienen waren, sind uns überliefert worden, und wenn — nachdem 5000 Jahre vorübergegangen sind seit diesem Zeitpunkte, da er, Gautama, die Wahrheit unter dem Bo-Baume neu entdeckt hat — die Religion Gautamas vergessen ist, dann wird ein neuer Buddha den Menschen wiederum die Pforte des Nirwana öffnen, und sein Name wird Maytreya Buddha, der Buddha der Güte, sein. Das Buddhavansa oder „Die Geschichte des Buddha", das letzte Buch des Kanddaka Nikaya im zweiten Pitaka schildert die Lebensläufe aller früheren Buddhas.

Ebenso bizarr wie diese Legende ist die andere von seiner Geburt.

Es heißt da im Lalita Vistara: Seine Mutter Maya empfängt ihn, indem ein weißer Elephant in ihre rechte Seite eindringt; große Wunder geschehen; zehntausend Welten sind mit Licht erfüllt; Blinde sehen; Taube hören; Stumme sprechen u. s. w. Nachdem das Kind geboren ist, tritt es sieben Schritte vor und ruft mit Löwenstimme: „Ich bin der Führer der Welt, dieses ist meine letzte Geburt" u. s. w. — Man sieht hieraus, welche groteske Blüten die lebhafte Phantasie des indischen Volkes treibt. Wo die Mythenbildung aber noch so fest im Volksglauben sitzt, können solche Fabeln nicht Wunder nehmen. Den meisten Religionsstiftern hängt man ein solches unnatürliches, legendenhaftes Mäntelchen um; was bei Jesu Geburt der heilige Geist ausführte, that hier ein göttlicher Elefant.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß alle diese Legenden, deren es noch eine Unmasse giebt, nach Gautamas Zeit entstanden sind; seine Lehren waren hauptsächlich ethischen Inhalts, wie sie im Sigalowada-Sutta enthalten sind, und schreiben vor: Gehorsam gegen die Eltern, Wohlwollen gegen Kinder und Freunde, Barmherzigkeit der Tierwelt gegenüber, Nachsicht für Untergebene, Ehrerbietung den Mitgliedern des

Ordens gegenüber, Unterdrückung von Zorn, Leidenschaft, Grausamkeit oder Ausschweifung, Ausübung von Großmut, Toleranz und Nächstenliebe. — Seine ganze Lehre ist hauptsächlich darauf gerichtet, das Wohl der Menschheit zu fördern. Daß er nun eine so große Gewalt über die Volksmassen errungen hat, ist wohl zum größten Teile der Glut seiner praktischen Menschenliebe zuzuschreiben, welche im Kampfe mit den schlimmen Mißbräuchen seiner Zeit kein Zurückweichen kannte. Es ist nicht zu leugnen, daß die auf eine Gleichstellung Aller hinwirkenden Tendenzen seiner Lehre ebenso große Anziehungskraft auf die Volksmassen ausüben mußten, wie ihr allgemeiner Geist auf die Weltlichgesinnten ausübte. Auch das ist nicht zu leugnen, daß seine Psychologie und seine Ethik zu einer Religion wurden, sobald sie sich nicht nur an eine Schule, sondern an die ganze Welt wandten. Und so bekennt sich heute eine halbe Milliarde Menschen zu seiner Religion, deren ethische Grundprinzipien auch von der christlichen Religion anerkannt sind.

3. Tibetanischer Buddhismus oder Lamaismus.*)

Ich komme nun zur weiteren Entwickelung der buddhistischen Lehre. Zahllose verschiedene Sekten haben sich im Laufe der Zeit gebildet, von denen manche nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der eigentlichen Lehre Buddhas haben. In Birma, Siam oder auf Ceylon ist wenig davon zu merken, wenn man von der Buddha-Legende absieht; in Nepal aber und in Tibet, China, Japan, im Pendschab und in der Mongolei liegt die Sache ganz anders. Besonders in Tibet ist diese Entwickelung insofern noch interessant und wertvoll für uns wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Entwickelung, welche das Christentum in den katholischen Ländern durchlaufen hat. Das Endergebnis dieser Entwickelung war die Aufrichtung des Lamaismus in seiner ganzen Geschlossenheit — einer Religion, welche nicht nur in vielen Punkten von dem ursprünglichen System des Buddhismus abweicht, sondern welche ihm selbst

*) Nach T. W. Rhys Davids.

geradezu widerſpricht; und zwar gilt dies nicht nur in Bezug auf die Lehre, ſondern auch in Bezug auf die kirchliche Organiſation. Das hierarchiſche Syſtem des Lamaismus iſt namentlich durch Zuſätze zu ſeiner Lehre von den Buddhas verändert worden, die nach und nach hinzugefügt worden ſind. In dieſen Zuſätzen ſpielen die Legenden über Gautama nur eine kleine oder gar keine Rolle, deſto mehr aber findet der zukünftige Buddha der Güte, Maytreya Buddha, Beachtung.

In der Lehre der Pitakas iſt dieſes Buddhas ſowohl, als auch der Bodhiſatwas — der auserwählten oder zukünftigen Buddhas — erwähnt. Dieſer Titel wird jedem Weſen (Menſch, Engel oder Tier) beigelegt, das in irgend einer der 550 Jataka-Erzählungen für den zukünftigen Buddha in einer ſeiner früheren Geburten gilt. Im allgemeinen iſt Bodhiſatwas (Weisheitsweſen) der Name, der einem Weſen beigelegt wird, deſſen Karma ſo lange andere Weſen in einer fortwährend aufſteigenden Stufenleiter der Güte hervorbringen wird, bis es ſelbſt zu einem Buddha wird.

Schon ums Jahr 400 unſerer Zeitrechnung verehrte man zwei Bodhiſatwas, Manjuſri, die Perſonifikation der Weisheit, und Avalokiteſvara, die Perſonifikation der Macht; ſpäter kam noch ein Dritter dazu, Vajrapani; dieſer wurde der Jupiter tonans der Trinität. Dieſe Weſen waren nun tatſächlich Götter geworden, entgegen der Lehre Gautamas, welche nichts von einem Gotte wußte. Aber es wird noch beſſer. — Gautama lehrte, daß ein ordentlicher Zuſtand durch myſtiſche Meditationen erworben würde, dieſer hieß Dhyana. Der ältere Buddhismus lehrt ferner, daß es über der Welt der Götter ſechzehn Brahmawelten gebe, von denen ſich immer eine über der anderen befindet. Diejenigen, welche auf Erden zu dem erſten, zweiten oder dritten Dhyana gelangen (es gab früher vier ſolcher Zuſtände, dann fünf), werden in den niedrigſten dieſer Welten wiedergeboren, da jedem Dhyana drei Welten zugeteilt ſind. Diejenigen, welche das vierte Dhyana erreichen, treten in den zehnten oder elften der Brahma-Lokas ein; die übrigen fünf Lokas werden von denjenigen eingenommen, welche hier auf Erden bis zum dritten Pfade ge-

langen, und welche in dieſer neuen Exiſtenz Nirwana erreichen werden. Jeder einzelnen dieſer fünf Gruppen von Welten wird ein beſonderer Buddha zugeſchrieben, welcher Dhyana-Buddha genannt wird; dieſe fünf Buddhas entſprechen den letzten vier Buddhas, mit Einſchluß von Gautama und dem zukünftigen Buddha Maytreya, und gehören dem jetzigen Kalpa an, dem Zeitalter, welches ſeit der letzten Zerſtörung des Weltalls verfloſſen iſt. Die fünf Dhyani-Buddhas haben natürlich jeder ſeinen eigenen Bodhiſatwas- und Manushi- (menſchlichen) Buddha. Unter dieſen hypothetiſchen Weſenheiten nimmt naturgemäß die vierte, Amitabha, „unermeßliches Licht", deren Bodhiſatwa Avalokitesvara und deren Emanation Gautama iſt, den höchſten und vornehmſten Rang ein. Von unzähligen Bodhiſatwas umgeben, thront er unter einem Bo-Baume im Sukharati, d. h. dem Orte der Seligkeit, einem Paradieſe voll himmliſcher Wonnen u. ſ. w. Nach dieſer Theorie iſt jeder der fünf Buddhas zu einer Dreiheit geworden, und die vierte dieſer Dreiheitsgruppen iſt die zweite buddhiſtiſche Trinität, deren Verehrung nach dem ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung aufgekommen ſein muß.

Im zehnten Jahrhundert erfand man dann noch ein neues Weſen — das diesmal unendlich, autonom und allwiſſend war — und Adi-Buddha, urſprünglicher Buddha, genannt wurde. Aus dieſem waren die ſogenannten Dhyani-Buddhas mit ihrem Anhange hervorgegangen, ähnlich den Eons der gnoſtiſchen Schule.

Es iſt wohl kaum nötig, hinzuzufügen, daß die moraliſchen Lehren Gautamas unter dem überwältigenden Einfluſſe dieſer krankhaften Phantaſtereien faſt ganz in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Syſteme vermehrten ſich und ſchoſſen mächtig ins Kraut, jeder neue Schritt, jede neue Hypotheſe zogen andere nach — bis ſchließlich der ganze Himmel mit Hirngeſpinſten angefüllt erſchien und die edleren und einfacheren Lehren des Begründers der Religion (ganz wie im Chriſtentum) unter dem glitzernden Haufen metaphyſiſcher Spitzfindigkeiten erſtickt wurden. Es begann der entwürdigende Glaube an Riten und Zeremonien, an Zauberſprüche und Beſchwörungen;

der reine Buddhismus ſtarb ab und dem verderbten Buddhismus wurde das Tantraſyſtem, ein Gemiſch von Magie, Zauberei und Siwadienſt, einverleibt.

Jeder Tibetaner hatte einen Roſenkranz von 108 Kügelchen; ferner gab es Gebetsmühlen, die durch Wind- oder Waſſerkraft getrieben wurden; ſie wurden überall aufgeſtellt und man konnte an ihnen Gebete und Zauberformeln ableſen; auch Flaggenſtangen mit ſeidenen Fahnen wurden aufgerichtet, auf denen die Worte: „Om mani padme hum“, d. h. „O, das Juwel iſt im Lotus“ (die ſelbſtſchaffende Kraft im Weltall) ſtanden. Wenn die Flagge zum Himmel aufwehte, ſo wurde das ebenſo hoch angerechnet, wie das Herſagen eines Gebetes. Beim Chorgeſange kam es darauf an, recht viele Verſe in kürzeſter Zeit abzuleiern. Jeder Mönch ſtimmte eine andere Zeile einer Hymne an; wenn alſo dreißig Mönche ſangen, ſo konnte ein Hymnus dreißig Mal ſchneller abgeſungen werden.

Tibet iſt das einzige Land, in dem der aus dem Buddhismus entwickelte Lamaismus zu einer Hierarchie geworden iſt und die weltliche Macht an ſich gebracht hat. Der erſte buddhiſtiſche König von Tibet ließ im Jahre 632 n. Chr. die heiligen Schriften aus Indien holen. Hundert Jahre ſpäter vertrieb ein Anhänger des einheimiſchen Teufelsdienſtes die Mönche, zerſtörte die Klöſter und verbrannte die heiligen Bücher. Nach ſeinem Tode nahm jedoch der Lamaismus raſch wieder an Reichtum und Anſehen zu. — Der Geiſt Buddhas, Avalokitesvara, iſt der Annahme nach in den Chutuktus gegenwärtig, welche in vieler Beziehung dieſelbe Stellung einnehmen, wie die Kardinäle der römiſch-katholiſchen Kirche. Er ſoll ganz ſpeziell in dem Dalai-Lama, dem unfehlbaren Haupte der Kirche, dem irdiſchen Stellvertreter Adi-Buddhas, dem buddhiſtiſchem Papſte, Fleiſch geworden ſein. Bevor die Lehre jedoch auf dieſe Weiſe zu ihrem logiſchen Endziele gelangte, waren lange und ſchwere Kämpfe vorausgegangen; als ſich dann ſchließlich der Krummſtab dem Schwerte überlegen erwies, wurde der Dalai-Lama im Jahre 1419 weltlicher Alleinherrſcher über Tibet.

Der Lamaismus mit ſeinen geſchorenen Prieſtern, ſeinen

Glocken und Roſenkränzen, ſeinen Bildern, ſeinem geweihten Waſſer, den prachtſtrotzenden Gewändern, ſeinem heiligen Dienſte mit doppelten Chören, Prozeſſionen, Glaubensſätzen, ſeinem myſtiſchem Ritual mit Weihrauch, wobei die Laien nichts als Zuſchauer ſind, mit ſeinen Aebten, Mönchen und Nonnen von vielen verſchiedenen Rangſtufen, ſeiner Verehrung der doppelten Jungfrau, von Heiligen und Engeln, mit ſeinem Faſten und Fegefeuer, ſeinen Beichten, Götzenbildern und Gemälden, ſeinen ungeheuern Klöſtern und Kathedralen, ſeiner mächtigen Hierarchie, ſeinen Kardinälen und ſeinem Papſte — zeigt, wenigſtens auswendig, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der katholiſchen Kirche trotz der weſentlichen Verſchiedenheit ihrer Lehren und der Art ihres Denkens.

4. Der Buddhismus im weiteren Oſten.

Zu Beginn unſerer Zeitrechnung war der Buddhismus auch nach China vorgedrungen und wurde im vierten Jahrhundert dort Staatsreligion. Deſſenungeachtet exiſtieren aber noch mehrere Religionsſyſteme neben einander. Wie alle Religionen, ſind auch dieſe aus dem Naturdienſt hervorgegangen, und werden dieſelben auch heute noch gepflegt. So giebt es in China:

1. einen **Heroenkultus** und einen **Naturkultus**, d. h. die Chineſen opfern noch den Ahnen, großen, bedeutenden Menſchen, allen Himmelserſcheinungen u. ſ. w.

2. Die Lehre des **Laotſe.** — Laotſe, 565 v. Chr. geboren, iſt bei den Chineſen der göttlich verehrte Stifter des dem Buddhismus nahe verwandten Taoglaubens oder der Religion des rechten Weges. Tao iſt der Weg zum Heil, zur Erlöſung von der Welt und ihrem Jammer. Es iſt die Lehre von der Vernunft als innerer Weltordnung oder innewohnendem Prinzip aller Dinge.

3. Die Lehre des **Confucius (Kong-fu-tſe).** — Confucius, der größte chineſiſche Philoſoph und Religionslehrer, wurde 551 v. Chr. in Thiuſe, im Kreiſe Schantung, geboren. In ſeinem 17. Jahre wurde er im Feudallande Lu zum

Inspektor der Lebensmittel ernannt, stieg dann schnell von Stufe zu Stufe, bis er endlich in mehreren Feudalreichen zum Minister ernannt wurde. Durch seine amtlichen Stellungen hatte er die Bedürfnisse seines Volkes kennen gelernt und sich allmählich für die Idee einer religiös-sittlichen Regeneration desselben begeistert. Er predigte wandernd allenthalben Tugend und Gerechtigkeit und erwarb sich bald eine große Anzahl Anhänger. Seine Lehre ist eine politische Moralphilosophie ohne Metaphysik und vorherrschend vor den beiden andern.

4. Den **Buddhismus.**

Die Kaiserin von China, überhaupt die herrschende Dynastie, bekennt sich zu allen vieren, denn der Heroen-, Ahnen- und Naturkultus spielen noch immer eine gewichtige Rolle mit, wie ihre Tempel beweisen. Die vorzüglichsten derselben sind dem Himmel, der Sonne, dem Monde, der Erhöhung des Himmels und der Erde gewidmet. Götzenbilder, zum Teil in wunderlichen Gestalten, versinnbildlichen die Gegenstände des Glaubens und der Verehrung; ihnen werden Opfer gebracht. Höher aber als der religiöse Kultus steht das durch Confucius begründete Moralgesetz. Andacht, religiöse Begeisterung oder Fanatismus für ihren Glauben findet man beim chinesischen Volke fast garnicht, alle kirchlichen Feste werden mit großem Pomp und Hallo in Scene gesetzt, aber ein Ergriffensein von dem Ernste und der Weihe solcher Handlungen ist auf keinem Gesichte zu lesen. Ihre Tempel sind voll Götzen in allen Größen, aber niemand beachtet sie und ich bin zwanglos darin umhergewandert, ohne daß Anstoß daran genommen wurde.

In Korea wurde der Buddhismus von China aus schon im Jahre 372 n. Chr. eingeführt, und darauf in Japan im Jahre 552, im 3. Regierungsjahre des Königs Kiu Mei Teno. Die alte Religion Japans bestand in der Anbetung der Naturkräfte, deren letzte Entwicklungsstufe in dem Werke über Sin To aufbewahrt ist, das von einer gelehrten japanischen Frau des 12. Jahrhunderts verfaßt ist. Im 13. Jahrhundert gründete ein Mönch, namens Sin Ran, der im Jahre 1262 starb, eine neue buddhistische Sekte, die vieles aus dem alten

Glauben in ihre Lehre aufnahm; die Mönche, die ihr angehören, tragen gewöhnliche Kleidung und heiraten. Auf diese Weise sind viele von ihnen mit edlen Familien, ja selbst mit der königlichen Familie verwandt, und alle Buddhisten in Japan — und das heißt die große Masse des Volks — gehören dieser Sekte an; aber die tonangebende Religion der führenden Klasse ist das Sin To-System.

Cochin-China und Ara, die Insel Formosa und die Mongolei erhielten den Buddhismus wahrscheinlich von China während des 4. und 5. Jahrhunderts; zuvor aber hatte er sich schon nach Westen und nach Norden, von Kabul und Yaschkand nach Balk, Buchara, den Balkasch- oder Dengissee und wieder nach China zurück auf dem Wege von Jungoria und Kobdo ausgebreitet. Auch in Siam ist der Buddhismus Staatsreligion und hat eine zahlreiche Priesterschaft, die Talapoinen. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts vertrieb der Mohamedanismus den Buddhismus bis zu den westlichen Grenzen von China und Indien; zuvor war er aber noch schwach und verderbt geworden.

In Indien führte der Brahmaismus von Beginn unserer Zeitrechnung an einen fortwährenden Kampf gegen den Buddhismus. Der letztere gewann Boden längs des ganzen Gangestales und im mittleren Indien bis zum 5. Jahrhundert und im Süden der Halbinsel noch etwas länger. Fast alles, was wir über seine Entwickelung in jener Zeit wissen, ist den Berichten der chinesischen Pilger Fa Hian, ums Jahr 400, Sung Yun ums Jahr 518 und Hiouen Thsang ums Jahr 629—648 unserer Zeitrechnung entnommen.

5. Der Parsismus.*)

Von Indien ausgehend, hatten wir uns nach den östlichen Ländern Asiens gewandt und gesehen, zu welcher Ausbreitung der Buddhismus, wenngleich manchmal in sehr veränderter Gestalt, gelangt ist. Werfen wir nun unsern Blick von Indien aus nach Westen, so treffen wir auf die Zend-

*) Nach Pölitz.

völker, die westlichen Arier oder Iranier: Baktrer, Meder und Perser.

Schon im fernsten Altertum kam von dorther ein Lichtstrahl der Kultur; denn von hier ging die Religion und Mythologie des Zoroaster (Zarathustra) aus und verbreitete sich über das ganze persische Reich. Die Zendbücher lassen auf eine gemeinsame Quelle mit den indischen Vedas, sowie mit dem chinesischen Schu-king, dem Buche der Annalen, schließen; nur daß diese überall nach den örtlichen Verhältnissen der Völker und den Regierungsformen der einzelnen mächtigen Reiche des asiatischen Altertums in dem vorpersischen Zeitraume geändert wurden.

Zoroastors Lehre enthält, nach allen Vergleichungen mit den uralten Lehren der Vedas, den Wiederschein der indischen, religiösen Kultur, die in den Handbüchern den Bedürfnissen des baktrisch-medischen Reiches ebenso, wie im Schu-king der damaligen Gestaltung der Staatsform in dem alten China angepaßt war. Er selbst erklärt seine Lehre nicht für neu, sondern für das Lichtgesetz, das die besten Menschen der Vorzeit befolgt hätten. Seine Absicht war, das Wort Ormuzd wieder herzustellen, das dieser Lichtgott dem Djemschid, einem fabelhaften Könige früherer Zeit von Iran, offenbart hatte. Oertliche Verhältnisse veränderten notwendig die Einkleidung, Erweiterung und Anwendung der Lehren, allein der einfache Grundton der ältesten Weisheit Asiens hat sich in allen diesen poetisch-religiösen Grundsätzen erhalten; auch ward durch die Verbreitung der Zoroastrischen Religion im persischen Reiche, das sich seit Cyrus bis an das Mittelmeer ausdehnte, der Einfluß dieser, bis dahin westlich durch den Tigris begrenzten Lehren auf die vorderasiatischen Völker vorbereitet, und unverkennbar zeigen sich die Spuren derselben in den religiösen Ansichten und Schriften der Hebräer seit ihrer Gefangenschaft in Babylon und in den veränderten Religionsbegriffen der Phönizier und der übrigen vorderasiatischen Völker, seit sie zum Umfange der persischen Monarchie gehörten. Nur in Aegypten fanden sie vor den Ptolomäern keinen Eingang, weil hier der äthiopische Kultus seit den fernsten Zeiten einheimisch

war und der Geist der äthiopisch-ägyptischen Mythologie — vielleicht gleich alt mit den indischen Mythen — zu weit von dem Charakter der alten asiatischen Mythologie ablag. Wie weit würden Zoroasters Lehren sich verbreitet, wie fest würden sie im Westen Asiens gewurzelt haben, wenn nicht mit Alexanders Zertrümmerung der persischen Monarchie schon nach wenigen Jahrhunderten ein ganz anderer politisch-religiöser Geist von Griechenland aus auf West- und Mittelasien übergegangen wäre, da sie unter den parthischen Arsaciden und neuperischen Sassaniden als öffentliche Lehren wiederhergestellt wurden und noch jetzt am kaspischen Meere und in den Wüsten von Kirman und Hindostan sich erhalten haben, obgleich im eigentlichen Persien späterhin der Mohamedanismus den Sieg über den Parsismus davon trug. Die Siege Alexanders vernichteten auf immer diese höchst wichtige und folgenreiche religiöse Verwandtschaft des asiatischen Altertums, welche durch die Stiftung des Perserreiches wesentlich befördert worden war; obgleich die Spuren der orientalischen Lehren selbst späterhin in der Septuaginta, in den Apokryphen, bei Josephus, Philo, Corinth, Saturnin u. m. A., sowie bei den Kabbalisten nicht zu verkennen sind. — Gewiß ist es lehrreich, die ersten Spuren dieser religiösen Meinungen aufzusuchen und ihren Sinn im Geiste des Altertums aufzufassen.

So ist es Baktrien, wo der Lehrbegriff Zoroasters zunächst einheimisch war. Mögen immerhin die Ausschmückungen seiner Lehren jüngeren Ursprungs sein; es führt doch der Geist seiner Hauptschriften, des Vendidat und des Jzeschne, auf ein hohes Alter hin. Zoroasters Lehren sind politisch-religiös, wie dies dem Geiste aller ins Altertum hinaufreichenden Religionen entspricht. Nur über das Zeitalter, in welches, und über die Provinz, zu welcher Zoroaster ursprünglich gehörte, war man lange geteilter Meinung. Er lebte im 6. Jahrhundert v. Chr., vielleicht auch etwas früher. Baktra war der Hauptsitz seiner Lehre, von wo aus sie, schon während der Dauer der baktrischen Monarchie, über Iran, d. h. über das Land zwischen Indus und Tigris, größtenteils sich verbreitete und späterhin zur Staatsreligion des persischen Reiches

erhoben ward, welches ebenso wie das baktrische, auf den in Asien gewöhnlichen Despotismus gegründet war.

Zoroaster erscheint an mehreren Stellen seiner Schriften als der Untertan eines großen asiatischen, despotischen Reiches. Gewöhnt an ein solches Bild, und doch nicht unbekannt mit den Fehlern und Unvollkommenheiten der daraus hervorgehenden Satrapenregierung, bildete er ein Ideal des Despotismus aus, d. h. das Ideal eines Reiches, in welchem der unumschränkte Herrscher nicht der Tyrann, sondern der Vater seiner Untertanen ist, wo jeder Stand, jedes Individuum seinen ihm angewiesenen Wirkungskreis erhält, den es ausfüllt, ohne ihn zu überschreiten; wo die Künste des Friedens, wo Ackerbau, Viehzucht und Handel gedeihen, wo Reichtum und Ueberfluß sich verbreiten und durch die Hände der Fürsten segnend ausgestreut werden. — Das Bild eines solchen Reiches liegt der nach sokratischen Grundsätzen geschriebenen Cyropädie zu Grunde; dieses Gemälde eines goldenen Weltalters zeichneten, unter den ihrem Volke eigentümlichen Schattierungen, die hebräischen Dichter; dasselbe lebt auch in Zoroasters Gesetzen und ist ein allgemeiner Zug in den Erwartungen und Hoffnungen aller Völker West- und Mittelasiens.

Zoroaster versetzt dieses Bild in die Vorzeit, in die Tage der Regierung des großen Djemschid, Beherrschers von Iran, welchen er als den Vater der Völker und den glänzendsten der Sterblichen schilderte, den die Sonne sah. Unter ihm starben die Tiere nicht; an Wasser, Fruchtbäumen und Gewächsen war kein Mangel. Unter dem Glanze seiner Regierung war nicht Frost, nicht Hitze, nicht Tod; keine zügellosen Leidenschaften wüteten. Die Menschen genossen eine ewige Jugend, und Djemschid war der Vater der Völker. (Das Paradies der Hebräer, das goldene Zeitalter der Griechen und Römer.) Die Herbeiführung eines ähnlichen glücklichen Zeitalters war der Zweck der Gesetzgebung des Zoroasters. Allein er gründete dasselbe nach der Sitte des Morgenlandes auf eine Religion, deren zahlreiche Gebräuche sich auf gewisse Lehren beziehen, die mit seinen politischen Ansichten auf's innigste verwebt sind. Zoroasters

Philosophie ging von denjenigen Forschungen aus, von welchen die Philosophie in der Kindheit der Völker gewöhnlich auszugehen pflegt, weil sie das Gefühl am meisten und lebhaftesten ansprechen: von Untersuchungen über die Entstehung des Uebels, das in so verschiedenen Gestalten die Menschheit drückt. Das Gebäude seiner Religion und seiner Staatskunst beruht daher auf der Lehre von einem guten und einem bösen Grundwesen, den Quellen aller Erscheinungen des Guten und Bösen auf der Erde. Diese Grundlage des ganzen Systems erhielt aber von ihm diejenige Beziehung und Anwendung, welche ein Gesetzgeber unter Zoroasters örtlichen Verhältnissen davon machen konnte.

Aus dem Urwesen der Zeit ohne Grenzen, dem in Herrlichkeit wohnenden Wesen, dem Urlichte (Zernané akeréné), entspringen ursprünglich zwei gleich gute Wesen: Ormuzd und Ahriman. Ahriman sinkt, durch Feindschaft gegen Ormuzd, von seiner Reinheit und wird von der Zeit ohne Grenzen auf 12 000 Jahre zur Bewohnung der Finsternis verdammt. So entstanden die beiden entgegengesetzten Reiche des Lichts und der Finsternis. In jenem herrscht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in diesem Ahriman, der Quell alles sittlichen und physischen Uebels. Den Thron des Ormuzd umgeben sieben Amschapands, die Fürsten des Lichts; unter diesen ist Ormuzd selbst der erste. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die Geister aller einzelnen Arten des Guten.

Auf ähnliche Weise ist das Reich der Finsternis unter Ahriman gestaltet. Seinen Thron umgeben die obersten sieben Dews, die Fürsten des Bösen, er selbst ist der erste derselben. (Die Zahl „Sieben" ist eine heilige Zahl bei den Persern.) Unter den sechs obersten Dews dachte man sich die Personifikationen der sechs Haupteigenschaften des Ahriman: Bosheit, Lügenhaftigkeit, Ungerechtigkeit, Torheit, Mangel, Elend. Die sechs Amschaspands des Ormuzd stellen vor: Güte, Wahrheit, Gerechtigkeit, Fülle, Weisheit, Seligkeit. Diese Hauptgeister, denen viele Nebengeister untergeordnet wurden, glichen den Satrapen in der Staatsverfassung, nach ihrem Verhältnis zu

dem im Glanze eines asiatischen Throns sich ankündigenden Regenten. (Man wird dabei an den Zebaoth der Hebräer erinnert.) Durch Ahriman ward der erste Mensch zur Sünde verführt, und mit der Sünde kam der Tod unter die Menschen. Doch nehmen die Izeds die Seelen der guten Menschen, welche auf der Erde gegen den Ahriman und die Dews kämpften, beim Tode in Schutz gegen die Dews, die sich dagegen der Seelen der Bösen bemächtigen. Der Mittelstand zwischen dem Tode und der Auferstehung hängt von dem Richterspruche des Ormuzd ab; er ist mehr oder weniger selig oder ganz unselig. Der Richterspruch geschieht auf der Brücke Tschinevad, welche den Himmel von der Erde scheidet und unter welcher sich der Schlund der Hölle befindet. Die Seele kommt, je nachdem ihre Werke waren, entweder bis zur Auferstehung in ein Land der Freude, oder sie wird in die Hölle gestürzt, wo sie, nach dem Maßstabe ihrer Vergehungen, eine Zeit lang büßen muß. — In unaufhörlichem Streite sind die Reiche des Ormuzd und Ahriman, doch nach 12000 Jahren (so lange die Welt noch steht) wird Ahriman besiegt; das Reich der Finsternis hört auf; Ormuzd verwandelt alle Finsternis in Licht; die Toten stehen auf; denn der, der alles geschaffen hat, bewirkt auch, daß Erde und Wasser die Gebeine der Menschen wiedergeben. Ormuzd bekleidet sie mit Fleisch und Adern, und die, welche zur Zeit der Auferstehung leben werden, sterben, um wieder aufzustehen. Vor der Auferstehung werden drei große Propheten erscheinen und Wundertaten verrichten; die Erde aber wird in dieser letzten Zeit durch Uebel aller Art, durch Pest, Seuchen, Hagel, Hunger und Krieg geplagt, bis sie erneut wird. Nach der Auferstehung erfährt Jeder, was er Gutes oder Böses getan hat; die Guten und Bösen werden von einander getrennt. Diejenigen Bösen, deren Vergehungen noch nicht abgebüßt sind, werden von neuem auf drei Tage und drei Nächte vor dem Anblick der ganzen Welt in die Hölle geworfen und in Feuerströmen von geschmolzenen Metallen gereinigt und geläutert. Darauf genießen sie mit den Gerechten einer endlosen Seligkeit, und Ahrimans Reich ist zu Ende. Die fließenden Metallströme

werden auch diesen Geist der Lüge ausbrennen und reinigen; selbst durch die Hölle geht dieser Feuerstrom, damit sie gereinigt werde. Die Erde wird dann der Wohnort der Seligkeit, und die ganze Natur wird Licht sein. Das Gesetz Ormuzd herrscht überall im unermeßlichen Ganzen; die Menschen erkennen sich nach der Auferstehung wieder; Bedürfnisse, Kummer und Leidenschaften hören auf, und alles ertönt zu Ormuzds Lobe in dem allgemeinen seligen Reiche.

In dem Musterstaate Zoroasters gehört alles, was da ist, entweder zu Ormuzds, oder Ahrimans Reiche; vernünftige und unvernünftige, lebendige und leblose Geschöpfe. Ormuzds Reich umschließt die reinen Menschen, die reinen Tiere und die reinen Gewächse; alle unreinen Tiere, Menschen und Gewächse stehen unter der Herrschaft der Dews und gehören zu Ahrimans Reiche. Unrein sind alle Menschen, die Zoroasters Gesetz durch Gedanken, Worte und Taten verachten, alle giftigen und schädlichen Tiere und Insekten, alle Pflanzen und Gewächse dieser Art. In dem Reiche aber, wo dieses Gesetz herrscht, soll alles rein und heilig sein; daher erstreckt sich das Gesetz nicht bloß auf Menschen, sondern auch auf die tierische und leblose Schöpfung. Wer den Ormuzd verehrt, hat die Pflicht, alles, was in der Natur rein und heilig ist, zu pflegen und zu fördern, alles Unreine aber zu vertreiben und auszurotten. Auf dieser Grundlage gründete Zoroaster seine Gesetze zur Beförderung der physischen Kultur des Landes durch Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei, auf welche er so oft zurückkommt. In der inneren Gestaltung seines Staates bleibt Zoroaster ganz dem Ideale des Despotismus treu, das dem Morgenlande eigen ist. Das Ganze ruht, wie in Indien, auf einer Einteilung in vier Stände oder Kasten: der Priester, der Krieger, der Ackerleute und der Gewerbetreibenden jeder Art.

So vollkommen für sein Zeitalter und die damaligen Verhältnisse und Volksbedürfnisse das religiös-politische Gesetz Zoroasters sein mochte, und so weit sich auch sein Religionssystem über das von Cyrus neu gestiftete Perserreich verbreitete, seit dem Auftauchen des Mohamedanismus wurde auch der

Parsismus verdrängt und besteht heute nur noch als Sekte in einzelnen Distrikten Persiens. Das Feuer (die Sonne) ist ihnen das Symbol des Lebens, daher sie auch Feueranbeter genannt werden.

Wie ich der Kulturgeschichte von Otto Henne am Rhyn entnehme, hatte sich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sekte der Babis gebildet. Sie huldigten schon ganz modernen Anschauungen; ihr Gottesbegriff ist mystisch und pantheistisch. Das göttliche Prinzip („Urwille") inkarniert sich in den verschiedenen Propheten: Adam, Noah, Moses, David, Jesus, Mohamed, Bab. Rechtlichkeit, Sittenstrenge, allgemeine Menschenliebe waren die Motive ihrer Lebensführung, und doch suchte man sie zu unterdrücken. Ihr Stifter Bab, geboren 1820, wurde, dreißig Jahre alt, hingerichtet.

6. Der Norden Asiens.

Das ganze nördliche Asien verharrte aber noch in stumpfsinnigem Naturdienst und Fetischismus, der heute noch im ganzen großen Sibirien vorherrschend und nur strichweise von Elementen der griechisch-katholischen Kirche durchsetzt ist. Während im östlichen Asien der Buddhismus und in Vorderindien der Brahmaismus vorherrscht, hat sich der Mohamedanismus die weiten Länderstrecken der Kirgisen, Turkestan, Persien, Arabien, Kleinasien und die nördlichen und nordöstlichen Strecken Afrikas erobert. Alle diese verschiedenen Religionsgebiete sind aber noch heute von Heiden durchsetzt; aber auch das Christentum findet in Asien, wo die Missionsgesellschaften tätig sind, allmählich Eingang, besonders da, wo Mixotheismus vorherrscht. Der Mohamedanismus ist am schwersten zu bekämpfen.

Hiermit hätte ich nun diejenigen Religionssysteme Asiens ans Licht gezogen, welche, aus den Uranfängen des gröbsten Naturdienstes hervorgegangen, sich bis in die Neuzeit erhalten haben. Es soll jetzt jener Mythologien gedacht werden, welche durch das Christentum und den Mohamedanismus ganz verdrängt wurden. Wenden wir daher den Blick von Persien

westwärts nach Kleinasien, dem den Völkerstämmen nach semitischen Asien, in welchem die Assyrer, Babylonier, Syrier, Phönizier und Hebräer im Altertum ihre Wohnsitze hatten.

7. Babylonische Mythologie.

Schon in uralter Zeit konzentrierte sich das semitische Volksleben — das geht wenigstens aus den dunklen und verworrenen Sagen und Berichten sowohl der Griechen als der Hebräer mit Gewißheit hervor — in zwei großen Städten, Babel (Babylon) und Ninive; sie wurden die Mittelpunkte der politischen Macht und Kultur der Semiten. Die Erstere im südlichen Mesopotamien am Euphrat, die Letztere in östlicher Lage am Tigris.

Schon im fernsten Altertum findet sich eine berühmte, und von den übrigen Volksstämmen verschiedene, babylonische Priesterkaste. Ueber den Ursprung und die Entstehung derselben giebt keine Sage der Geschichte Aufschluß. Sobald aber das Familienleben des patriarchalischen Zeitalters, während dessen das Stammoberhaupt selbst den religiösen Kultus besorgte, in öffentliche und ausgebreitetere gesellschaftliche Verhältnisse überging, finden wir auch sogleich bei den kleinen und größeren Völkern Priester, welche die Leitung der religiösen und gottesdienstlichen Gebräuche übernahmen und eine eigene Kaste bildeten. Die mannigfaltigen Umgestaltungen der Regierungsart in Babylonien schienen aber keine Hauptveränderungen in der Bildung und Tätigkeit der Priesterkaste bewirkt zu haben; sie hatte vielmehr, wie in Indien, China, Medien, Aegypten und bei allen zu festen Wohnsitzen gelangten Völkern des Altertums, alle eigentliche Wissenschaft und Gelehrsamkeit an sich gezogen. Nicht bloß die Ausübung des religiösen Kultus, sondern es waren auch Sternkunde, Sterndeutung, Rechtswissenschaft, Auslegung der Gesetze und Heilkunde in ihre Hände gelegt. Sie nahm einen wesentlichen Anteil an der Regierung, denn der König war schon durch die Erziehung ihr Geschöpf.

Die Priesterkaste führte seit der Einwanderung der Chaldäer in Babylon vorzugsweise die Benennung: Chaldäer. Die Religion des babylonischen Volkes, deren Leitung dieser Priester-

kaste übergeben war, scheint ursprünglich, wie überall, Fetischismus — Verehrung sichtbarer Gegenstände und ihrer Abbildungen und Symbole als Gottheiten — gewesen zu sein, verschmolz aber allmählich in eine Verehrung der Gestirne (Sabäismus), besonders der Sonne und des Mondes. Es läßt sich ohne Schwierigkeit denken, wie eben diese sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände die Aufmerksamkeit der Naturmenschen am meisten erregen und fesseln mußten. Als nun die Religion eine Sache des Staates geworden und in die Hände eines selbständigen Priesterstandes gelegt ward, da wurden prächtige Tempel, besonders zu Ehren der Sonne, gebaut und glänzende Feste angeordnet; überhaupt ward der Religion alle die Versinnlichung gegeben, die sie erhalten mußte, wenn sie der Anhänglichkeit eines sinnlichen und in den Künsten des Luxus rasch fortschreitenden Volkes sich versichern wollte. Den Tierdienst, diese gröbere Gestalt des Fetischismus, scheinen die Babylonier nicht gekannt zu haben; Vergötterungen (Apotheosen) aber waren ihnen nicht fremd. Wenigstens war ihr König Belus in die Sonne versetzt und mit dieser zugleich göttlich verehrt.

Mehrere Spuren deuten darauf hin, daß zwei Gottheiten vorzüglich als allgemeine Landesgottheiten verehrt worden sind: Bel (Baal) und Astarte, Sonne und Mond (Osiris und Isis der Aegypter). Die Symbole der beiden Gottheiten gaben bald Veranlassung zu abgezogenen Untersuchungen. Nach ihnen ward unter Baal, dem höchsten Gotte, die ganze sichtbare Welt oder die wirkende Kraft als das belebende Prinzip in der Natur gedacht; die weibliche Gottheit, der Mond, ward das Symbol der alles befruchtenden, erzeugenden und hervorbringenden Erde, unter dem Namen Astarte (der Venus der Griechen). Sie hob den Streit der Elemente und brachte Ordnung und Harmonie unter die kämpfenden Kräfte. Der Mythus, welcher die Verbindung der Sonne und des Mondes (des Bels und der Astarte — des Adonis und der Venus) schildert und die Fruchtbarkeit der Erde von dieser Verbindung ableitet, ist, so wie die Feier der Adonien, dem Morgenlande eigentümlich; er verbreitete sich unter gewissen Schattierungen über das ganze westliche Asien, besonders über Phönizien, und

ward durch phönizische Kolonisten den Griechen mitgeteilt. Geschichtlich ist es gewiß, daß die Phönizier, als sie nach ihrer Einwanderung an die Küsten des Mittelmeers mit den kultivierten Babyloniern in Verbindung kamen, von diesen ihren religiösen Kultus entlehnten.

Wie weit die Privatreligion der Priester, die sie vor dem Volke verbargen, von der Religion des Volkes verschieden gewesen sei, läßt sich durchaus nicht bestimmen, weil die Zeiträume, welche die Ausbildung der religiösen Begriffe in Babylon durchlief, nicht genau nachgewiesen werden können. Doch hat die Ansicht viel für sich, daß, als Zoroasters Lehren, noch vor Cyrus, sich über das medisch-baktrische Reich verbreiteten, von diesem benachbarten Reiche die Grundzüge der Lehren Zoroasters nach Babylon gekommen, hier mit dem bestehenden Sonnen- und Feuerdienst verschmolzen, und während der Zeit, daß sich die Juden in der Gefangenschaft zu Babylon befanden, auch in gewissen Formen auf diese übergegangen seien. Wenigstens brachten die Juden aus ihrem siebenzigjährigen Aufenthalt in diesen Gegenden mehrere Lehren und Ansichten, besonders über die Geisterwelt (Dämonologie), in ihr Vaterland zurück, die sie vorher nicht kannten und die mit Zoroasters Lehren vom Ormuzd und Ahriman, von einem guten, im Lichte wohnenden, und von einem bösen, der Finsternis angehörenden Wesen, in genauester Verwandtschaft standen. Aber auch noch vieles Andere haben die Juden von den Babyloniern übernommen; denn als die zwölf Stämme Israels in Kanaan einfielen, kamen sie in ein Land, welches vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur war. Die babylonische Sprache war von 2200 bis 1400 v. Chr. die offizielle diplomatische Verkehrssprache vom Euphrat bis zum Nil, und Babylon übte einen alles beherrschenden Einfluß durch seine Kultur und Litaratur auf alle Nachbarländer aus.

Namentlich haben die neueren Ausgrabungen in Babylonien und die Entzifferung der Keilschrift auf den vorgefundenen Tontafeln unsere Kenntnis über dieses geheimnisvolle Land erweitert. Wie Friedrich Delitzsch (1902) in seinem Vortrage über „Babel und Bibel“ mitteilt, ist die ganze Sintflut-

erzählung, wie sie in der Bibel steht, schon 2000 v. Chr. schriftlich fixiert und in der Bibliothek Sardanapals zu Ninive aufgefunden worden. Der babylonische Noah, Xisuthros, erhält vom Gott der Wassertiefe den Befehl, ein Schiff von bestimmter Größe zu bauen und seine Familie und allen lebendigen Samen hinaufzubringen. Dann fuhr er damit hinaus in die alles verheerenden Wogen, bis er auf dem Berge Nigir strandete. Am 7. Tage ließ er eine Taube fliegen, die wieder zurückkehrte, dann eine Schwalbe, die auch zurückkam, und schließlich einen Raben, der nicht mehr zurückkehrte. Dann stieg Xisuthros aus und opferte den Göttern auf der Spitze des Berges. Ganz ähnlich lautet diese Erzählung in der Bibel auch.

Auch ein Weltschöpfungsepos ist uns aufbewahrt. Ihm zufolge wallte und wogte im Urbeginn aller Dinge das finstere chaotische Urwasser Tiâmat. Sobald aber die Götter Anstalt machten, ein geordnetes Weltganzes zu bilden, erhob sich Tiâmat, zumeist als Drache, doch auch als siebenköpfige Schlange vorgestellt, in bitterster Feindschaft wider die Götter, gebiert aus sich heraus Ungeheuer aller Art, insonderheit riesige Schlangen, und rüstet sich, mit diesen vereint, grollend und schnaubend zum Kampf wider die Götter. Der Gott des Lichts, der Früh- und der Frühlingssonne, Marduk nahm dann den Kampf auf, besiegte Tiâmat und schnitt ihn glatt durch; dann bildete er aus der einen Hälfte den Himmel, aus der andern die Erde, durch das Himmelsgewölbe gleichzeitig die oberen Wasser von den unteren scheidend, bekleidete den Himmel mit Mond, Sonne und Sternen, die Erde mit Pflanzen und Tieren; bis zuletzt das erste Menschenpaar aus Ton, mit göttlichem Blute vermischt, aus der Hand des Schöpfers hervorging. Marduk war auch Stadtgott von Babel; seine Heldentat übertrugen die alttestamentlichen Dichter auf Jahve und diesen nun feierten sie als den, der in der Urzeit die Häupter des Meerungetüms (liviathân) zerschmetterte.

Interessant ist, daß dieser Kampf zwischen Marduk und Tiâmat noch fortklingt in der Offenbarung Johannes in dem Kampfe zwischen dem Erzengel Michael und dem „Tiere des

Abgrunds, der alten Schlänge, die da heißt der Teufel und Satanas." Es ist der Kampf St. Georgs mit dem Lindwurm; und viele, viele Jahrhunderte vor der Apokalypse finden wir den Kampf zwischen der Macht des Lichtes und der Macht der Finsternis an den Wänden der assyrischen Paläste in herrlichen Reliefs dargestellt. Auch die Grundforderungen des menschlichen Selbsterhaltungstriebes lesen wir bei den Babyloniern in genau der nämlichen Zusammenstellung, wie das 4., 6. und 7. Gebot des Alten Testaments u. a. m. Ein Zusammenhang zwischen Babel und Bibel, zwischen den Anschauungen der Babylonier und Hebräer ist jedenfalls zur Evidenz erwiesen.

8. Phönizische Mythologie.

Der babylonischen Mythologie schließt sich die phönizische an. Die Religion der Phönizier, die mit ihrem Stamm im semitischen Asien wurzelt, mit ihren Aesten aber nach Europa hinüberreicht, war in den ersten Zeiten auch hier gröbster Fetischismus. Ihre Bätilen oder Zaubersteine waren Fetische, und noch in späteren Zeiten sah man ganze Reihen derselben auf dem Libanon. In der Folge erhielten sie religiöse Gebräuche und Gottheiten von den Babyloniern. Der Priesterstand erhielt aber bei ihnen niemals den politischen Einfluß und die innere Einheit als Kaste, die er bei den aramäischen Völkern erreichte. So verbreiteten sich die eigentümlichen und uralten Religionslehren des Morgenlandes, der Feuer- und Sternendienst, immer weiter nach Westen und gingen von den Phöniziern auch in der Folge auf ihre Kolonie Karthago über. Ihr Belsamen (auch Moloch) ist der Bel (Baal) der Babylonier, der Kronos der Griechen und der Saturn der Römer, dem man sogar Menschenopfer brachte. Die zweite Gottheit hieß Astaroth, die Astarte der Babylonier, bald als Kriegsgöttin, bald als Venus, bald als Luna, bald als Symbol der Fruchtbarkeit der Erde erscheinend. Selbst zu den Griechen kam ein Teil dieses Kultus von den Phöniziern, und die Göttin, die hauptsächlich auf Cypern verehrt wurde, erhielt den Namen Venus. Der Mythos von der Liebe der Astarte zu dem schönen Adonis und von der Verbindung der-

selben mit ihm veranlaßte die jährliche Feier der Adonien; Feste, welchen ursprünglich jene sinnlichen Ausschweifungen fremd waren, mit denen sie späterhin begangen wurden. Als handeltreibendes Volk verehrten die Phönizier den Melkarth, eine Gottheit, die dem Herkules der Griechen gleicht, die aber wahrscheinlich der Handelsgott des Volkes war. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob diese phönizische Gottheit das Symbol des ganzen Volkes oder das Symbol des Meeres oder das Symbol des ersten kühnen Schiffers nach Spanien gewesen sei, der dann unter die Götter des Landes versetzt ward.

Der äußere Anstrich der phönizischen Religion war üppig und lockend, daher kann es wohl nicht befremden, daß selbst ein Salomo, dessen Regierung ganz der glänzenden, wollüstigen babylonischen Serailregierung glich, Geschmack an derselben fand und noch als Greis auf dem Altare der Astarte opferte, sowie Jerusalems Töchter den Tod des holden Thamuz (Adonis) beweinten. Ja, als späterhin unter Rehabeam die unselige Teilung das kleine Palästina in zwei sehr ungleiche Staaten spaltete, errichteten die zehn abgefallenen Stämme der Astarte neue Tempel und opferten an ihren Altären.

Als zum semitischen Völkerkomplex gehörig, hätte ich meine Betrachtungen über das Judentum hier gleich anschließen können; da seine Religion aber von vorneherein monotheistisch und abweichend von dem es umgebenden Heidentum war, andererseits aber auch als Grundstock der christlichen und moslemitischen Religion zu betrachten ist, so will ich lieber erst die übrigen Mythologien abhandeln und dann die jüdische Religion den aus ihr hervorgegangenen — Christentum und Islam — vorausschicken. Ich gehe also zunächst über auf die

9. Aegyptische Mythologie.

Die Religion, die bei allen Völkern die Anfänge, die Formentwickelung und Eigentümlichkeit der Kultur bedingt, war bei den Aegyptern ein über ihr ganzes Vaterland verbreiteter Tierdienst, der aber nach den verschiedenen Gegenden

sich anders gestaltete; zugleich erscheint sie aber auch als die Verehrung gewisser symbolischer Wesen — der Orient ist ja das uralte Vaterland der Symbolik —, welchen ihre Haupttempel geheiligt waren. Jener Tierdienst gebot gewisse Tierarten für heilig zu halten und sie nicht zu töten; ja, einigen wurden sogar Tempel gebaut, wo man sie unterhielt, ihnen Opfer brachte, ihnen als Gottheiten huldigte und sie nach dem Tode einbalsamiert begrub. Doch waren gewisse Tiere nur hier, andere nur dort heilig; man durfte sie in dem einen Bezirk töten und essen, während in einem andern diejenigen hingerichtet wurden, welche sie verletzten. Allgemein war nur die Verehrung des heiligen Stiers (Apis) — als lebendiges Symbol des Osiris — zu Memphis, dessen Eigentümlichkeiten ich schon auf Seite 5 erwähnte. Der Tod dieses Apis verbreitete allgemeine Trauer über das Land; die Auffindung eines neuen dagegen war ein ebenso allgemeines Freudenfest. Die Aegypter haben sich aber ihre Götter keineswegs in den Tiergestalten gedacht, in denen sie dargestellt wurden, vielmehr ist man zu der Annahme berechtigt, daß der Tierdienst sich aus der hieroglyphischen Bezeichnungsweise der Götterbegriffe entwickelte, indem man dasjenige Tier, welches die gewöhnlichste hieroglyphische Bezeichnungsweise eines Götternamens war, auch als diesem Gotte geheiligt ansah. Ehe also der Tierkultus entstehen und zu einem so rohen Aberglauben ausarten konnte, mußten die dasselbe veranlassenden Götterbegriffe längst vorhanden und ausgebildet gewesen sein, nicht aber umgekehrt.

Dem ägyptischen Glaubenskreise, dem der Kosmotheismus oder die Weltvergötterung zu Grunde lag, ist die Emanationslehre, die bei den Hindus eine so große Rolle spielt, ebensowenig unbekannt, als der Dualismus, der sich bei den Zendvölkern in der Annahme eines guten und bösen Prinzips offenbart. So erscheint Kneph, gleichbedeutend mit Ammon, einem unsichtbaren und unendlichen Urwesen entsprungen, als der erste schöpferische Geist, als der Erleuchter der Urnacht. Daher auch sein Name Ammon-Re, d. h. Ammon-Sonne. Mit Osiris, den die Aegypter als ihren größten Wohltäter

verehrten, endigen die Emanationen des Urwesens. Ihm aber, dem Schöpfer und Geber alles Guten, steht als Urheber des Bösen der feindliche Bruder, Typhon, gegenüber; sein Haß endigt nur mit der Vernichtung des Bruders. Isis, die ebenfalls von allen Aegyptern verehrte Gattin des Osiris, die sich beide schon bei ihrer Geburt liebten, suchte unter Jammer und Wehklagen überall den gemordeten Gatten. Sie findet den Leichnam, aber noch einmal fällt er in die Hände des Typhon, der ihn in vierzehn Teile zerstückt und dieselben umherwirft. Aber es entsteht ein Rächer in der Isis jüngerem Sohne, Horus. Der aus der Unterwelt heraufkommende Osiris weiht ihn zum Besieger des Typhon.

Offenbar verdankt dieser religiöse Mythos der eigentümlichen Naturbeschaffenheit Aegyptens und der Bedeutung des Nils für dasselbe seine Entstehung: Osiris ist das befruchtende Wesen (Nil) nnd Isis die befruchtete Natur (das Land), Typhon ist der personifizierte Peiniger des Landes (die verheerende Dürre), Horus aber, sein Besieger, die belebende Wärme der Sonne. Doch waren die Vorstellungen, die das ägyptische Volk von diesen Götterwesen hatte, in den späteren Zeiten nicht mehr ganz dieselben, und in der alexandrinisch-griechischen Zeit wurde sogar der Kultus des Osiris durch den des Serapis verdrängt; Alexandria verehrte in ihm seinen Schutzgott. Denselben Osiris dachte sich aber auch der ägyptische Volksglaube als Richter in der Unterwelt; und wer auf der Oberwelt das Totengericht seiner Kastengenossen bestanden hatte, den führte Anubis, der Hermes der Griechen, als Psychopompos (Seelengeleiter in den Hades) vor Jenes Richterstuhl, um den verdienten Urteilsspruch und die Bestimmung seines künftigen Schicksals zu vernehmen. Von den Gerichten der Ober- und Unterwelt waren selbst die Könige nicht frei; auch sie wurden der Bestattung für unwürdig erklärt, wenn das Volksgericht ihr Regieren und Wirken verdammte. — Ob die Seelenwanderungslehre, aus der sich die Pracht und die Sorgfalt so natürlich zu erklären scheint, mit welcher die Aegypter ihre Toten bestatteten — wie ihre Mumien z. B. beweisen — und das Andenken an dieselben

zu bewahren ſuchten, eine uralte ſei oder erſt der Blütezeit der ägyptiſchen Kultur angehöre, und ob ſie nicht vielleicht von den Hindus zu den Aegyptern gekommen, darüber kann mit Gewißheit nicht entſchieden werden.

Nach Herodot (484—408 v. Chr.) enthielt das Götterſyſtem der alten Aegypter drei Ordnungen der Götter. Die erſte Ordnung bildeten 8 Götter: 1. Ammon oder Amun (d. h. der Verborgene), der Gott Thebens. 2. Chemnis oder Khem, der Gott von Panopolis. 3. Buto oder Mut, Göttin von Buto im Delta. 4. Kneph (d. i. der Geiſt) oder Num, Nu, Chnubis, der widderköpfige Gott der Thebais. 5. Seti oder Sati, Knephs Genoſſin. 6. Ptah, der Gott von Memphis. 7. Neith, die Göttin von Sais; endlich 8. Ra oder Helios, der Gott von Heliopolis. (On.)

Die zwölf Götter der zweiten Ordnung, im mythologiſchen Syſtem als Kinder der Gottheiten des erſten Kreiſes aufgefaßt, ſind: 1. Khunſu oder Chons, Kind des Ammons (Herkules). 2. Tet oder Thoth (Hermes), das Kind von Kneph. 3. Atum (Atmu) und 4. Pecht (Bubaſtis), auch Artemis genannt, Kinder des Ptah. 5. Hathor oder Athor (Aphrodite); die Göttinnen 6. Tofnu und 7. Ma, die Wahrheit; die Götter 8. Mau, 9. Muntu oder Mantulis, 10. Sebeck oder Seveck und 11. und 12. das Götterpaar Seb und Netpe oder Kronos und Rhea.

Die dritte Ordnung bildeten die Oſirisgottheiten. Von den ſieben Gottheiten dieſer Ordnung waren fünf von der Netpe an fünf aufeinanderfolgenden Tagen, aber von verſchiedenen Vätern geboren. So ſind: 1. Heſiri oder Oſiris, der Sohn des Ra; 2. Heruer oder Arueris (Horus), ebenfalls Sohn des Ra; 3. Typhon oder Seth, Sohn des Kronos (Seb); 4. Iſis oder Hes, die Tochter des Thoth, und 5. Nephthys oder Nebti, wiederum die Tochter des Kronos. Mit Letzterer erzeugte Oſiris weiter den Anubis oder Anupu, und mit der Iſis den Harpokrates.

Die eigentliche Religion wurde frühzeitig von der Prieſterſchaft in ein ſehr beſtimmtes dogmatiſches Syſtem gebracht, das in den heiligen Schriften niedergelegt war. Der letzteren,

nach Hermes (Thoth), ihrem angeblichen Verfasser, Hermetische Bücher genannt, soll es 36 525 gegeben haben; sie sind jedoch sämtlich verloren gegangen. Der von den Priestern verwaltete Gottesdienst bestand in Gebeten, Räucherungen und Sühnopfern, zu denen, obgleich nicht häufig, Menschen und Tiere geschlachtet wurden. Der Einfluß der Religion war sehr groß auf das Volk; das ganze Leben jedes einzelnen war durch Vorschriften geregelt und mit religiösen Schranken umgeben. Selbst noch über das Grab hinaus erstreckte sich ihr Einfluß durch das Totengericht, sowie die Lehre von der Unterwelt (Amenthes) und der Seelenwanderung.

Die Religion der alten Aegypter hat sich nicht wie die Lehren Gautamas und Zoroasters aus anderen heraus entwickelt, sondern ist, nach allgemeiner Ansicht, aus sich selbst allmählich herausgebildet und hat dann im Laufe der Zeiten vielleicht einige fremde Begriffe aufgenommen.

Mit wie großem Pompe man schon in grauer Vorzeit (mindestens 2000 Jahre v. Chr.) religiöse Handlungen beging, zeigen die Skulpturen an Tempelruinen, namentlich bei Theben. Diese Ruinen, die unter dem Namen von zwei arabischen Dörfen, Karnak und Luxor, bekannt sind, wetteifern an Schönheit mit den Kunstwerken der Griechen einer noch späteren Zeit und übertreffen an Umfang und Großartigkeit die Schöpfungen und Ueberreste der indischen Vorwelt. Ein wahrer Wald von Säulen eingestürzter Paläste, Tempel und Säulenhallen ragt aus dem mit Trümmern bedeckten Boden empor, wo einst das hunderttorige Theben diesseits und jenseits des Nils stand. Mehr als eine Palastdecke prangt noch in einer Frische des Azurgrundes mit goldenen Sternen, als wenn die Hand des Meisters sie erst gestern geschaffen hätte. Die beiden Sphinxalleen bei Luxor, obgleich schon verstümmelt, flößen immer noch Bewunderung für ein Volk und dessen Könige ein, welche solche Kolosse schaffen konnten. Welchen majestätischen Eindruck mußte diese Doppelreihe geheimnisvoller heiliger Bilder darbieten, die zwei Massen von Palästen umschloß, wie Europa keine kennt? —

Ueber die Wanderung der Seele nach dem Tode geben

uns die Königsgräber anschauliche Kunde. Sobald man ins Innere eines solchen Grabes tritt, stößt man auf einen bald sanften, bald steilen, manchmal selbst schroffen Abhang. Der Name des Pharao ist hart am Eingange aufgezeichnet. Auf beiden Seiten des geneigten Korridors entfalten sich an den Wänden unermeßliche Hieroglypheninschriften, rechts laufen die Linien in einer, links in entgegengesetzter Richtung, sodaß das Lesen dieser Inschriften, deren Ausdehnung Bände füllen würde, während des Hinabsteigens ins Grab und des Heraufsteigens aus der Tiefe an das Licht des Tages geschehen kann. Diese Masse von Hieroglyphen läßt sich noch nicht vollständig entziffern, man sieht aber, daß es Gebete sind, ähnlich denen, wie man sie auf den in den Gräbern gefundenen Papyrusrollen und auf den Mumienkisten liest. Es ist ein langes Totenamt für den König, für den das Grab ausgehöhlt wurde. Rückt man weiter vor, so treten bildliche Darstellungen unter den Hieroglyphenschriften auf. Es ist immer, wie in den Papyrusrollen der Gräber, nur in einem unendlich größeren Maßstabe, die Geschichte der Seele nach dem Tode, die Vorstellung der Prüfungen, welche sie zu bestehen hat, die Urteile, welche von den Göttern und einer Menge Genien mit Köpfen von Menschen, vierfüßigen Tieren, Vögeln und Schlangen über sie ausgesprochen worden waren. Die Seelen, denen diese lange, schreckliche Wanderung auferlegt ist, durchziehen das Feuer und das Wasser, halten an ruhigen Orten und Bäumen an und setzen dann ihren Weg oft unter Qualen fort. Hier sieht man sie verstümmelt und enthauptet, weiterhin haben sie ihre Köpfe und Glieder wieder gefunden. Man rückt vor, wie Dante durch die Kreise der Hölle, nur scheint diese ganze Hölle nach einem geheimnisvollen Ziele mitzugehen. Was ist dieses Ziel? Konnten die Seelen es erreichen? Oder mußten sie ohne Ruhe und Rast hin- und wiedergehen, ohne jemals aus dem unendlichen Kreise des Daseins und des Schmerzes herauszukommen? Es ist eher anzunehmen, daß die alten Aegypter sich ein Paradies zum Aufenthalt der durch mannigfaltige Leiden Geläuterten vorgestellt haben, denn da, wo der Sarkophag des Königs stand, ist alle Pracht des Todes und

aller Glanz des künftigen Lebens entfaltet. Die Decken schimmern vom Glanz der Sterne, unter denen die Sonne der anderen Welten strahlt, ein Bild des Pharao, der, zur Wohnung des Lichts durchgedrungen, in dem göttlichen Nachen durch die Himmel zwischen den Sternen dahinfährt. Eigentümlich ist es noch, daß die Göttergestalten der Aegypter kein menschliches Kolorit an sich tragen: sie sind blau, gelb u. s. w. bemalt; der Grund liegt in der Symbolik; aus demselben Grunde werden sie auch mit Tiermasken dargestellt. (Apis, Krokodil, Ibis, Hund 2c.)

Das Christentum fand schon in den ersten Jahrhunderten in Aegypten Eingang. Seit Kaiser Theodosius (am Ausgange des 14. Jahrhunderts) ist sein Sieg entschieden. Der ernste und zur Düsterheit geneigte Charakter der Aegypter rief den christlichen Anachoretismus auch bei ihnen ins Dasein, und Europa empfing die ersten Anfänge seines Mönchtums aus Aegypten. Während sich in Asien die alten Religionssysteme noch immer neben den neueren bis heute erhalten haben, ist hier das alte ganz verschwunden. Mit ihm wurde später, im Jahre 638 n. Chr., als Amru, der Feldherr Omars, des zweiten Khalifen nach Mohamed, Aegypten eroberte, auch das Christentum sehr eingeschränkt. Heute bekennt sich der größte Teil nicht nur Aegyptens, sondern des ganzen nördlichen Afrikas zum Islam, welcher zivilisierend auf viele Negervölker des Innern gewirkt hat. Die Bewohner der Südhälfte Afrikas sind Fetischanbeter, zum Teil der abenteuerlichsten und rohesten Art. Ursprüngliche Christen leben noch unter dem Namen „Kopten“ in Aegypten; ihre Zahl mag ungefähr 150000 betragen. Durch Missionen und die Anlagen europäischer Kolonieen an den Küsten Afrikas hat das Christentum in neuerer Zeit auch unter den Negern festen Fuß gefaßt.

Da der Fetischismus schon eingangs und in der Folge erläutert wurde, der Islam und das Christentum späterer Betrachtung vorbehalten bleiben, so will ich mit der ägyptischen Mythologie auch zugleich den ganzen afrikanischen Erdteil abschließen und mich nach Europa wenden, welches von Osten

her erst bevölkert wurde und kulturell später wie Asien in die Erscheinung trat. Der Occident ist gewissermaßen der Reflex des Orients, aber eigentümlich gestaltet durch die Naturbeschaffenheit und die Völkerindividualitäten Europas. Europa ist das Geburtsland des occidentalischen Geistes; seine erste Pflege empfing derselbe aber von der orientalischen Welt, und so ist denn auch die Mythenbildung des Occidents gleichartig mit der des Orients. Wir unterscheiden in der Mythologie hier zwei Hauptgruppen: die griechische und die germanische. Aus der ersteren hat sich dann die römische Mythologie und aus der germanischen die nordische gebildet, welche wir nun der Reihe nach in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen wollen.

10. Griechische Mythologie.*)

Der Sagenkreis der Griechen beginnt mit Deukalion, einem Sohne des Prometheus. Ersterer rettete sich mit seiner Gemahlin Pyrrha bei der großen Deukalischen Flut (Sintflut) am Parnaß und wurde Stammvater eines neuen Menschengeschlechts durch seinen Sohn Hellen, daher der Name Hellenen. Zu diesen einheimischen Volksstämmen sollen nun, nach Ueberlieferungen aus der mythischen Zeit, Kolonisten von außen gekommen sein und Einfluß auf die Gestaltung althellenischer Verhältnisse gewonnen haben. Diese Einwanderungen fallen nach der gewöhnlichen Annahme zwischen das 16. und 14 Jahrhundert v. Chr.; man nannte diese Einwanderer Pelasger. Es scheint, daß man hierunter alle Völker jenseits des Archipels verstanden hat. Als älteste Einwanderung wird die unter Cekrops aus Sais in Aegypten angenommen, die sich im attischen Gebiete niederließ; auch soll Cekrops die Akropolis in Athen gegründet haben. Wie nun die Bevölkerung der westlichen Länder über das Meer aus dem Morgenlande kam, so brachte sie zu gleicher Zeit auch ihren Gottesdienst mit. Daher sind auch die Gottheiten der Griechen ursprünglich phönizische und ägyptische. Allein bei

*) Nach Seybold, Ovid u. A.

diesem Uebergange der phönizischen und ägyptischen Gottheiten ist wohl zu merken, daß nicht der ganze Gottesdienst auf einmal nach Griechenland verpflanzt wurde, sondern daß er erst nach und nach Fuß faßte mit den von Zeit zu Zeit eintreffenden Kolonisten.

Da die ersten Kolonisten des Morgenlandes wahrscheinlich die Verehrung der Gestirne mitgebracht haben, so werden auch die Griechen in den ältesten Zeiten die Gestirne verehrt haben. Nach Hesiod war der Urzustand der Welt das Chaos, aus dem zunächst Gäa (die Erde), Uranos (der Himmel), Tartaros (die Unterwelt) und Eos (die Werdekraft) hervorgingen. Neben ihnen erscheinen die Kyklopen und Titanen (sechs Paare, Personifikationen der Elemente).

Ich will hier noch vorausschicken, daß man in der Mythologie mit dem Begriffe von einer Gottheit nicht die hohe Idee verbinden muß, die wir von einem Gotte, einem unendlichen, allmächtigen, ewigen Wesen haben. Alle mythologischen Götter sind nur eine Art von Genien, menschlich gedacht mit manchmal recht menschlichen Schwächen und Untugenden.

Die Griechen teilten nun in der Folge ihre Gottheiten in verschiedene Rangklassen; sie unterschieden: höhere Gottheiten im Olymp, auf der Erde, im Meere und im Orkus, dann noch Halbgötter und Heroen; aber alle diese Götter und Göttergestalten der Griechen unterschieden sich ganz wesentlich von ihren einstigen Vorbildern aus Aegypten und Kleinasien. Während dort die Grundidee der Religion und der Götterkulte von einer geschlossenen Priesterkaste in mystisches Dunkel gehüllt war und man die Göttergestalten in scheußlichen Fratzen oder Tierbildern versinnbildlichte, schufen die Griechen menschlich schöne Göttergestalten, und die Religion wurde dem Verständnis des Volkes durch Sänger und Dichter näher gebracht, indem ihre Götter wie erleuchtete, höher begabte Menschen erschienen. In der griechischen Mythologie tritt Anthropomorphismus, Anthropopatismus und Anthropolatrie überall zu Tage. Griechenland hat niemals eine Priesterkaste im orientalischen Sinne gehabt; dieser Umstand

hat seinem Volke die geistige Freiheit gerettet und auch den ganzen Kultus zu einem nationalen Gemeingute gemacht. An die Religion reihte sich eine ganze Anzahl Feste, die teils von einzelnen Staaten, teils von der ganzen Nation gemeinschaftlich gefeiert wurden. Derartige allgemeine Volksfeste, die unter den Namen der nemeischen, phythischen, isthmischen und olympischen Spiele bekannt sind, waren auch von besonderer Wichtigkeit für die Erhebung und Befestigung des Nationalgefühls. Es darf daher den Mythen nicht eine bloß religiöse Deutung gegeben werden; wohl aber darf die Behauptung gelten, daß der größte Teil derjenigen Mythen, die sich auf Individuen beziehen, entweder eine symbolisch-physikalische Bedeutung hat, oder einen religiös-sittlichen Zweck versinnlicht. So bilden die Götter und Heroen gleichsam die Figuren, an denen der Grieche, insbesondere der Dichter, seinem Volke das Edelste und Höchste zu versinnlichen strebte. Die Grundlage der Mythen ist eine teils rein historische, teils eine physikalische (naturhistorisch und astronomisch), ihr Vereinigungspunkt muß entweder in dem sittlich-religiösen, oder in dem philosophischen Zwecke gesucht werden.

Im Wesentlichen ist das griechische Mythensystem von asiatischer Uebertreibung und Schwerfälligkeit frei und hat der künstlerischen Tätigkeit einen reichen, ja unerschöpflichen Stoff zur Verfügung gestellt — was wäre die Kunst der Griechen ohne ihre Mythen? —, zwei Punkte, die zum Beweise dienen, daß das Mythensystem wesentlich von diesem Volke selbst entwickelt und durchgebildet worden ist; wie denn der Charakter des ersteren in der Tat auch von dem des Volkes ganz durchdrungen ist. Ueberhaupt ist es gewiß, daß die Beweglichkeit, Freiheit und Frische des hellenischen Gesamtlebens weit abstach von asiatischer Prunkhaftigkeit, Stabilität und Despotismus. Mit einem Worte: die Hellenen sind unbestreitbar die Schöpfer einer europäischen Kultur, die Begründer der Humanitätsbildung, und als solche verdienen sie die größte Beachtung und genießen sie auch noch heute. Ganz treffend charakterisiert Schiller in seinem Gedichte: „Die Götter Griechenlands“ das reale und ideale Verhältnis der Götter zu den Menschen:

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrhas ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. U. ſ. w.

In dieſer poetiſchen Veranſchaulichung der Götter Griechenlands liegt ein gewaltiger Zauber, der das empfängliche Gemüt beſtrickt.

In Kürze will ich nun noch die höheren Gottheiten der Griechen vorführen und knapp charakteriſieren, um ein ungefähres Bild von ihnen zu gewinnen. (Die in Parentheſe angeführten Namen ſind die der gleichbedeutenden römiſchen Götter.)

1. Kronos (Saturn). Uranos zeugte mit Titäa nebſt anderen Söhnen auch den Kronos, der, als er erwachſen war, ſeinen alten Vater des Reichs entſetzte und durch ſeine Regierung ſeine Untertanen ſo glücklich machte, daß die Zeit derſelben von den Dichtern als die goldene Zeit beſungen wurde. Allein das Schickſal ſeines Vaters traf auch ihn. Zeus, ſein jüngſter Sohn, den er gleich den älteren aufzehren wollte, verjagte ihn vom Throne, und der Vater mußte ſich nach Latium flüchten. — Es ſcheint, daß Kronos Herr über Kreta geweſen iſt zu einer Zeit, als dieſes noch wenig bevölkert war und Jeder im Ueberfluß leben konnte.

2. Zeus (Jupiter) iſt der höchſte der griechiſchen Götter, der das Schickſal der Menſchen regiert. Hera war ſeine Gemahlin, mit der er den Hephäſtos und Ares zeugte. Später hatte er noch mehrere Frauen, welche die Eiferſucht der Hera erregten. Von der Latona hatte er Apoll und Artemis, von der Metis Pallas, von der Mnemoſyne die neun Muſen, von der Ceres Perſephone, von Eurynome die Grazien, von der Themis die Horen und Parzen. Ferner von der Leda Kaſtor, Pullux und Helena, von der Europa Minos und Radamanth, von der Kalliſto

Arkos, von der Niobe Pelasgus, von der Lardamia Sarpedon und Argus, von der Alkmene Herkules, von der Antiope Amphion und Zetus, von der Danae Perseus, von der Jodame Deukalion, von der Elektra Dardanus, von der Garamantis Hiarbas, Phileus und Pilomeus, von der Maja den Merkur, von der Dione die Venus, von der Semele den Dionys oder Bacchus u. s. w. Man sieht, daß er schon selbst für eine ganze Anzahl Götter sorgte.

3. Hera (Juno), die Schwester und Gemahlin von Zeus.

4. Apoll ist der Mithras der Perser und der ägyptische Horus, der Gott der Sonne, auch Phöbus genannt. Auch als Gott des Gesanges und der Musik verehrt. Vorsteher der Musen. Als Rächer im Streit führte er Pfeil und Bogen. Das Delphische Orakel verkündete durch den Mund der Pythia seine Weissagungen. Sein Geburtsort ist die Insel Delos.

5. Artemis (Diana), Schwester des Apoll, Göttin der Jagd.

6. Poseidon (Neptun), Bruder des Zeus, das Haupt der Meergötter. Seine Gemahlin war Amphitrite, eine Tochter des Oceanos, die ihm den Triton gebar.

7. Pallas (Minerva) ist die Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Waffen, die mit Apoll die Herrschaft über jene, mit Ares über diese teilt. Sie erfand die Flöte, lehrte die Kunst zu spinnen und zu sticken und pflanzte den Oelbaum. Ihr prächtiger Tempel war das Parthenon auf der Akropolis zu Athen, wo auch ihre von Phidias gefertigte Bildsäule stand, die, 30 Fuß hoch, von Elfenbein hergestellt und mit purem Golde überzogen war und deren Wert sich auf gegen 600000 Thaler belief. Der Pallas waren der Hahn, der Drache und die Eule geweiht. Diese Tiere waren ihr als Attribute beigegeben; doch zollte man ihnen keine göttliche Verehrung, wie bei den Aegyptern. Ueberdies war den meisten Göttern irgend ein Tier beigegeben, das ihre Eigenschaften gewissermaßen charakterisierte und symbolisierte.

8. Ares (Mars) ist der Kriegsgott.

9. Aphrodite (Venus) ist die aus dem Schaume des Meeres geborene Göttin der Schönheit und Liebe. In ihrem Gefolge sind Eros (Amor) und die Charitinnen (Grazien). Auf ihre Liebesgeschichten, sowie auf die der anderen Götter einzugehen, ist hier nicht der Platz. Sie kommen bei allen in echt menschlicher Weise vor. Ihr waren Tauben, Rosen und Myrten geweiht. Von den vielen Beinamen, die man ihr gegeben, erwähne ich nur zwei, die verschiedene Deutung haben. Aphrodite Urania flößte eine reine, keusche, platonische Liebe ein, Aphrodite Pandemos dagegen die sinnliche.

10. Hephästos (Vulkan) war der Gott der mechanischen Kunst und der Schmiede. Im Rate der Götter wurde ihm Aphrodite zur Frau gegeben. Die Schönste dem Häßlichsten der Götter; denn er hinkte auch noch auf beiden Beinen.

11. Demeter (Ceres) war die Tochter des Kronos und der Rhea und Erfinderin des Ackerbaues. Die Eleusischen Feste wurden ihr zu Ehren gefeiert.

12. Persephone oder Kore. (Proserpina), die Tochter der Demeter, wurde von Pluto geraubt und als seine Gemahlin Herrscherin im Orkus.

13. Pluto, Bruder und Eidam der Demeter, König der Unterwelt und Richter der menschlichen Taten.

14. Rhea oder Cybele hieß die Mutter der Götter, weil die vornehmsten Götter, Zeus, Poseidon Pluto, Demeter ꝛc., ihre und des Kronos Kinder sind.

15. Bacchus oder Dionys führte den Weinbau ein. Sein Gefolge bestand aus Silen, seinem Erzieher, den Satyren und den Mänaden, die mit Thyrsusstäben tanzend, singend und musizierend folgten. Er wird mit Epheu und Rebenlaub dargestellt, zuweilen auf einem von Panthern und Tiegern gezogenen Wagen.

16. Hestia (Vesta) ist diejenige Göttin, welcher die Menschen ihre häusliche Glückseligkeit danken. Sie lehrte Häuser bauen und den Gebrauch des Feuers. Sie war eine Tochter des Kronos und der Rhea.

17. Leto oder Latona wurde von der Eifersucht der Juno sehr verfolgt und mußte oft mit ihren beiden Kindern Apoll und Artemis vor der erzürnten Götterkönigin fliehen.

18. Hermes (Merkur), der Götterbote, hatte Flügel an den Füßen und einen Schlangenstab, auch wohl eine Rohrflöte. Er war der Gott der Kaufleute und Diebe. Vor Homers Zeiten und selbst nach denselben, hielt man sowohl Stehlen als Seeräuberei nicht für schimpflich, besonders wenn die Sache mit einer gewissen Geschicklichkeit und Verschlagenheit ausgeführt wurde. Morgens war Hermes geboren, sagt Homer; mittags erfand er schon die Zither, und abends stahl er dem Apoll seine Herde.

Diese vorgeführten achtzehn Götter waren die Hauptgottheiten der Griechen. Aus den kurzen Andeutungen, die ich bei jedem gemacht habe, ersieht man schon zur Genüge daß ihr Eintritt in die Welt auf ganz natürlichem, menschlichem Wege erfolgte, und daß jeder durch irgend eine nützliche Tat sich auszeichnete; sodaß wir in ihnen immer nur begabte Menschen erblicken können, die sich um ihre Mitmenschen verdient gemacht haben und zum Danke dafür unter die Götter versetzt wurden. Daß man ihnen dann noch später übernatürliche Kräfte und manche Legenden anheftete, ist wohl natürlich.

Nun will ich noch der Untergötter gedenken. Die abergläubische Einbildungskraft der Griechen und überhaupt der ältesten rohen Nationen, bevölkerte jedes Element, die ganze Natur mit gewissen Wesen, die den olympischen Göttern gleichsam untergeordnet waren und das Detail besorgten. Die Menge dieser Gottheiten ist wohl erklärlich, wenn man bedenkt, daß so sinnliche Menschen, wie die ältesten Völker es waren, viel stärker empfinden mußten, als wir. Sie lebten unter freiem Himmel, genossen unmittelbar die wohltätigen Einflüsse desselben, schützten sich gegen die widrigen, so gut es gehen wollte in Höhlen oder unter einem primitiven Blätterdache, zitterten bei jeder Naturerscheinung, deren Ursache sie nicht zu entdecken vermochten, hatten Kraft in ihren Armen, versuchten sie auch an allem, was sich ihnen widersetzte; aber nur zu

oft mußten sie ihre Ohnmacht anerkennen. Von Bergströmen, Felsenklüften, unabsehbaren Einöden umringt, im Geheul des Sturmes oder im tiefen Schweigen der ganzen Schöpfung, welches dann und wann das Brüllen eines wilden Tieres unterbrach, empfanden sie doppelt die Schrecken der Nacht und jauchzten aus voller Seele dem aufsteigenden Morgen, der aufsteigenden Eos, zu. Daher schuf ihre Einbildungskraft sich so viele Götter, als sie verschiedene Wirkungen verborgener Gewalten empfanden und Bedürfnisse hatten. Der Wohnsitz dieser göttlicher Wesen war ihr Wirkungskreis, sie hatten entweder einzeln ihr Gebiet, oder teilten es mit mehreren ihrer Klasse.

Der Gott der Gewässer überhaupt ist Poseidon, nach nach ihm kommt Ocean. Fast alle Götter und Göttinnen des Meeres, der Flüsse und Quellen sind seine Kinder; seine Gattin ist Thetis. Pan ist der Gott der Fluren und Herden. Hypnos ist der Gott des Schlafes, Quiros oder Morpheus Gott der Träume, Thanatos der Vorbote des Todes. Alle drei sind Söhne der Nacht. Aeolus, der Gott der Winde, hatte vier Diener, die Hauptwinde: Eurus, Notus, Boreas, Zephyros. Uranos ist Gott des Aethers; Atlas Astronomie; Helios Sonne; Pluto Reichtum; Asklepios (Aeskulap) Arzneikunde; Monos Tadel; Hymenäos Ehe. Weibliche Gottheiten sind: Eos Morgenröte; Selene Mond; Iris Regenbogen; Nyx Nacht. Die Liten sind Töchter des Gebets; Ate Göttin des Schadens; Themis (Adrastea, Asträa) Gesetze; Hebe Jugend; Hygea Gesundheit. Ferner gab es auch gute und böse Dämonen und Genien.

Berge, Täler, Seen, Quellen, Flüsse und Bäume wurden bevölkert mit

1. Nymphen. Das sind Mittelwesen zwischen Göttern und Sterblichen. Kein Winkel der Natur war leer von solchen Gottheiten; es giebt Oreaden in den Bergen, die Gespielinnen der Artemis sind; Napäen in Hainen und Wäldern; Dryaden Schutzgöttinnen der Bäume; wenn sie mit den Bäumen auch sterben, heißen sie Hamadryaden; Nereiden

Meeresgöttinnen, Töchter des Nereus und der Doris; Najaden in den Quellen, Bächen, Flüssen und Brunnen.

2. Sirenen zwischen Sizilien und Italien, die die Schiffer durch ihren Gesang in die Tiefe lockten.

3. Harpyen gleich den Furien, die nur Böses verursachten.

4. Erinnyen oder Eumeniden (Furien) mit Schlangenhaaren, Peitschen und Fackeln, sind Töchter der Nacht und heißen Alekto, Megära und Tisiphone.

5. Neun Musen. Klio Geschichte; Euterpe Musik; Thalia Lustspiel; Melpomene Trauerspiel; Terpsichore Tanz; Erato Liebesgedicht; Polymnia Schauspielkunst; Urania Sternkunde; Kalliope epische Gedichte.

6. Drei Mören (Parzen), Töchter der Nacht, spinnen das Schicksal des Menschen; sie heißen Klotho, Lachesis, Atropos.

Nun gab es noch zahlreiche Heroen, doch wurden ihnen eigentlich nicht, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht; sondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine, goß an den Festen, an welchen ihr Andenken gefeiert wurde, Libationen auf ihre Grabhügel und brachte ihren Manen dadurch gleichsam ihre Verehrung dar. Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle ihre Namen aufführen oder ihrer Taten gedenken; mir ist es hier nur darum zu tun, den Sinn eines Religionssystems zu erfassen, welches anderthalb Jahrtausende vor Christi Geburt bis zur Einführung des Christentums dem intelligentesten Volke des Occidents genügte.

Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden, daß die Bewohner von Hellas alle Naturerscheinungen, alle geheimen Kräfte, alle menschlichen Empfindungen und überhaupt alles, was über den Horizont ihres Denkvermögens ging, personifizierten, jede geheime Kraft einer Gottheit zuschrieben und diese menschlich handeln ließen. Auf ihrem höchsten Berge zwischen Macedonien und Thessalien, dem 6000 Fuß hohen Olymp, war ihr Götterstitz, von dem herab Zeus die Welt regierte und von wo er im Zorne seine Blitze herunterschleuderte. Hier feierten die Götter ihre fröhlichen Feste bei Nektar und Ambrosia ganz

wie auf Erden die Menſchen; von hier aus machten ſie in allerlei verſchiedenen Geſtalten Ausflüge unter die Menſchen, taten ihnen Gutes oder Böſes, lohnten und ſtraften, verfeindeten ſich mit ihnen oder verliebten ſich in ſie und verführten ſie in recht betrügeriſcher Weiſe, kurz, handelten, wie eben noch ungeſittete Menſchen handeln; und dieſe laxe Moral ihrer Götter entſprach ganz ihrer eigenen Denk- und Handlungsweiſe. Was die Griechen ſo lange an dieſes Religionsſyſtem band, waren, glaube ich, die hochpoetiſche Färbung des Ganzen, welche ihren Schönheitsdrang und ihre Genußſucht befriedigte, und die ſozialpolitiſchen Intereſſen, welche die Machthaber ſpäterer Zeit fürchten ließ, daß, bei den ſchon ſo wie ſo hochgehenden Wogen des Parteikampfes, ein Wechſel der Religion die Schwierigkeiten noch größer machen würde. Ueberdies trat wirklich niemand auf, der gegen dieſes Syſtem ernſtlich Front gemacht hätte und ihnen zugleich ein neues, beſſeres dafür oktroyieren konnte; denn die Naturphiloſophen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. philoſophierten nur über den Urgrund der Dinge und hüteten ſich wohl, an dem alten Religionsſyſtem zu rühren; mußte doch Sokrates, der, obgleich immer den alten Göttern huldigend, ſich durch ſeine Philoſopheme des Atheismus verdächtig gemacht hatte, dieſerhalb noch in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahre den Giftbecher trinken, und manche Andere noch wurden ihrer philoſophiſchen Anſichten wegen, die an der alten Götterwelt zweifelten und rüttelten, verbannt oder machten ſich bei Zeiten aus dem Staube, der davon aufgewirbelt wurde.

Da nun die griechiſchen Götter, wenngleich mit großer Machtfülle ausgerüſtet, doch der abſoluten Vollkommenheit entbehrten, ſich untereinander zankten und gegen einander intriguierten, wie Ovids „Metamorphoſen“ vermelden, ſo läßt ſich aus dieſer Götterlehre ein eigentliches Sittengeſetz nicht ableiten, und blieb es denn der ſozialen Geſetzgebung überlaſſen, nach ethiſchen Prinzipien die Moral des Volkes und ihrer Götter zu heben, ſodaß das erſtere den letzteren mehr Ehrfurcht zu widmen imſtande war. Die vielen Feſte, welche zu Ehren der Götter mit vielen Zeremonien in Szene geſetzt wurden, trugen weſent-

lich dazu bei, der Götterlehre einen ethischen Inhalt zu geben und das für alles Schöne, Großartige und Erhabene leicht begeisterte Volk sittlich zu heben, indem ihre Götter schließlich doch noch ethisch und ästhetisch hoch über den Massen in erhabener Glorie zu stehen kamen.

Auch die Griechen glaubten an ein Leben nach dem Tode und hatten ihre Unterwelt (Hades, Tartaros), die vom Styx (Acheron) umflossen war, über welchen der Fährmann Charon die Toten ins Schattenreich führte. — Ich empfehle hierbei das Lustspiel des Aristophanes „Die Frösche" zur Lektüre, aus welchem man ersehen kann, wie menschlich sich dort alle Vorgänge abspielten.

11. Römische Mythologie.*)

Das Dunkel, das auf der Entstehung aller alten Staaten und auf der mythischen Geschichte ihrer Stifter ruht, ist auch in der ältesten Geschichte Roms nicht zu verkennen. Die Sage geht, daß, als Latinus über die Aboriginer (Ureinwohner) in Latium herrschte, eine kleine Kolonie Trojaner unter Aeneas landete und günstig aufgenommen wurde. Das soll ums Jahr 1151 v. Chr. geschehen sein. Nach anderer Lesart waren diese Einwanderer Griechen aus Elis und Arkadien. Jedenfalls hatten die Römer griechische Gottheiten und Religionsgebräuche angenommen; doch faßten sie diese Götter größer und vollkommener auf; denn Saturn zehrte nicht seine Söhne auf, und Jupiter jagte nicht seinen Vater aus dem Reiche. Bei ihnen findet man nicht, daß die Götter kriegen oder gebunden werden oder Menschen dienen. Sie waren also von Anfang an ein ernsthafteres Volk als die Griechen, und doch waren sie wieder das abergläubischste Volk der Welt in Bezug auf die Verkündigung des Willens der Götter durch Anzeichen. Die Lehre von den Auspicien**) und Augurien***) hatten sie zu einem förmlichen System ausgebildet.

*) Nach Seybold u. A.

**) Wahrsagungen aus dem Fluge, dem Gesange und dem Fressen der Vögel.

***) Aussprüche der Auguren (weissagende Priester), die den Willen der Götter aus allerlei Vorkommnissen kündeten.

Die Religion der Römer war ganz in ihre Staatsverfassung verwebt und daher ganz politisch. Besonders bedienten sich derselben in der Folge die Patrizier, als das Volk anfing, die Oberhand über sie zu bekommen; denn da die Auspizien ꝛc. in ihren Händen waren, und der oberste Priester, der die Aufsicht über den ganzen Gottesdienst hatte, allezeit aus dem Senat gewählt wurde, so verhinderten sie es öfter, daß die Tribunen ein ihnen mißfälliges Projekt durchsetzten, dadurch, daß sie die Anzeichen für ungünstig erklärten. Ebenso war es ein großer Kunstgriff vom Senat, daß öfter darauf angetragen wurde, die Sibyllinischen Bücher zu befragen, die beim Volke in großer Achtung standen und die der Pontifex maximus erklären konnte, wie er es für gut fand. Was also bei andern Menschen zu tadeln war, das erhielt die Verfassung von Rom; nämlich der Aberglaube. Gewiß ist auch ein großer Teil des Kriegsglücks dieser Religion zuzuschreiben; denn sie fingen keinen Krieg an und lieferten keine Schlacht, ohne vorher die Götter um Rat zu fragen. So bildete der Römer sich ein, er müsse den Sieg davontragen, weil die Götter ihm günstig seien; das ermutigte ihn aber und so trug er wirklich den Sieg davon.

Romulus, welcher die Stadt 753 v. Chr. gründete, ließ Hetrurier kommen, welche in heiligen Zeremonien Unterricht geben mußten. Hatte er einen Sieg errungen, so schrieb er ihn dem Jupiter zu und brachte ihm feierliche Dankopfer. Er setzte Vestalinnen ein und verehrte den Vulkan; kurz, er legte den Grund zu einem Religionsgebäude, das sein Nachfolger Numa Pompilius, welcher bis 679 v. Chr. regierte, weiter ausbaute.

Den Göttern, die noch keine Haine hatten, heiligte er gewisse Plätze, errichtete Altäre und Tempel, stiftete Feste, setzte Priester ein, verordnete Kasteiungen und Reinigungen, gab Anweisungen, wie Wunder und Anzeichen zu erklären seien, und richtete den öffentlichen und Privatgottesdienst ein. Von ihm schreibt sich die Verehrung der Libitina, des Picus und Faunus, des Fides, des Terminus, des Janus ꝛc. her. Um seine Anordnungen bei dem rohen Volke desto

geltender zu machen, gab er einen geheimen Umgang mit der Nymphe Egeria vor, sodaß man ihn für einen Freund der Götter hielt, dem sie ihre Geheimnisse bekannt machten.

Die ältesten Opfer der Römer waren, so wie bei allen Völkern in den ersten Zeiten, nichts als Gras, wohlriechende Kräuter und Pflanzen, später dann Tiere. Tempel hieß in alten Zeiten und auch noch nachher jeder Ort, der unter gewissen Zeremonien von den Auguren abgestochen und vom gemeinen Gebrauche abgesondert war, und der dazu diente, entweder der Gottheit dort Opfer zu bringen, oder die Anzeichen zu beobachten, oder es war auch ein geweihter Hain. — Da man anfangs keine ordentlichen Gebäude zu Tempeln hatte, so hatte man auch keine Bildsäulen der Götter, und man fühlte ihre Gegenwart nur in ihren Hainen oder auf den ihnen geweihten Plätzen. Als man dann anfing, sich Vorstellungen von ihnen zu machen, war ein Zeichen von ihnen schon ein Klotz, ein bloßer Pfahl, ein Stab, ein Stein oder ein Schwert, wie man es heute vielleicht noch bei den heidnischen Samojeden und Lappländern findet. In der Folge blieb der Stein oder der Klotz; aber man setzte einen Kopf darauf, der anfangs zwar noch sehr unförmlich gewesen sein mag; beim Fortschreiten der Kunst erhielt dann der Klotz auch menschliche Figur; und endlich entstanden daraus nach und nach die Bildsäulen eines Phidias, Skopas, Alkamenes u. a., mit denen Rom, hauptsächlich nach der Eroberung von Korinth durch Mummius, sich verschönte.

Ein Hauptpunkt in dem Gottesdienste der Römer waren immer die Anzeichen. Soviel Aberglauben sie auch verraten, so beweisen sie doch, daß die Menschen glauben, die Götter interessieren sich für ihre Handlungen, und daß selbst in dem rohesten Menschen, ja sogar gerade in diesem, tief das Gefühl verborgen liegt: man muß nichts ohne den Willen der Götter unternehmen. Dieses tief eingewurzelte Gefühl ist aber auch bis heute noch die Handhabe, welche die Priesterschaft und der Staat gebraucht, um die Massen in Schranken zu halten; es ist die Furcht vor der Strafe Gottes.

Der Anzeichen und Vorbedeutungen waren mehrere. Man wahrsagte einen guten oder schlimmen Ausgang einer Sache: 1. aus dem Fluge oder Geschrei der Vögel, 2. aus dem Fressen der Vögel, 3. aus der Erscheinung gewöhnlicher oder ungewöhnlicher Tiere, 4. aus Erscheinungen am Himmel, 5. aus unerwarteten Stimmen, 6. aus körperlichen Handlungen, 7. aus unverhofften Zufällen, 8. aus Namen u. A.

Wie ich schon vorbemerkte, hatten die Römer den griechischen Götterkultus angenommen, und habe ich in der griechischen Mythologie hinter die Namen der Hauptgötter die römischen Namen beigefügt. Den achtzehn Hauptgöttern der Griechen hatten die Römer noch zwei hinzugefügt, nämlich Janus, wahrscheinlich ein früherer König von Latium, der als Gott des Friedens und der friedliebenden Künste verehrt wurde, und Bellona, die Kriegsgöttin. — Den Untergottheiten zählten die Römer auch noch ihre Heroen hinzu, auch hatten sie sonst noch den übernommenen griechischen Göttern eigene nationale hinzugefügt, die meistenteils alle Fürsten Italiens gewesen waren und sich durch besondere Taten ausgezeichnet hatten; wie z. B. Aeneas, den angeblichen Stifter der Kolonie, Pilumnus, der das Backen erfunden, Vertumnus, der Gärten anlegte u. s. w. Die Römer personifizierten aber außerdem noch sehr viele abstrakte Begriffe, deren Namen schon verraten, was darunter vorgestellt wird. Z. B. Fides, Victoria, Virtus, Libertas, Concordia, Suada u. a. Auch für besondere Verrichtungen hatten sie noch ihre besonderen Gottheiten, wie den Talassius als Gott der Ehen, Pomona als Göttin der Feldfrüchte, Fortuna als Göttin des Glücks, Flora als Göttin der Blumen ꝛc. Selbst die Freigelassenen hatten ihre besondere Gottheit Feronia. Julius Cäsar, Augustus, Germanikus, Antinous u. s. w., berühmte Persönlichkeiten der historischen Zeit, wurden gleichfalls vergöttert.

Nun will ich noch der Genien gedenken. Bei den Griechen sind die Genien hauptsächlich Schutzgeister der Menschen; die Römer hingegen schreiben ihnen ausgebreitetere Geschäfte zu. Sie nahmen einen großen Genius an, den sie

zu den selekten Göttern rechneten und dem sie größere Opfer brachten. Unter ihm standen Schutzgeister aller Art; denn die Römer bevölkerten alles mit Genien. Besondere Schutzgeister hatten 1. die Häuser — sie hießen Laren oder Penaten, 2. die Städte — der von Rom hieß vorzugsweise der große Genius, 3. jede Gegend — sie hießen Genii loci, 4. jedes Land, 5. jede Pflanze, 6. jede Person. Daher die Sklaven bei dem Genius ihres Herrn schwuren. Besonders wurden ihre häuslichen Gottheiten verehrt, denen sie besondere Hauskapellen errichteten. Unter Genien verstanden die Römer auch die Seelen der Verstorbenen, die Manen hießen. Auch glaubten sie an böse Geister.

Noch will ich erwähnen, daß die Römer auch fremden, feindlichen Gottheiten ihre Achtung bezeigten und gegen sie nicht kämpfen wollten. Wenn sie daher eine Stadt bestürmen und einnehmen wollten; so war es ihre erste Bemühung, den Namen des Schutzgottes dieser Stadt zu erfahren und ihn alsdann zu bitten, er möchte sich's gefallen lassen, zu ihnen überzugehen; sie wollten ihn so gut als seine bisherigen Anbeter verehren. Daher erhielt Rom mit der Eroberung jeder Provinz oder Stadt neue Götter und wurde ein Sammelplatz nicht nur von Schätzen, sondern auch von Göttern. Im Pantheon fanden alle diese eingebrachten Götter einen würdigen Platz. Daß nun allen diesen Göttern, fremden oder einheimischen, in ausgiebigstem Maße geopfert wurde und daß mannigfaltige Feste, Aufzüge und Zeremonien dabei stattfanden, ist wohl selbstverständlich. Diese Zeremonien ꝛc. waren alle mit peinlichster Genauigkeit vorgeschrieben und mußten wohl gar wiederholt werden, wenn nur das Geringste dabei versehen war. So wurden einst zwei angesehene Priester ihres Amtes entsetzt, weil einer, Cornelius Cottegus, die Eingeweide des Opfertiers wider die eingeführte Ordnung gezeigt hatte, und der andere, Quintus Sulpitius, weil ihm während des Opferdienstes der Federbusch seines Hutes zur Erde gefallen war.

Der Glaube an ein Fortleben der Seele ist allen Religionen gemeinsam, nur Moses in seinen heiligen Büchern und

seine Hebräer wußten vor der babylonischen Gefangenschaft kein Wörtchen von der Unsterblichkeit; doch ist der Unsterblichkeitsglaube das kräftigste Mittel, die rohen Massen im Zaum zu halten; daher denn auch Kirche sowohl wie Staat diese Zuchtrute stets hochhalten werden. Der Fetischanbeter wie der gläubige Christ sind von der Wahrheit dieses Glaubens durchdrungen, und nur der Buddhismus hat hier eine Einschränkung gemacht, indem er das Fortleben in einer andern Gestalt zugibt und nur den erleuchtetsten Menschen, den Arahats, die das Nirwana errungen haben, ein gänzliches Auslöschen und Vergehen der Seele als höchsten Lohn in Aussicht stellt. Nach den Vorstellungen der alten Griechen und Römer ist die Unterwelt (griechisch Hades, römisch Orkus) der Ort unter der Erde oder im Innern und in der Mitte derselben, wo die Menschen nach dem Tode, ihren früheren Handlungen gemäß, entweder belohnt, oder bestraft werden. Sie dachten sich die Unterwelt vom Acheron umflossen, über welchen der Schiffer Charon die von Hermes geleiteten Toten hinüberfuhr. Wenn sie dann an dem schrecklichen Höllenhund Cerberus vorübergekommen waren, entschied der Richter Minos, ob die Seelen zur Rechten ins Elysium, oder zur Linken in den Tartarus sich begeben sollten. Aehnliche Vorstellungen hatten auch die alten Deutschen in ihrem Walhalla und Helheim.

12. Deutsche Mythologie.

An der Spitze der religiösen Vorstellungen der alten Deutschen stand eine Kosmogonie, welche im allgemeinen mit der nordischen übereinstimmte und bei dieser erwähnt werden wird. Neben derselben gab es einen anthropogonischen Mythus, nach welchem Mannus, der Sohn des Gottes Tuisko (Tuisto) drei Söhne hatte, die die Urahnen der Ingävonen, Hermionen und Isävonen wurden. Unter den verehrten Gottheiten steht Wuotan (Wodan), der oberste Gott, mit seiner Gemahlin Freia, die Göttin des Hauses und der Ehe, obenan. Er war der Herr aller Luft- und Wettererscheinungen und fuhr im Sturme daher, gefolgt von den Einheriern

(in der Schlacht gefallene Helden) und den Walkyrien, deren Rosse aus ihren Mähnen Tau in die Täler und Gerieſel auf die Bäume ſchüttelten und ſo die Felder befruchteten. Ziu (Tyr nordiſch) war der Kriegsgott, Fro gab den Saaten Gedeihen und hatte Frouwa zur Gattin; Thonar (Donar), der nordiſche Tor, war der Wolkenſammler und Gewitterſender. Nur von einzelnen Stämmen wurden verehrt: Nerthus (Hertha), die Göttin der Fruchtbarkeit und der Jagd, die Alces, ein Bruderpaar, in dem man Paltar oder Phol mit einem Bruder vermutet, die Oſtra (Oſtara), die Göttin des ſtrahlenden Morgens und der Morgenröte, ſowie auch des aufſteigenden Jahres, des Frühlings (nach ihr wurde das Feſt der Auferſtehung Chriſti bei den Sachſen ſpäter das Oſterfeſt genannt), die Iſa bei den Sueven u. ſ. w.

Geringere Gottheiten, jedoch von ethiſcher Geltung, waren die Nornen (Schickſalsgöttinnen, den griechiſchen Parzen vergleichbar) und die Walkyrien, welche nach Wodans Befehl die Schlachten lenkten, die Todesopfer auswählten und die Gefallenen nach Walhalla geleiteten. — Ha! das war erſt das eigentliche Leben in Walhalla, wo die Helden alle in der Runde ſaßen und der Meth nie ausging. Kein Wunder alſo, wenn die alten Deutſchen mit Todesverachtung und Berſerkerwut auf ihre Feinde ſtürzten; denn der Schlachtentod brachte ihnen ja reichen Gewinn und ein herrliches Leben nach dem Tode. — Zwiſchen Göttern und Menſchen walteten noch die Rieſen und deren Gegenſatz, die Zwerge und Elbe, ſowie die Erd- und Hausgeiſter (Kobolde), die Waſſergeiſter (Nixen und Schwanenjungfrauen) u. ſ. w. Als allgemeine Todesgöttin galt Helja oder Hella, deren Name allmählich auch auf ihren und der Verſtorbenen Aufenthaltsort überging.

Soviel über den eigentlichen Gottesdienſt bekannt iſt, verehrten die alten Deutſchen ihre Götter durch Gebete, Geſänge, Feſtzüge und Opfer; zu den letzteren erwählte man Früchte und gewiſſe Tiere; bei beſonders feierlichen Gelegenheiten brachte man, nach den Berichten des Tacitus, auch Menſchenopfer dar. Die Feſte ſchloſſen ſich größtenteils an die Jahreszeiten; Tempel und Götterbilder waren im Anfange unſerer

Zeitrechnung noch garnicht oder nur in ersten Anfängen vorhanden; die bedeutenderen Kultusstätten waren heilige Haine; erst aus späterer Zeit werden Tempel und geschnitzte Götterbilder erwähnt. Die Priester bildeten keine besondere und bevorrechtigte Kaste; im Kreise der Familie besorgte der Hausvater selbst, was der Gottesdienst erforderte. Aufschlüsse über den Willen der Götter suchte man im Vogelflug, in der Begegnung verschiedener Tiere (Angang), dem Wiehern heiliger Schimmel, den Weissagungen aus Los, Runen u. a. m. Die Totenbestattung wurde in sehr feierlicher Weise in Szene gesetzt und war eine hohe, mit dem Glauben an die Unsterblichkeit zusammenhängende Pflicht. Die Leichen wurden auf einem Holzstoße verbrannt, und gab man ihnen gewöhnlich Schmuck, auch Waffen u. dgl., mit auf den Weg ins Totenreich. Die Asche wurde in einer Urne gesammelt und diese vergraben.

Als Griechenland und Rom schon in hoher Blüte standen, war unser altes Deutschland diesen Völkern noch ziemlich unbekannt; erst zur Zeit Cäsars, ca. 100 Jahre v. Chr., gelangte über Gallien nähere Kunde von dem westlichen Nachbarlande zu den Römern, welche dessen deutsche Bewohner Germanen nannten. Die „Germania" von Tacitus (54 bis 117 n. Chr.) ist das erste Werk, welches über die ältesten Zustände wichtige Aufschlüsse giebt. — Das Land der Germanen, in dessen nordwestlichen Teil die Römer zuerst eindrangen, erschien ihnen rauh und unwirtlich, weit überdeckt von Wäldern, die, größtenteils aus Eichen bestehend, außer dem Rot- und Schwarzwild, Bären und Wölfe in Menge, aber auch den fremdartigen Auerochsen und das Elenntier bargen. Die Bevölkerung lebte in festen Ansiedelungen, die über das ganze Land verbreitet waren, und trieb Ackerbau und Viehzucht. Unter diesen Umständen ist wohl anzunehmen, daß nicht viel von der Außenwelt zu ihnen gekommen ist und daß somit ihr Religionssystem, das dem römischen ähnlich ist, sich zu Anfang allmählich selbständig aus dem Naturdienste herausgebildet habe. Während im Osten schon seit Jahrhunderten Kunst, Wissenschaft und Literatur blühten, lagen

die alten Deutschen noch immer gemütlich auf der Bärenhaut und hatten von alledem keine Ahnung. Sie hatten als Schriftzeichen ursprünglich nur 15 Runen, die, von dem griechisch-phönizischen Alphabet abstammend, nur sehr mangelhaft die Sprache wiedergaben und auch wohl nur als besondere Zeichen gebraucht wurden. Erst mit der Einführung des Christentums wurden sie durch das lateinische Alphabet ersetzt. Der ganze Religionskultus, sowie die übrige Gesetzgebung basieren demnach nur auf mündliche Ueberlieferung, die uns, wie schon gesagt, erst Tacitus schriftlich übermittelt hat.

13. Nordische Mythologie.*)

Der nordische Göttermythus stimmt sowohl mit dem germanischen, soweit dessen geringe Ueberreste in deutschen Volkssagen, Märchen, Sitten und Namen sich erhalten haben, als auch mit den Grundzügen der indogermanischen Mythenwelt überhaupt überein. Der Polytheismus entwickelte sich hier, wie bei den Germanen, aus einem Dreigötterſystem, dieses aber aus ursprünglichem Monotheismus.

Außer dem Namen der Asen für Götter überhaupt und dem Odins für den ältesten und bedeutsamsten unter ihnen, sind es vorzugsweise die Mythen von der Entstehung und dem Untergange der Welt, vom Weltbaum (Yggdrasil), von der Unterwelt, von einzelnen Göttern, den Nornen, die sich für alle germanischen Völker, die skandinavischen wie die deutschen, gemeinsam zeigen. Im Allgemeinen kennt die nordische Mythologie auch eine ganze Anzahl Götter; die vornehmsten sind:

1. Odin (der altdeutsche Wuotan). Er war der Herrscher über Himmel und Erde, nicht Schöpfer, sondern der Ordner der Welt, die höchste organische Kraft, welche als Quelle alles höheren Lebens zu mannigfaltigster Erscheinung gelangt. Er hat gegen zweihundert Beinamen, die Bezeichnungen seines verschiedenen Wesens und Wirkens sind. Seine Wohnung ist Gladsheim; auf seinem Hochsitze Hlidskialf übersieht er Alles, was auf Erden vorgeht. Seine Raben Huginn (d. i.

*) Nach H. v. Wolzogens Uebersetzung der „Edda“.

Gedanke) und Muninn (Gedächtnis), die täglich die Welt umfliegen, bringen ihm Kunde von Allem.

2. Thor (Donar), der Sohn Odins und der Jörd (Erde). Seine Kämpfe mit den Riesen gaben vielen Stoff zu Mythen. Nächst Odin der mächtigste Gott. Nach ihm ist der Donnerstag benannt. (Donnergott.)

3. Baldur, der zweite Sohn Odins und Friggas, sowie Gemahl der Nanna. Licht- und Sonnengott.

4. Njord herrscht über Wind und Regen, giebt Feuer und stillt das Meer. Man rief ihn auf der See, bei der Fischerei und Jagd an.

5. Freyr, Njords Sohn, Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, Spender des Regens und Sonnenscheins. Ihm wurde an seinem Hauptfeste (Julfest, um die Zeit der Wintersonnenwende) ein großes, blutiges Opfer von Menschen und Tieren gebracht. (Freitag.)

6. Tyr (Ziu) ist Kriegsgott, ein Sohn Odins. Nach ihm ist der dritte Wochentag benannt. (Altnordisch: Tysdagr, angelsächsisch Tiwesdag, englisch Tuesday, althochdeutsch Ziuwestac, niederdeutsch Tiestac oder Diestac, woher unser Dienstag.)

7. Bragi, Sohn Odins und der Frigga. Gott der Beredsamkeit und der Dichtkunst. Iduna ist seine Gattin. Man stellte sich ihn alt, langbärtig, heiter vor.

8. Heimdal ist Wächter des Himmels, der die Brücke Bifrost bewacht ꝛc. (Regenbogen = Bifrost.)

Ferner sind noch zu nennen: Hödur, Widar, Wale, Uller, Forsete. Als vornehmste Göttinnen bezeichnet man: Frigga, Odins Gemahlin, Freya, Göttin der Liebe, Idun, Eira und Nanna. Göttinnen niederen Ranges sind: Löfn, Siöfn und Var; Gna, Hlyn, Fulla sind Dienerinnen der Frigga.

Nicht zum Geschlechte der Asen gehörend, doch von großem Einfluß auf der Menschen Geschicke waren die Nornen, die Walkyren und die Fylgien. Auch der Meergott Aegir und seine Gattin Ran gehörten nicht zum Asenkreise, obgleich er dem römischen Neptun gleichgeachtet wurde; Ran

wird als eine wilde, häßliche Riesin dargestellt, welche in einem Netze alle fing, welche Schiffbruch litten. Auch Loki, das Prinzip des Bösen, wurde erst später unter die Asen aufgenommen, obgleich er durch List und Ränke die Götter oft in Verlegenheit brachte. Er war auch die Personifikation des Feuers in seiner verderblichen Gestalt und wurde, entgegen den Darstellungen in anderen Mythologien, mit schönem Aeußern dargestellt. Ihm entstammen drei gräuliche Ungetüme: 1. die Hel, welche Odin nach Niflheim verwiesen hatte, wo sie über das Schattenreich herrscht und dort, im Nebelreich und im Dunkel der Erde thronend, mit nie gesättigter Gier alle an Alter und Siechtum Verstorbenen in Empfang nimmt; 2. den Wolf Fenris, ähnlich dem Cerberus der griechischen Unterwelt; 3. die Midgardschlange, welche die ganze Erde umschlingt.

Eine geschlossene Priesterkaste gab es, wenigstens in der späteren Zeit, nicht, und eben deshalb darf man auch keine eigentliche, bloß dieser zugängliche religiöse Geheimlehre annehmen. Den Asen erbaute man zum Teil prächtige Tempel, schmückte ihre Bildsäulen und ehrte sie mit blutigen Opfern und anderen Geschenken, während man dagegen Hilfe und Weissagungen von ihnen forderte. Die zahlreichsten Verehrer hatte der kriegsgewaltige Thor. Tief im Volke wurzelte auch die Verehrung von Flüssen, Bergen, Bäumen und Steinen, an die man geistige Wesen (z. B. Elfen) gebunden glaubte. In Bezug auf den ethischen Einfluß der Asenlehre erscheint das ganze Leben auf Kampf und Krieg gestellt. Der Tod wurde schön gedacht unter dem Bilde der waffenglänzenden Walkyre; der Glaube an Walhalla, dem seligen Versammlungsorte der gefallenen Helden, trieb die Männer kühn dem Schlachtentod entgegen, während die Ueberzeugung von der individuellen Unsterblichkeit und einstigen Gemeinschaft mit den Göttern ein Gefühl des eigenen Werts verlieh, das vom Niedrigen abhielt.

Im Hâvamâl, dem Liede des Hohen (Wodans), ist eine ganze Sammlung von Weisheitssprüchen enthalten, die

Wodan an Lodfafner, als Einzelrepräſentanten der Menſchen, richtet. Er gibt ihm vorerſt drei Grundregeln:

„Lodfafner, lerne belehrenden Rat
und nutze, was Du vernommen:
Nimm Dich in Acht, aber nicht ohne Act,
am allermeiſten beim Aeltrunk,
bei eines Andern eh'lichem Weib
und drittens bei Schelmen und Dieben.“ U. ſ. w.

Und nun folgen weitere Regeln für alle Lebenslagen und noch ſonſtige Sprüche, die ſich wohl ſo ziemlich alle mit unſeren Anſchauungen decken. Man ſieht hieraus, wie die ganze Moralphiloſophie der damaligen Zeit als eine Offenbarung der Gottheit betrachtet wurde, und wie man damals wie heute noch glaubte, von Gott durch Geſchenke, Opfer u. dgl. einen Vorteil oder eine Begünſtigung für ſich erhandeln zu können.

Wie ſehr aber alle dieſe Göttergeſtalten wiederum nur Perſonifikationen von Naturerſcheinungen ſind, zeigt ſich deutlich aus den Götterliedern der blühenden nordiſchen Skaldenpoeſie. Dieſe Lieder ſind von dem Biſchof Sveinsſon von Skaltholm auf Island im Jahre 1643 aufgefunden worden. Sie ſtammen der Schrift nach etwa aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, der Form ihres Inhalts nach aus der Skaldenzeit im 10. und 11. Jahrhundert, dem Inhalte ſelber nach aber aus einer viel früheren Zeit. Jene Sagen und Lieder waren aber nicht auf Island entſtanden, ſondern ſchon im Jahre 874, als die erſten norwegiſchen Edlen, durch König Harald Harfagr's Abſolutismus vertrieben, ſich dort anſiedelten, mit dieſen herübergekommen und in der „Edda“ (ſoviel wie Großmutter) geſammelt.

Um den Zuſammenhang des Göttermythus mit dem Naturmythus, nicht nur in der nordiſchen, ſondern auch in allen anderen Mythologien, zu erläutern, will ich in kurzem Auszuge aus dem Inhalte dieſer Lieder Einiges niederſchreiben.

1. Aus der „Sage vom Könige Frote“.

Unter König Frote, den die deutſche Heldenſage als Fruote kennt, dachte ſich der Norden ein goldenes Zeitalter

des Glücks und Friedens und verlegte dieſes in die Zeit der Geburt Chriſti. (Der Orient dachte ſich ein ſolches Zeitalter ſchon ein Jahrtauſend und mehr früher.) Nun iſt Frote von Dänemark nur eine heroiſierte Geſtalt des Gottes Froh (Freyr). Dieſer Gott des Lichtes und Lebens, der Freude, des Friedens und Frühlings war ein Wane und gehörte zur Götterfamilie des Waſſerreichs, wie ſie den Seeanwohnern beſonders heilig war. Dem alten Mythus nach gab es ſolche goldene Zeit der Unſchuld und des Friedens nur, ehe noch dieſes Waſſerreich der Wanen ſich mit dem Licht- und Luftreiche der Aſen vermiſcht hatte, als noch das Gold unentweihtes Eigentum des Urgewäſſers war, in deſſen Tiefe es ruhte. Das Gold bedeutet aber die Erde mit ihrer goldenen Saat. Den Anfang aller Geſchichte bezeichnet das Auftauchen der Erde aus dem Urwaſſer, des Goldes an das Licht. Noch weiter zurück erſcheint dasſelbe als einfacher Naturmythus. Die Saat ſprießt und keimt von neuem zur Zeit des Frühlings, unter der Herrſchaft des Froh; iſt ſie aber erſt reif, d. h. völlig ans Licht der heißen Sommerſonne getreten, ſo iſt auch das friedliche Reich des Lebensgottes ſchon zu Ende. Mit der Sichel, die das reife Korn fällt, beginnt ſchon das Werk des Winters, der Zeit des allmählich ſcheidenden Lichtes. — Die treibende Kraft, die das Gold der Saat hervorbringt und reift, alſo die innere Erdkraft, iſt als Braut oder Gattin des Gottes gedacht. In dieſem Liede ſtellt ſie ſich märchenhaft als Mühle des Frote dar, worauf das Gold und der Friede gemahlen werden. Dieſes Bild iſt ſchon uralt und ſcheint im Zuſammenhange mit dem indiſchen Mythus zu ſtehen, nach welchem eine rieſige Mandelſtange die Erde aus dem Meere (Urwaſſer) hervordreht. Man führt dieſes Werkzeug auf die urſprüngliche Art der Feuerbereitung zurück. (Feuer und Gold decken ſich mythiſch auch.) Dabei hält man die Mandelſtange für das altmythiſche Bild des Blitzes, der in der Wolke gedreht wird, die danach den fruchtbaren Regen entläßt, alſo in der Tat auch ein neues Leben auf Erden bewirkt. — Iſt die Ernte des reifen Korns eingeheimſt, ſo mahlt die Mühle nur Salz, nämlich Schnee. Die lichte Freia (die Mühle iſt eigentlich

die mütterliche Erdkraft, also Freia selbst) ist zur winterlichen Frau Holle (Holda) geworden, die mit weißen Flocken, statt goldener Aehren, die Erde bedeckt. Zuletzt versinkt alles im Meere, woher es entstiegen, denn das Urgestein der Erdtiefe gilt auch als Meeresgrund. — So geschieht es der Erde in der Götterdämmerung; im Naturmythus aber: der neuen Saat, die in den Schoß der Erde gelegt wird. —

2. Aus „Wodans Runenkunde".

Die Weltesche ist das Symbol der alle Welten durchdringenden Lebenskraft. Sie hält sie zusammen, indem ihre Wurzeln sich bis Niesenheim und zum Reiche der Holle erstrecken und ihre Wipfel sich bis in den Himmel, bis zu den Asen erheben. An den Wurzeln sind die Quellen des Urwassers, daraus das Erdenleben entstiegen, wie Erde und Sonne selbst aus dem Meere. Der Wipfel ist ein Bild des Wolkenhimmels, der sich über die Erde deckt und an dem die Sonne hängt oder aufsteigt oder niedersinkt. Daher heißt die Esche (Weltbaum) auch Schreckroß, Yggdrasil; denn als eilendes Roß ward die Wolke ebensowohl dargestellt, und dieses Roß ritt die Sonne, die dahinter verborgen blieb, im Wettersturm. Iggr, Schrecker, ist aber einer der vielen Beinamen Wodans, der Lichtmacht in diesem Sinne: als Wettergott. Wodan reitet demnach auf dem Wolkenrosse und hängt am Wolkenwipfel der danach als sein Roß bezeichneten Weltesche. Doch neigt er sich wieder hinab zu den Wurzeln, wo die Quellen sprudeln, zumal an den Weisheit bergenden Mimequell. (Mimer ist der Gott der Weisheit.) Dort giebt er eines seiner Augen zum Pfande für weise Lehren, d. h. die Sonne giebt sich selber für die Hälfte ihres Wandels dahin, indem sie abends in das Meer und winters in das Dunkel taucht. Selbstaufopferung ist das Wesen des doppelseitigen Wodan. Er lebt, um unterzugehen; er weiht sich dem Untergange, um wiederzukehren. Das Zeichen dieser Selbstaufopferung ist ein durchbohrender Speer, und dieser Speer wiederum ein Bild des Sonnenstrahls. Als „Lichtburg" sollte die Sonne auf dieses Speeres Spitze schweben, als sich selbst geweihter

Lichtgott ist sie vom eigenen Speere, ihrem Strahle, durchbohrt. Je näher nun die Sonne zur Erde hinabsinkt, je mehr erkennt sie das Geheimnis ihres Lebens, das eine ewige Wiederkehr ist: ein Leben aus stetem neuen Sterben. Ganz aber geht es ihr erst auf, wenn sie sich endlich in das Meer getaucht hat, um von dort nun wirklich zur Wiederkehr sich zu wenden. So lernt Wodan das Geheimnis von der Erdgottheit, der Wala, und so lernt er es von Mimers Haupte, mit dem er noch im Untergehen murmelt. Sein eigenes Tagleben kann er sich nicht retten, aber im Tode dieses Lebens erhält er die Versicherung seines ewigen Lebens, das ihm die Wiederkehr bedeutet. Durch seinen Untergang selbst wird er weise; er lernt die Runen des Götter- und Weltgeschickes durch sein eigenes todgeweihtes Leben. — Das ist die mystische Weiterbedeutung des einfachen Naturmythus.

3. Aus den „Frühlingsmythen".

Schirners Fahrt. (Skirnisför.)

— — — Froh
(spricht zu seinem Diener Schirner):

In Gumers Garten sah ich gehn eine minnige Maid!
Ihre Arme glänzten und gaben Abglanz den Wellen und Wolken,
Lieber als je einem Manne ist mir dieses Mädchen!
Von Asen und Alben nicht einer erlaubt uns beisammen zu sein.

Schirner:

Leih' mir dein Roß, durch der rauchigen Lohe Zauber zu zieh'n,
Und wider die Sippschaft der Riesen das selber sich schwingende Schwert! — — —

Die Sonne des neuen Frühlings (Froh, Freyr) blickt von dem verlassenen Himmelsfenster des alten Sonnengottes (Wodan, Odin) zur Erde nieder und sehnt sich nach der Liebesvereinigung mit ihr, die noch in der Hut oder Haft der Winterriesen sich befindet. Die jungfräuliche Erde (Gerda) erscheint als Tochter des winterlichen Meeres (Gumer oder Humer, Nebengestalt des Meergottes Nord oder Oeger), während sie sonst als Gefangene der Riesen dargestellt wird.

Die Erde ist aus dem Meere hervorgestiegen, sein Kind also; sie ist vom Meere umschlossen: in seiner Haft; das Meer umwohnen die Reifriesen, die Wintergeister; bei ihm weilt also als Kind oder gefangen die winterliche Erde. Ihre leuchtenden Arme sind als die beschneiten Höhen gedeutet worden. — Die Frühlingssonne sendet den Frühlingswind oder ihren ersten Strahl (Skirnir, d. h. Hellmacher) als Freiwerber durch die Märznacht zur geliebten Jungfrau Erde. Er muß auf dem Windrosse die Waberlohe durchreiten, welche nach alter Vorstellung die Winterburg und die gefangene Jungfrau umschließt. Der Frühlingsmythus ist ebensowohl auch Morgenmythus: die Sonne wirbt allmorgentlich um die Erde. Die Waberlohe ward beim Anbruch der Nacht in Gestalt der Abendröte um sie geschlungen, und durch dieselbe als Morgenröte bricht auch die wiederkehrende Sonne, ehe sie die Erde weckt und gewinnt. Für den Frühlingsmythus ist an Stelle der Nacht der Winter getreten; beide aber verhalten sich wie das Reich des Todes zu dem des Lichtes und des Lebens. Das Totenreich ward nun als der flammenumwallte Scheiterhaufen symbolisiert, darauf der Gestorbene verbrannt wird. So ist die Waberlohe für den Frühlingsmythus auch als Totenfeuer zu deuten.

Die winterliche Erde widerstrebt eisig starr den Werbungen des Frühlingsboten. Zuletzt, als Ueberredung nichts hilft, droht Schirner mit Froh's entliehenem Schwerte, dem siegenden Strahle der Frühlingssonne. Endlich wird Gerda's Herz erweicht, sie reicht dem Werber den Minnetrank, Firnmeth im Eiskelch, d. h. die vom Eise wieder befreiten Gewässer. Die Vermählung im Blütenhain (d. i. die neuerblühende Erde) wird verabredet. Dann kehrt Schirner heim.

Angedeutet wird noch, daß der Werber den Bruder Gerda's, den Beller (Beli), erschlagen, ehe er zu ihr kam. Wie Schirner der Frühlingswind sein mag, so scheint Beller der Wintersturm zu sein. Er verhält sich also zu dem Wintergotte Wodan oder dem Winterriesen Gumer, wie Schirner zum Frühlingsgotte Froh, der nach anderer Sage in eigener Person den Beller erschlug.

Gerda's verborgenes Gold (die Saat) kommt nun bei ihrer Vereinigung mit Froh in deſſen Beſitz. Dasſelbe Gold hat auch Froh's Schweſter Freia in Hut oder trägt es als Geſchmeide. Sie iſt die Göttin der Liebe und ſtimmt hier mit Gerda überein. Beider Vater iſt der Meergott. Die winterliche Erde gehört dem rieſenhaften Gumer, die ſommerliche dem wilden Wanen Nord. Nord, Oeger, Gumer, Humer ſind als Repräſentanten des Waſſers weſentlich identiſch; ihre Kinder, Froh und Gerda, Himmel und Erde, alſo urſprünglich Geſchwiſter. — Durch Froh's Sonnenkraft gewonnen, empfangen Gerda's Schätze Leben, wie ſie ſelber ſeiner Liebeswerbung erliegt.

Nordſohn Froh und Wodanſohn Balder ſind Repräſentanten jedes neuen Jahres, denen gegenüber Wodan, der ſonnenäugige Himmelsherr und Göttervater, das Ewigalte und daher inſonderheit den Winter repräſentiert. Was Nord bei den Wanen im Waſſerelement, das iſt Wodan bei den Aſen im Licht- und Luftelement: Vater des jungen Sonnengottes. Die Sonne ſteigt aus dem Meere, ſcheint aber am Himmel, gehört daher Waſſer und Luft, Wanen und Aſen zugleich an. Nord und Wodan treffen ſich beide in ihrer winterlichen Rieſengeſtalt als Gumer, alſo auch als Vater der Erdjungfrau. Der Sohn (junge Sonne) freit um die Tochter (Erde); er muß, um ſie zu erlangen, den gemeinſchaftlichen Vater (Winter) beſiegen. Das iſt die Grundform des uralten Frühlingsmythus. —

14. Religiöſe Anſchauungen in den neueren Weltteilen.

Werfen wir nun noch einen Blick nach den im 16. Jahrhundert entdeckten neuen Weltteilen (Columbus entdeckte Amerika ſchon im Oktober 1492, Magellan die Ladronen im April 1520 und Tasman das Feſtland Auſtraliens 1606), ſo finden wir, daß hier noch der Sabäismus und Fetiſchismus in Blüte ſteht und kraſſer Aberglaube die Gemüter beherrſcht.

Die Urbewohner Amerikas, vom Eismeere bis herab zum Feuerlande, tragen ſo ziemlich denſelben Typus an ſich, ſind

aber doch nach den verschiedenen Erdstrichen, in denen sie leben, auch verschieden geistig ausgereift. So fand man und findet auch heute noch die Eskimos, Feuerländer und Patagonier am weitesten in der Kultur und in ihren religiösen Anschauungen zurück; sie leben nur in Familien in der primitivsten Weise. Die in Nordamerika lebenden Indianer, die vorzugsweise ein in Gemeinschaften lebendes, vagierendes Jägervolk waren, erkannten gemeinhin einen großen Geist an, der die Geschicke der Menschen leitete. Sie glaubten an ein Fortleben nach dem Tode in himmlischen Gefilden, wo es unermeßliche Jagdgründe gab, in denen sie unbeschränkt ihrem Jagdvergnügen frönen konnten. — Die Denkmäler in Nordamerika, namentlich im Mississippibecken, weisen zwar keine Haus- oder Tempelüberreste auf, aber großartige und ausgedehnte Umwallungen, die sowohl kriegerischen, als auch religiösen Zwecken gedient haben mögen. Aus sonstigen Funden an Waffen, Gerätschaften, Schmucksachen ꝛc. läßt sich auf eine Blütezeit der einst hier wohnenden Völker schließen, die vielleicht noch vor das Jahr 1000 v. Chr. fällt. Ob auch hier eine Deukalische Flut einst gewesen, die diese einstige Kultur fortgeschwemmt hat? — wer vermag es zu melden?

Eine höhere Kulturentwickelung bezeugen die Denkmäler Südamerikas, zunächst in Peru, Bolivia und Ecuador, dem ehemaligen Reiche der Inkas. Hier sind noch ungeheure, aus riesigen Steinblöcken aufgeführte Mauern bei Tiahuanuco, die Ruinen des Inkatempels auf der Insel Titicaca und des Pachacamac, vor allem die großartige Inkastraße, die teilweise noch gegenwärtig benutzt wird. Sie ist ein Gegenstück der chinesischen Mauer und zieht sich fast durch 30 Breitengrade über den Rücken der Andes hin. Hieraus läßt sich schließen, daß ein hochbegabtes Volk hier wohnte, was auch die goldgierigen spanischen Eroberer noch vorfanden, denn der dreizehnte und letzte der Inkas, welche sich Söhne der Sonne nannten, verlor durch sie (1533) Reich und Leben.

Ihre Religion war Natur- und Götzendienst, der in prächtigen Tempeln abgehalten wurde. Vorzugsweise kommt hier bei religiösen Bauten die Pyramide zur Erscheinung; aber

es werden dabei auch zahlreiche Skulpturen als Reliefs oder freie Statuen angetroffen. In den Hochländern des mittleren Amerika, dem Anahuac, Guatemala und Jucatan, findet man dieſelben großartigen Ueberreſte vergangener Zeiten, teils vereinzelt, teils vereinigt als Trümmer ganzer großer Städte. Im Anfange des 13. Jahrhunderts wanderten von Norden her die Azteken in dieſe gottgeſegneten Fluren und gründeten (1325) die Stadt Tenochtitlan, das Mexiko der Europäer. Von hier aus verbreiteten ſie ſich unter Montezuma (1436 bis 64) bis zum mexikaniſchen Golf und unter Ahuizotl (1482—1502) bis Guatemala und Nicaragua.

Die Religion der Azteken lehrte das Daſein eines höchſten Gottes, eines unſichtbaren Herrn und Schöpfers des Weltalls, des Taotl (wie ihn ſich die Inkas und Indianer der nördlichen Territorien übrigens ähnlich dachten); unter demſelben ſtanden dreizehn Gottheiten, von denen Quetzalcotl, Huitzilipochtli, der Kriegs- und Schutzgott des Volkes, dem oft Tauſende von Menſchenopfern geſchlachtet wurden, und Tezkatlipoka die hervorragendſten Geſtalten der mexikaniſchen Mythologie bildeten. Die ganze Kultur der Azteken war jedoch wiederum ein Abglanz der toltekiſchen, die dieſer vorausgegangen war. Die Prieſterkaſte war ungemein mächtig, ſprach ein gewichtiges Wort in allen Staatsangelegenheiten mit und widmete ſich der Erziehung der Jugend, für welche bei allen Tempeln (Teocallis) Gebäude errichtet waren. Die für den Prieſterſtand Beſtimmten wurden in beſonderen Anſtalten in Sternkunde, Geſchichte und Götterkunde unterrichtet. Man ſieht hieraus, wie die Prieſter, als Träger der Kultur und Wiſſenſchaften, auch hier einen großen Einfluß auf das Volk hatten. Was die Prieſterkaſten an Einfluß hier in einem geordneten Staatsweſen beſaßen, hatten in den Indianergebieten des nördlichen Amerika, ſowie auch in dem unkultivierten Afrika die Medizinmänner inne. Sie waren die einzig weiſen Männer, die, je nachdem, gut oder unheilvoll auf ihre abergläubiſchen Stammesgenoſſen einwirkten; ſie vermittelten den Menſchen den Willen der Götter, ſie kurierten ſie in Krankheiten — oft durch die haarſträubendſten Mittel —

und wußten ihre Ueberlegenheit durch allerlei Hokuspokus darzutun. —

Auf der niedrigsten Stufe der Bildung und Gesittung stehen die Australneger im Innern Australiens, auf Neu-Guinea (Kaiser Wilhelmsland), Melanesien, im indischen Archipel, auf Borneo und die Samangs in den Gebirgswäldern von Malakka. Sie sind meistens noch Anthropophagen (Menschenfresser, Kanibalen) und huldigen dem gröbsten Fetischismus auch heute noch.

Hiermit hätten wir nun in Bezug auf die Religionen der Völker einen Rundblick über die ganze Erde getan, unter Ausschluß des monotheistischen Judentums und der beiden daraus hervorgegangenen Religionen, welche demnächst folgen sollen; vorerst resummieren wir nun alles vorhergehend Gesagte in einem kurzen Ueberblick.

Rekapitulation.

In allen Mythologien finden wir, daß alles Geschehen in der Natur auf Handlungen der eingebildeten und sinnlich dargestellten Götter nach menschlichen Begriffen zurückgeführt wird. Ganz allgemein glaubte man, daß die Götter ganz willkürlich nach Laune handelten und sie durch Opferspenden zur Erfüllung der menschlichen Wünsche geneigt gemacht werden könnten. Und dieser Glaube existiert ja leider auch heute noch vieler Orten, namentlich in katholischen Landen, wo das Volk durch Opferspenden für die Kirche, geweihte Kerzen, Messen ꝛc. sich die Geneigtheit Gottes erbetteln möchte. Natürlich verlangt man von einer Gottheit immer viel mehr, als man giebt. Alle Geschehnisse und alle Erscheinungen in der Natur sind dem schwachen Menschenverstande unerklärliche Rätsel. Wie kommt es, daß die Sonne scheint, daß die Pflanzen aus dem bloßen anorganischen Stoffe der Erde hervorgehen? — Der Mensch weiß nichts von alledem. Durch jahrtausendlanges, allmähliches Fortschreiten der Erkenntnis ist er endlich dahin gekommen, sich die physikalischen Eigenschaften und Gesetze der allwaltenden Natur einigermaßen zu erklären

und die Stoffe und Bestandteile dieser organischen und anorganischen Natur durch chemische Analyse festzustellen, aber die geheimnisvolle Kraft, welche in dem Keimbläschen, dem Protoplasma, zur individuellen Gestaltung drängt, die allgewaltige, unendliche Macht, welche den unzähligen Welten ihre Bahnen am Firmamente weist, hat noch niemand ergründet und wird auch keiner ergründen mit allem menschlichen Scharfsinn. Was dachte nun der erste Mensch von allen diesen Wundern, die ihn umgaben? — Ehe er zu einem vernunftmäßigen Denken gelangte, wird er jedenfalls irgend etwas instinktiv durch seiner Hände Arbeit hervorgebracht haben, und wenn diese Arbeit auch nur darin bestand, daß er sich eine Frucht vom Baume herunterholte oder sich eine Höhle im Felsen grub zum Schutze gegen Sturm und Regen. Aus dem instinktiven Gebahren entwickelte sich dann naturgemäß das bewußte Handeln, und aus diesem Bewußtsein der eigenen Kraft und Fähigkeit wird sich dann allmählich auch die Erkenntnis durchgerungen haben, daß diese eigene Kraft eine gar beschränkte ist gegenüber den Naturgewalten, und daß es noch viel größere, unsichtbare Kräfte geben müsse, die alles das hervorbringen, was der eigenen Kraft versagt ist. Mit dieser Erkenntnis empfindet er zugleich, daß ein Etwas (Verstand, Geist) in ihm wohnt, welches vermöge seiner Intelligenz ihn über das Tier erhebt. Durch dieses Empfinden aber bildet sich, vielleicht gar unbewußt, ein Dualismus aus, welcher Körper und Geist als zwei verschiedene Substanzen auffaßt. Nach dieser Auffassung aber läßt sich der dem Menschen immanente, intelligible Geist auch, als selbständiges Wesen potenziert, in unendlicher Größe und Erhabenheit denken. Das ist, glaube ich, der erste Gottesbegriff des zum selbständigen Denken herangereiften Menschen. Da nun unser Geist eine Hülle, einen Körper braucht, in dem er wohnt und waltet, so dachte man sich auch den göttlichen Geist von einer Hülle umgeben, die gemeinhin menschliche Form annahm; wenngleich sie auch nicht sichtbar war, so nahm sie doch ein bestimmtes Volumen ein, war bald hier, bald da und griff in die Geschicke der Menschen ein, wenn sie es für nötig fand. Ob diese Gottesidee nun

monotheistisch oder polytheistisch ausreifte, wollen wir dahingestellt sein lassen; es ist sogar erklärlicher, daß zuerst, durch die unendliche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Naturerscheinungen veranlaßt, für jede Erscheinung ein besonderer, schaffender Geist gedacht wurde, da man wohl annehmen konnte, daß ein einziger Geist diese vielen Verschiedenheiten nicht hervorzubringen imstande war, welche die immens große Welt, die in ihrer Unendlichkeit damals, im Uranfange des Menschengeschlechts, noch garnicht erfaßt war, tagtäglich darbot. Als die Menschheit erst Gemeinden und Staaten gebildet hatte, wird man zu der Erkenntnis gekommen sein, daß diese verschiedenen Geister oder Götter auch eines Oberhauptes und einer einheitlichen Leitung bedurften. So kam es denn wohl, daß man auf den Monotheismus verfiel und sich einen Gottvater dachte, der in echt menschlicher Art eine große Familie zeugte und seine Familienglieder als Bedienstete in seinem Weltreiche anstellte, von denen jedem eine bestimmte Funktion übertragen wurde. Jedes Volk hatte, wie wir gesehen haben, seine besonderen Götter, die nur für das Wohlergehen dieses einen Volkes zu sorgen hatten. Die Römer z. B. erkannten willig die Bedeutung der Götter anderer Völker an und suchten sich mit ersteren durch Ehrungen auf guten Fuß zu stellen, wenn sie die letzteren bekämpften. So waren die Götter also noch immer menschlich klein in ihren Empfindungen gedacht.

Die vorgehend behandelten Mythologien und Religionssysteme zeigen, daß bei allen die Naturerscheinungen und die rein geistige Gottesidee stets vermenschlicht und heroisierte Menschen vergöttlicht wurden. Es fällt dem sinnlichen Menschen, der großen Masse, zu schwer, ein Nichtgreifbares, Nichtfühlbares, Nichtsehbares, mit einem Worte ein „Etwas" sich zu denken, von dem man absolut keine Vorstellung hat, welches täglich, stündlich, seit Anbeginn so Großes und Wunderbares schafft und geschaffen hat. Man sieht die Wirkung, ahnt vielleicht auch den Zweck, aber kann die Ursache nicht ergründen. Darum also gibt man den Göttern Menschengestalten und läßt sie handeln wie Menschen, weil man sich ein anderes Handeln eben nicht vorstellen kann. Wir

sehen es ja heute noch, wie unendlich verschieden die Geistesgaben unter den Menschen verteilt sind, und daß unter Tausenden, ja sogar nur unter Millionen, ein einziges Individuum, hochbegabt und leuchtend, sich aus der Masse Stumpfsinniger hervorhebt und diese Massen überstrahlt, gleich einem leuchtenden Meteor, das ihnen Erleuchtung bringt und sie über das Tier hinaus hebt. So ist es sicherlich im Uranfange auch gewesen. Dem Einzelnen dämmerte zuerst eine Gottesidee auf, die von der Masse in ihrer Reinheit noch garnicht recht erfaßt werden konnte; die überwiegend sinnliche Natur des Menschen hielt sich immer an das Sinnlichwahrnehmbare, und so wurde diese Gottesidee auf die Naturerscheinungen selbst oder gar auf leblose Gegenstände übertragen, die greifbar vor Augen standen. Daraus entstand dann, noch ehe ein Gottesbegriff unter der Masse Fuß faßte, der Fetischismus, dem wir noch heute im Innern Afrikas, Amerikas und Australiens begegnen, wo er noch von keiner anderen Religion verdrängt wurde. Aber auch in den hochzivilisierten Staaten Asiens und Europas ist die denkfaule und abergläubische Menge dem Fetischismus zugetan, wenn auch nicht mehr in der rohen Art der Wilden, noch nicht von der Kultur Beleckten, sondern unter dem Deckmantel irgend einer andern monotheistischen Religion, deren Grundidee zu fassen sie zu schwachsinnig ist.

Die geschlossenen Priesterkasten der Brahmanen, Buddhisten, Aegypter ꝛc., welche die Religion mit ihren Formalitäten und ihrem Zeremonienwesen für das Volk zurecht machten, waren immer die einzige Menschenklasse, welche alles bisher erreichte menschliche Wissen als Geheimwissenschaft für sich behielt und dem Volke nur das zukommen ließ, was ihm zu wissen ersprießlich war und welches es aus Furcht vor dem Unsichtbaren in Abhängigkeit von den Priestern hielt. Man kann also wohl annehmen, daß diese Erleuchteten alle göttlich verehrten Götzenbilder, Idole, Tiere ꝛc. nur als Symbole betrachteten und ihren eigenen occulten Gottesdienst und Gottesbegriff ganz anders auffaßten. Die Theogonie (Götterentstehung) aller bis hierher angeführten Religionssysteme lief noch immer darauf hinaus, daß die Vorgänge in der Natur

auf menschliche Art gedeutet und hervorragende Menschen aus grauer Vorzeit zu Göttern erhoben wurden. Nicht das logische Denken, sondern die überschwängliche Phantasie schuf den Göttermythus.

Das Sittengesetz, welches wohl aus sozialpolitischen Gründen von der Priesterschaft oder der Staatsgewalt erlassen war, wurde immer den verschiedenen Religionssystemen eingefügt dergestalt, daß es stets als Offenbarung der Gottheit angesehen werden sollte. Auch die einzelnen Religionsstifter haben immer das Wohl und die sittliche Hebung der Menschheit im Auge gehabt und auf dieser Grundlage erst ihr System gegründet. So hat Laotse die transcendenten mythologischen Anschauungen des Volksglaubens mit einem durchgebildeten, zur Tugend führenden Sittengesetz verbunden; Confucius abstrahierte von allen metaphysischen Untersuchungen und lehrte reine Moralphilosophie, und auch Gautama legte den Hauptwert seiner Lehre auf einen moralisch-sittlichen Lebenswandel, unbegrenzte Nächstenliebe und Gleichheit der Menschen in dem Bestreben nach höchster Vollkommenheit, dem Nirwana. Wenn seine Lehren späterhin verhunzt und durch den Lamaismus zu schablonenhaftem Zeremonien- und Götzendienst herabgewürdigt wurden, so ist daran die jämmerliche Indolenz der breiten Massen und die zielbewußt nach der Herrschaft strebende Verschmitztheit der Priesterkaste schuld. So ist es aber auch dem reinen Christenglauben ergangen, und ist es noch heute so, wie damals und zu allen Zeiten. Auch Zoroaster baute auf der alten Grundlage des Brahmaismus ein Religionssystem auf, das die irdische Glückseligkeit der Menschheit in einem von einem weisen und gerechten Herrscher autokratisch regierten Staate bezweckte. Seinem Amphitheismus ist der mosaische Dämonismus wahrscheinlich nachgebildet, und dieser findet auch im Christianismus und Mohamedanismus Anklänge, denn, das ist das Ende vom Liede, die Menschheit kommt nun einmal mit einem Gotte nicht aus, sie muß mindestens doch Helfershelfer, Fürsprecher und ein allwaltendes böses Prinzip haben, das dem guten Gotte diametral gegenüber steht.

Bemerkenswert bleibt es ferner, daß alle Völkerschaften,

die höchstzivilisiertesten und die rohesten, vom grauen Altertum her bis auf die Neuzeit in ihren Religionssystemen, ob sie nun naturalistisch, supernaturalistisch, oder rational und dogmatisch entwickelt sind, gemeinsam den Glauben an ein Fortleben der Seele nach dem Tode haben. Was berechtigt sie zu dieser Annahme? Wir sehen doch, daß der Geist des Menschen, die Seele, beim Tode erlischt, verschwindet, und daß der Körper der Verwesung anheimfällt. Trotzdem gaben die alten Griechen ihren Toten einen Obolus mit auf den Weg in das Schattenreich, damit sie dem Fährmann Charon das Fährgeld über den Acheron bezahlen konnten; die alten Germanen und Nordländer gaben ihren Toten Schmuckgegenstände, ihren verstorbenen Helden auch wohl das Schlachtroß auf den Scheiterhaufen mit, sowie sich die indischen Frauen mit ihren Männern verbrennen ließen. Wenn der König von Dahomeh in Inner-Afrika starb, so wurden seine Frauen lebendig begraben und sein Diener geköpft, damit er im Jenseits nur ja seine dienstbaren Geister wiederfinde; und auch sie, diese armen Schlachtopfer, erhofften im Jenseits ein besseres Leben, wenngleich noch in alter Dienstbarkeit, aber doch ihrem Herrn als Geist ebenbürtig. So träumten denn alle von einem besseren Jenseits, und dieser Traum machte ihnen das Sterben leicht.

Es ist nun wohl anzunehmen, daß dieser Unsterblichkeitsglaube, für dessen Entstehung in der Urzeit keine andere Erklärung ist, als daß die Priesterschaft ihn in ihr Glaubensbekenntnis deshalb aufgenommen hat, um dem armen, geknechteten Volke und den Kriegshorden das Ertragen ihrer Knechtschaft hier auf Erden durch den Glauben an eine Vergeltung im Jenseits leichter zu machen, und weil dadurch gewissermaßen ein Ausgleich stattfinden sollte, der den Armen hoffen läßt, daß er dereinst auch einmal mit den Großen der Erde gleichgestellt werde, wenn er hienieden — um mit Hamlet zu sprechen — „die Pfeil' und Schleudern wütenden Geschicks" mit Geduld ertragen hatte. Wem es aber hier auf Erden gut ging, der wollte im Jenseits erst recht sein Schlaraffenleben fortsetzen; so war also allen Menschen damit

gedient, der Priesterschaft aber am meisten, weil ihr angeblicher Verkehr mit den Göttern ihren Einfluß auf die Seelen erhöhte.

Wenngleich nun die altägyptische Religion, sowie der Hinduismus an eine Seelenwanderung durch verschiedene Tier- und Menschengestalten glaubten, so war nach dieser Läuterung ihr Endziel doch immer ein Paradies mit Ausnahme der reinen Lehre Gautamas; obgleich auch sie diverse Himmel aufzuweisen hatte, in denen Bodhisatwas und Buddhas in Pracht und Herrlichkeit lebten. Hervorgerufen können alle diese Vorstellungen wohl nur aus phantastischen Träumereien sein, an denen der Orient namentlich überaus reich ist; denn der heute noch geltende Erfahrungssatz, daß der Aberglaube und der Glaube an übernatürliche, geheimnisvolle Dinge bei rohen und geistig schwachen Menschen leichter Wurzel faßt, als bei anderen denkenden Menschen, bestand auch damals zu Recht. Zudem sind beschränkte Menschen, die an Geisterspuk, unsichtbare Mächte, Himmel und Hölle, sinnlich und drastisch dargestellt, und eigenes künftiges Seelenleben nach irdischen Begriffen mit Lust und Schmerz glauben, von schlauen Medizinmännern und Priestern, die für sich die Weisheit allein gepachtet haben, leicht zu lenken, sodaß die Suprematie der letzteren der rohen Menge gegenüber unantastbar blieb, und das war die Hauptsache.

15. Der Mosaismus.*)

Das Volk der Juden (Israeliten, Hebräer) hatte von jeher eine theokratische Staatsverfassung, sodaß Religion und Geschichte eng mit einander verknüpft sind. Dieses Volk, dessen Religion, die von Anfang an monotheistisch war, und seine Literatur bilden im gesamten asiatischen Volksleben ein ebenso merkwürdiges, als für einen großen Teil der Menschheit höchst einflußreiches Moment; seine wahre Bedeutung hat es jedoch erst durch das Christentum und durch das Licht zu erhalten vermocht, was von diesem auf jenes Volk geworfen

*) Nach Pölitz, Zittel u. A.

wird; das asiatische und europäische Altertum hatte keinen Maßstab für die Beurteilung der Merkwürdigkeit desselben. Damit hängt aber auch folgende Erscheinung zusammen: die Auffassung und Darstellung der jüdischen Geschichten war immer durch die kirchlich-theologische Hauptrichtung der einzelnen christlichen Zeitalter überhaupt und durch die von dieser mehr oder minder entlehnte Farbe der einzelnen Historiker selbst bedingt; und es muß eine solche Erscheinung um so natürlicher befunden werden, als dieser Teil der Geschichtsschreibung aus leicht begreiflichen Gründen vorzugsweise in den Händen der Theologen war. Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Glaube an eine teils unmittelbare, teils mittelbare Offenbarung der alttestamentarischen Schriften vorherrschend; daher diente die Geschichte des hebräischen Volkes ausschließlich dogmatisch-kirchlichen und Erbauungszwecken. — Zwar haben die Juden weder einen Nebukadnezar, noch einen Cyrus oder Alexander aufzuweisen; sie haben kein Weltreich gestiftet, wie ihre Stammesgenossen, die Assyrer und Babylonier; sie haben keine Baudenkmäler hinterlassen, gleich den Hindus; wohl aber sind sie es gewesen, die den ihnen anvertrauten Himmelsfunken einer Religion durch alle Stürme hindurch gewahrt haben, welcher dereinst die Welt nicht bloß zu erleuchten, sondern auch umzugestalten bestimmt war. Hierdurch und durch eine Menge schriftlicher Denkmäler haben sie sich eine Weltstellung errungen, und übertreffen diese Aufzeichnungen Alles, was andere Völker über ihre älteste Lebensepoche aufzuweisen haben.

Die früheste Geschichte beginnt mit ihrem Stammvater Abraham (2040 v. Chr.), welcher mit anderen Scheiks (Stammanführern) als Nomade über den Euphrat ging, um in den syrischen Steppen zu weiden. Schon damals war die Religion seines Stammes monotheistisch und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, obgleich sich das Volk damals noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur befand. Durch seinen Urenkel Joseph kam dann sein Stamm nach Aegypten, wo er 430 Jahre blieb (2. Mos. 12, 40); hier aber sank das Volk durch mannigfache Unterdrückungen bis zum Tier-

dienst herab, bis Moses endlich als ihr Befreier von geistiger und leiblicher Knechtschaft erschien. Dieser bedeutende Mann, ihr Stammesgenosse, am ägyptischen Hofe erzogen und in die Weisheit der Priester eingeweiht, stellte sich an die Spitze der Hebräer und führte sie aus dem Lande Gosen durch die Wüste nach dem Lande ihrer Verheißung.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Geschicke dieses Volkes zu verfolgen, vielmehr begnüge ich mich damit, über die verschiedenen Phasen ihres Kultussystems Betrachtungen anzustellen, wie sie sich an der Hand der Geschichte ergeben.

Moses gab seinem moralisch heruntergekommenen Volke während des vierzigjährigen Aufenthalts in der Wüste eine Verfassung, die noch nach Jahrtausenden in ihrer Einfachheit und in ihrem wesentlichen Zusammenhange die Achtung der Nachwelt verdient und politisch höher steht, als manche hochgefeierte Verfassung im Zeitalter der Griechen und Römer. Und wenn in der Tat von dem Gründer dieser Verfassung nichts weiter herrühren sollte, als der Dekalogus (die zehn Gebote), wie dieses auch wirklich behauptet worden ist, so würde man ihm dennoch den Ruhm zuerkennen müssen als eines Mannes, der eine tiefe Einsicht in das Grundwesen des Staates bekundet. Jene Gebote enthalten in der bündigsten Weise die Grundzüge jedes staatlichen Verbandes: Kultus, Staats- und Privatrecht. Und warum sollte nicht Moses ebenso hoch in der Geschichte seines Volkes stehen, als Zoroaster in der Geschichte des Perserreichs, als Buddha und Confucius in den Ostreichen Asiens und als Mohamed, dem die schärfste Kritik das Eigentümliche der von ihm gestifteten Religion und Verfassung nicht zu entziehen vermag?

Der Geist seiner politisch-religiösen Verfassung war nicht ägyptisch, sein Gott war Jehova (Jeho, Jahwe*), der Gott seiner Väter, und allem, was zur Abgötterei führen konnte,

*) Der Name „Jahwe“ erschien den Juden so heilig, daß sie ihn nicht aussprachen und beim Schreiben zwischen die Konsonanten J, h, w die Zeichen für die Vokale des Wortes „Adonai“ (der Herr) setzten, woraus sich dann in der protestantischen Kirchensprache „Jehova“ gebildet hat.

arbeitete er mit Nachdruck entgegen. Sein Volk sollte keine Götzenbilder verehren; das goldene Kalb, das Nachbild des ägyptischen Tierdienstes, verbrannte Moses; weder Hieroglyphen noch Götzenbilder trug sein Hoheprieſter an Stirn und Bruſt, sondern die Namen des Volkes. Die Verehrung des Jehova war das erste Staatsgrundgesetz, und alle übrigen Vorschriften standen mit dieſer Verehrung und mit den Bedürfnissen und der Denkungsart des hierauf zu bildenden Volkes in der genaueſten Verbindung. Das Gesetzbuch des Moses war das Elementarbuch, das er der Kindheitskultur seines Volkes anpaßte, und zugleich eines der älteſten schriftlichen Muster, wie Gesundheit, Sitten, politische Ordnung und Gottesdienst nur ein Werk sind. Seine Strafen waren nur traurige Bedürfnisse der Zeit und des Volkes und mußten schon zu Lebzeiten verbüßt werden, sie konnten höchstens auf die Nachkommen noch nachwirken, denn von einer Unsterblichkeit der Seele, von Himmelsfreuden und Höllenqualen war in dem mosaischen Religionssyſtem keine Rede. Die Religion wird, wie bei allen Verfassungen der Vorzeit, in das Staatsintereſſe aufs innigste verflochten, daher fand Moses nötig, bei seinem Volke einen ähnlichen Prieſterſtand wie bei andern Völkern einzuführen, der einen der dreizehn Stämme bildete, in welche das Volk eingeteilt war, und zwar den, welchem er selbst angehörte. In die Mitte des Stammes der Leviten legte er ausschließlich die Verwaltung aller Staatsämter und des religiöſen Kultus.

Wie ich schon vorerwähnte, hatte das Volk der Hebräer schon in Aegypten dem Tierdienst gehuldigt, und so war es denn, nachdem Moses angesichts des gelobten Landes gestorben war, noch manches Mal vorgekommen, daß das Heidentum unter den Hebräern sich einniſtete; denn das Volk war für die große Lehre, daß nur ein einziger Gott sei, noch nicht reif, zumal es unter Heiden wohnte. Bis zu den Zeiten der babyloniſchen Gefangenschaft kehrte es beſtändig zur Abgötterei zurück, obgleich seine Propheten und Prieſter es ihm nachdrücklich fühlbar machten, wie sehr dadurch die Nationalgottheit herabgewürdigt und den fremden Göttern gleichgestellt werde.

Allerdings beförderte gleichzeitig die Nachbarschaft Babylons und Phöniziens, wo die Hebräer einen prachtvollen Gottesdienst fanden, der ihrer aufgeregten Sinnlichkeit zusagte, jenen Hang; während Moses allen Bilderdienst und die große Menge sinnlicher Symbole von unsichtbaren Gegenständen, mit welchen damals die Religionen aller benachbarten Völker überladen waren, bei den Hebräern ganz zu unterdrücken gesucht hatte.

Ein Nationalstolz, der besonders den alten Völkern in einem hohen Grade eigen ist, sodaß sie sich für das vorzüglichste und von den Göttern am meisten begünstigte Volk ansehen, war auch bei den Hebräern überaus wirksam. Für sie gab es, außer Palästina, dem Lande der Verheißung, keinen Wohlstand, und jedes andere Volk stand hinter ihm zurück; Jehova kann ihm daher auch nur in diesem Lande wohltun. Denn ob Jehova gleich der höchste Gott ist, im Gegensatz zu den Gottheiten fremder und benachbarter Völker, so ist doch seine Macht und so sind doch seine Segnungen bloß auf dieses Land und dieses Volk eingeschränkt. Götzendienern kann er nicht gnädig sein; nur in dieser Stiftshütte, nur in diesem Tempel kann er sich offenbaren, nur dieses Allerheiligste erfüllen, nur durch das Orakel des jüdischen Hohepriesters sprechen und die Brust des Richters und Sehers während der Mitteilung des Orakelspruches erfüllen. — Als in der Folge das Volk einen König an der Spitze hatte, wurden auch die Bilder der königlichen Macht auf den Nationalgott übertragen. Wie der König umgeben ist von seinen obersten Dienern, so gebietet Jehova seinen Engeln, die seine Befehle ausrichten. Wie der König seine Feinde hat, die er bekämpft, so sucht auch ein böses, feindliches Wesen die Menschen zur Abgötterei und zur Sünde zu verführen. Alle diese Begriffe erhielten, besonders nach dem Zeitalter nach der Gefangenschaft, eine Erweiterung, als die Juden, welche in diesem späteren Zeitalter von der Abgötterei auf immer geheilt waren, die Bilder eines goldenen Weltalters in die künftigen Zeiten des Messias versetzten, der, als der Regent des Staates, als Retter des Volkes, als Held und Prophet und als Stellvertreter der

Nationalgottheit, umgeben von dem Glanze des davidischen und salomonischen Zeitalters, erwartet ward.

Die Aufrechterhaltung der mosaischen Verfassung, als der Grundbedingung des Bestehens dieses Volkes, und die Ausübung des Richteramtes geschah von dem Priesterstande der Leviten, dem keine eigenen, zusammenhängenden Ländereien, wie den Priesterkasten der Aegypter und anderer Völker, angewiesen worden waren, sondern dessen Besitzungen durch alle Stämme zerstreut lagen (Jos. 21). Aus seiner Mitte war der Gesetzgeber der Nation, Moses, selbst hervorgegangen; ein Wiederschein seines Glanzes ruhte auf diesem Stamme und besonders auf dem Hohepriester, der, als Oberhaupt des ganzen Stammes, zugleich der Vereinigungspunkt desselben war. Vernachlässigten nun auch einige Mitglieder dieses Standes ihren Beruf, so konnte er sie zu ihrer Pflicht zurückführen und den gänzlichen Verfall der Kaste selbst verhindern. Die Macht dieses Oberhauptes aller Priester, Gesetzgelehrten und Richter der Hebräer erstreckte sich über das Gebiet der sämtlichen Stämme, durch welche die Leviten zerstreut waren. Diese selbst gehörten keinem einzelnen Stamme, sondern der ganzen Nation in 48 ihnen zugeteilten Städten an; sie gehorchten keinem, als ihrem Oberhaupte, dessen Würde in Aarons Familie erblich blieb. Es scheint, daß sich auch diese Kaste von dem allgemeinen Hange zur Abgötterei nicht ganz frei gehalten habe; sie behaupteten sich aber doch in dem Ansehen, das jeder Priesterkaste bei Völkern zukommt, die noch nicht zur höheren Kultur fortgeschritten sind; auch fehlte es in diesem Zeitraume nicht an Propheten, welche die Verehrung der Nationalgottheit befestigten.

Unter den politischen Stürmen, welche während dieser Zeit das Volk trafen, wäre es den Priestern beinahe gelungen, die Regierung ganz in ihre Mitte zu bringen und eine vollständige Theokratie zu bilden; wenigstens ergriff **Samuel**, erzogen in dem Hause des Hohepriesters, zugleich selbst Priester und Prophet, die Zügel der Regierung mit Nachdruck und suchte den einzigen Vereinigungspunkt der verbündeten Stämme, die Verehrung des Jehova, nach einer allgemeinen Entsündi-

gung der Nation wegen des kanaanitischen Götzendienstes, von neuem feierlich geltend zu machen. Ueberall unterdrückte er den Götzendienst, und damit es der Nation nie an Männern fehle, welche den Geist der mosaischen Verfassung aufrecht erhielten und in zweifelhaften Fällen den entscheidenden Ausspruch täten, begründete er eine Anstalt, wo, ohne andere fähige Jünglinge geradezu auszuschließen, zunächst Leviten in Tonkunst, Dichtkunst, Naturkunde, vaterländischer Verfassung und in der Verwaltung religiöser Gebräuche geübt und unterrichtet wurden. Das war die sogenannte Prophetenschule. Von dieser Anstalt gingen aber auch einzelne Männer aus, welche durch die vollendetere Entwickelung und höhere Reife ihrer Anlagen vor allen andern Zöglingen derselben sich auszeichneten. Die Nation kannte sie unter dem Namen der Seher, Propheten; sie waren die eigentlichen Ausleger des mosaischen Gesetzes; sie verbesserten dasselbe aber auch und führten es als Männer, die unmittelbar im Namen der Nation sprachen (wogegen die Priester nur die gewöhnlichen und mittelbaren Diener derselben waren), nach dem Geiste und den Bedürfnissen ihres Zeitalters fort. Zwar gingen die gewöhnlichen Orakel, welche dem Volke zukamen, von dem Hohepriester aus, dem die Leitung des Urim und Thummim*) anvertraut blieb; die Orakel hingegen, welche jene Männer gaben, waren ungleich bedeutender. In dichterischem Flusse der Begeisterung entströmten sie ihren Lippen, ohne daß sie nötig gehabt hätten, sich erst durch sinnliche Gegenstände in den Zustand der Begeisterung zu versetzen, und während sie in trüben oder heiteren Gemälden die Zukunft zeichneten und zur Tugend ermahnten oder wegen des Abfalles von Jehova das Volk bedrohten, ward ihre Brust als der Sitz einer einwirkenden höheren Kraft betrachtet. Sie rügten mit Nachdruck die Fehler der Verfassung des Volkes, der Priester und selbst des Königs.

---

*) Das ist Licht und Vollkommenheit; es bezeichnet ein mit dem Brustschilde des Hohepriesters in Verbindung stehendes Orakel, welches auf geheimnisvolle Weise den Willen Jehovas aussprach.

Samuel (1153—1057 v. Chr.) hat sich durch die Stiftung dieser Prophetenschule ein unsterbliches Verdienst um seine Nation erworben; er war der Lehrer der Prophetenschüler, der gebetskräftige Hoheprieſter und der königliche Richter seines Volkes; kein König einer irdischen Monarchie und doch einer, der Könige salbt und verstößt.

Je bedenklicher und trüber späterhin der Zustand des Volkes in politischer Beziehung war, desto ernster und trauernder ward auch von der einen Seite der Ton der Propheten, und desto höher stieg von der anderen ihr Schwung, mit welchem sie die heranwachsende glückliche Zeit des künftigen großen Königs der Nation, des Messias, zeichneten. — Durch diese Seher und Propheten gewann besonders die hebräische Sprache und Dichtkunst viel in ihrer Fortbildung, die überhaupt dadurch eine höhere Richtung vor allen damaligen benachbarten Sprachen erhielt, daß sie sittlich-religiöse Gegenstände schilderte und auf einem Grundpfeiler, auf dem Begriffe eines einzigen Gottes ruhte, welchen Begriff die Propheten rein auffaßten und lichtvoll darstellten.

Unter König David wurde Jerusalem bleibender Sitz der Gottesverehrung und der Regierung. Er haßte den Götzendienst und begünstigte die Prieſter. Unter seiner Regierung gewann besonders die religiöse Dichtkunst, die durch ihn und die Sänger an seinem Hofe weiter ausgebildet ward.

Salomo, einer der glänzendsten und gelehrtesten unter den jüdischen Königen, erbaute mit den von David gesammelten Schätzen den Tempel zu Jerusalem. Dieser Bau, zu dessen Vorarbeiten, die drei Jahre dauerten, Salomo 80 000 Fröner aufbot, begann im vierten Jahre seiner Regierung und dauerte $7\frac{1}{2}$ Jahre. Bei der Einweihung des Prachtbaues sollen 22 000 Ochsen und 120 000 Schafe als Dankopfer in vierzehntägigem Feste dargebracht worden sein. (1. Kön. 8, 63 und 2. Chronik 5, 6.) — Mit dem Tempelbau ging aber auch eine Umbildung der zahlreichen Prieſter- und Leviten-ordnungen Hand in Hand. Wie zahlreich diese Ordnungen waren, ersieht man daraus, daß schon zu Davids Zeit 4000 Sänger und Musiker unter 288 Chorführern erwähnt werden

(1. Chronik 25). Welche Fortschritte man darin später der Salomonischen Zeit zutraute, zeigt die Angabe des um 37 nach Christus geborenen jüdischen Geschichtsschreibers Josephus, nach welchem Salomo 40 000 Harfen, 200 000 silberne Trompeten und 200 000 Kleider für die Sänger gestiftet hätte. Leider fiel er in seinem Alter noch in Götzendienerei und verlor sich in den Freuden seines Harems, wie ein gewöhnlicher morgenländischer Regent.

Schon bei der Teilung des Landes nach dem Tode Salomos (975 v. Chr.) in die Reiche Israel und Juda, hatte der Stifter Israels, Jerobeam, durch Einführung eines sinnlichen Kultus die kirchliche Trennung beider Reiche bewirkt; als dann 722 v. Chr. Salmanassar, nach der Eroberung der Hauptstadt Samaria, das Reich Israel ganz auflöste, die Bewohner größtenteils nach Medien und Assyrien verpflanzte und neuangezogene assyrische und phönizische Kolonisten sich mit den Landeseingeborenen vermischten, woraus die Samaritaner hervorgingen, hatte der Götzendienst in diesem Landesteile ganz festen Fuß gefaßt. — Das Reich Juda hatte, obgleich schon unter seinem Stifter Rehabeam der Götzendienst neben der Verehrung Jehovas sich erhob, doch größtenteils seinem alten Religionskultus angehangen, als aber Nebudkadnezar 588 v. Chr. Jerusalem zerstörte und das Volk Juda in die Gefangenschaft führte, brachten auch hier neue Ansiedler den Götzendienst mit.

Erst nachdem die Hebräer aus der babylonischen Gefangenschaft (536 v. Chr.) zurückgekehrt waren, entsagten sie der Abgötterei für immer. So warm aber auch damals ihre Anhänglichkeit an die Verfassung und Religion ihrer Väter war, so hatten sich ihnen doch, während ihres Aufenthaltes in dem babylonischen Reiche, gewisse, bis dahin ihnen fremde Begriffe und neue Ansichten ausgebildet, die man in ihren seit der Gefangenschaft geschriebenen (den sogenannten apokryphischen) Büchern unmöglich verkennen kann; Ansichten, welche in vielen wesentlichen Gegenständen von den Lehren ihrer älteren heiligen Schriften abweichen und wahrscheinlich aus den über Babylon verbreiteten Grundsätzen Zoroasters hervorgegangen waren. —

Die nach Palästina zurückkehrende arme, jüdische Kolonie hatte mit traurigen Verhältnissen zu kämpfen. Je trauriger aber in diesem Zeitraume der äußere Zustand des Volkes war, desto stärker und lebhafter bildete sich, bei der Rückerinnerung an die Davidischen und Salomonischen Zeiten, die Hoffnung einer besseren Zukunft in dem idealen Gemälde aus, das sie von den Tagen des erwarteten Messias zeichneten. Diesen Messias aber erwarten die Juden heute noch; denn unsern Christus, der ihnen nur weise Lehren gab und unbegrenzte Liebe predigte, erkennen sie nicht an. Wie immer dachte das Volk auch damals an die Verbesserung ihrer materiellen Lage.

Die Regierung des jüdischen Landes in diesem Zeitraume war, bis zum Umsturze des persischen Reiches durch Alexander von Macedonien, bei der weiten Entfernung des Satrapen von Syrien, zu welchem Palästina gehörte, eine Priesterherrschaft. Der oberste Priester war zugleich Regent und Lehnsträger der persischen Könige. 515 wurde der zerstörte Tempel zu Jerusalem wieder aufgebaut, aber die Bundeslande mit ihren mosaischen Gesetztafeln fehlte und ist bei der damaligen Zerstörung verloren gegangen, von dem Hohepriester Hilkia aber wieder später im Tempel aufgefunden worden. (2. Könige 24,8 u. 2. Chronik 34, 15.) Neuere Forschungen bezeichnen Hilkia zwar als Verfasser eines der ältesten Stücke des Pentateuch (und zwar des 5. Buches Moses, des Deuteronomium); das schließt aber nicht aus, daß er nicht auch Originalstücke der verloren gegangenen Gesetzestafeln gefunden habe. — Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es diejenigen alten Schriftwerke, aus welchen das Deuteronomium und nachher auch die jetzt vor demselben stehenden vier ersten Bücher Mose zusammengestellt wurden. — Wenn nun auch damals mehr sittliche Begriffe bei diesem Volke herrschten und sich unter dem Drucke der Leiden entwickelten, als in früheren Zeiten, so verdunkelte doch wieder die zu steife und ängstliche Anhänglichkeit an den Buchstaben der alten Verfassung, die gegenseitige Verketzerung wegen strenger Beobachtung gewisser Vorschriften, die übertriebene und peinliche Sorgfalt in der Ausübung gewisser Gebräuche und überhaupt die Aufstellung einer Menge neuer

Formen das Gute, das durch jene besseren Begriffe gestiftet werden konnte.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle in der Folgezeit vorgekommenen inneren und äußeren Kämpfe erwähnen; die Juden hielten im allgemeinen mit fanatischer Leidenschaftlichkeit am Mosaismus fest und betrachteten alle Ausländer als Götzendiener. Dem Plane des Antiochus Epiphanes, ihnen die griechische Religion aufzudringen, widersetzten sie sich mit großer Energie, nur der griechischen Sprache ist die vaterländische Sprache der Hebräer bei den sogenannten hellenistischen Juden außerhalb Palästina gewichen, und wurden die Urkunden der mosaischen Religion für den Volksgebrauch dieser Helleniſten ins Griechische übersetzt. Diese im Auslande lebenden Juden, welche mit den palästinensischen in Verbindung standen, haben manche fremde Begriffe und Vorstellungen in die ursprünglichen religiösen Lehren gebracht, und wurden diese durch die Septuaginta auch in Palästina bekannt. Die apokryphischen Schriften sind die einzig übrig gebliebenen Denkmäler, aus welchen man die religiösen Begriffe und politischen Vorgänge des jüdischen Volkes seit den Zeiten der Gefangenschaft bis auf Christus — einem Zeitraume von mehr als 500 Jahren — näher kennen lernte. Je größer nun aber die Mischung der verschiedenartigen fremden, entlehnten religiösen Begriffe mit den ursprünglich mosaischen waren, desto weiter lagen auch die Gesichtspunkte der in diesem Zeitalter sich ausbildenden Sekten der Pharisäer und Sadducäer auseinander. Wenn von der einen Seite die Pharisäer durch tötendes Formelwerk den wahren Geist der Religion niederdrückten, die große Volksmenge durch eine Masse von leeren Gebräuchen blendete und für ihren fanatischen Geist gewannen, so verwarfen von der andern Seite die Sadducäer alles, was nicht in den Schriften Moses enthalten war. Die Sekte der Essener, die in dem Zeitalter Jesu von den übrigen Sekten sich trennte, scheint nie zahlreich und der Charakter ihrer Verbindung zunächst Hinneigung zu einem beschaulichen Leben gewesen zu sein.

Kurz vor der Erscheinung Jesu war also das jüdische

Volk wirklich in sittlicher und religiöser Hinsicht tief gesunken und bedurfte einer allgemeinen Wiedergeburt. Die Sitten waren durch die benachbarten Völker, durch die inneren Parteien und durch das traurige Schwanken des politischen Interesses ausgeartet; die religiösen Parteien stritten sich um zufällige, außerwesentliche Gegenstände und hinderten den Einfluß der Religion auf das Leben; die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft, die man an das erwartete goldene Weltalter bei der Erscheinung des Messias anknüpfte, stieg um so höher, je drückender das Elend der Zeiten war. Von Chaldäa aus waren, schon sogleich in der Zeit nach der Gefangenschaft, mehrere den älteren Hebräern nicht bekannte Begriffe über die Personifikation der göttlichen Eigenschaften, über Dämonen u. s. w. den Juden mitgeteilt worden; jetzt wurden ihnen von Aegypten aus auch griechische Philosopheme zugeführt. So flossen also, kurz vor der Erscheinung Jesu, chaldäische und griechische Meinungen mit den früheren mosaischen und prophetischen Lehren in eins zusammen und bildeten das aus so verschiedenartigen Teilen bestehende Ganze der damaligen jüdischen Religion. — Wie dringend war daher in religiöser und sittlicher Hinsicht jene große Veränderung, die Christus bewirkte!

Zunächst aber brachte die Erscheinung Jesu noch in keiner Beziehung eine Aenderung hervor, und den erhofften Messias konnte man in ihm nicht anerkennen. Ja, wäre er mit Feuer und Schwert über ihre Feinde hergefallen und hätte sie vernichtet, so hätte man ihn begeistert auf den Schild gehoben und wäre seinen Fahnen gefolgt; einen Messias aber, der nur von Liebe, selbst zu den Feinden, sprach und in Demut alle Schmach über sich ergehen ließ, konnte man nicht brauchen. Und so war denn Jesus nur wie ein Komet vor der Masse des Volkes aufgetaucht, um bald wieder zu verschwinden. Selbst die jüdischen Schriftsteller Philo, Flavius, Josephus und Justus von Tiberias, Zeitgenossen der Evangelisten, wissen nichts von Jesu zu berichten. — Erst die Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 n. Chr. brachte eine unheilvolle Umwälzung des bestehenden Judentums, indem sein ganzer

Staatsverband aufgelöst, seine nationale Individualität vernichtet und die Juden selbst heimatlos in alle Welt zerstreut wurden. — Ein tragisches Geschick erfüllte sich hier. — Das Volk, welches durch umständliche Förmlichkeitsgesetze an einen Ort, einen Tempel gebunden war, ist in die Unmöglichkeit versetzt diesen Vorschriften Genüge zu leisten, das nur Ackerbau treiben sollte, entbehrt seit Jahrtausenden fast überall des Grundbesitzes, das nicht handeln sollte, lebt fast ausschließlich von dieser Beschäftigung, das mit keinem andern Volke in Berührung kommen sollte, ist zerstreut unter alle Völker, das am sehnlichsten den Erlöser verkündete und erwartete, hat ihn am längsten verschmäht! — Die Furchtbarkeit des politischen Todes ließ die Juden aber desto fester an dem Mosaismus, dessen Ausleger und den Ueberlieferungen festhalten. Was den Griechen die Helden der Homerischen Gesänge waren, Vorbilder und Abbilder ihres eigenen nationalen Charakters, das ist den Juden aller Zeiten das Haus der Erzväter gewesen, an dessen Spitze Abraham steht, der Vater des Volkes, mit dem Ernste der Weisheit und der Würde des Alters die Tatkraft der Jugend vereinend und erfüllend die Mahnung seines Gottes: „Wandle vor mir und sei fromm!“ — Ueber allem Anderen thront das majestätische Gottesbild des einen, ewigen und unveränderlichen Jehova, des gerechten Herrschers über Israel und alles Volk der Erde. Unsichtbar und durch kein Bild oder Gleichnis darzustellen, ein strenger Richter und doch barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte, ist er der Erlöser seines Volkes, mit dem er den Bund geschlossen hatte: er wolle sein Gott und es solle sein Volk sein, unter ihm wolle er wohnen. Dieser Gott ist der Urgrund aller Gesetze, und Mose samt seinen Nachfolgern sind nichts als seine Propheten.

Es bietet nun die Geschichte des jüdischen Volkes eine ganz eigentümliche Erscheinung dar. Die Erzväter, Propheten und Schriften derselben werden von Mohamedanern und Christen nicht nur in Ehren, sondern sogar heilig gehalten, und die letzteren insbesondere werden es niemals in Abrede stellen können, daß, wie ihr verehrungswürdiger Meister und Herr

ſelbſt jüdiſchen Stammes war, ſo auch ſeine Religion auf dieſen Urſprung zurückweiſt: ſie iſt ein veredelter Zweig eines alten Stammes. Man wird es ferner nicht abzuleugnen vermögen, daß, wie der jüdiſche Religionskultus, trotz ſeiner teilweiſen Unvollkommenheiten und entſtandenen Auswüchſe, dennoch unter den Relionsſyſtemen der alten Welt einzig daſteht, ſo auch das aus demſelben hervorgegangene Chriſtentum einen Fortſchritt der Menſchheit, wenn auch erſt nach langen Kämpfen, möglich gemacht hat, der, betrachtet man ihn nach ſeiner ganzen Größe und Folgenwichtigkeit, unbedingt in Erſtaunen ſetzen und Bewunderung erregen muß. Man kann endlich mit Zuverſicht behaupten, daß namentlich in den Pſalmen und prophetiſchen Büchern durch die Schönheit der Sprache, die Erhabenheit der Ideen und die Energie, mit welcher einzelne Ausdrücke und Bilder auf die Gemüter der Leſer wirken, faſt alle Literaturen der alten Welt übertroffen ſind: nur die Hindus ſtehen den Juden in ihren poetiſchen Schöpfungen voran, und die mohamedaniſchen Araber und Perſer dürfen ihnen an die Seite geſetzt werden.

Leider können wir (d. h. die ganze Menſchheit, mit Ausnahme einer äußerſt geringen Anzahl Theologen) dieſe poetiſchen Schöpfungen nicht recht genießen, da wir noch immer auf die vor bald 400 Jahren erſchienene Lutherbibel angewieſen ſind, welche heute noch der geſamten amtlichen Tätigkeit der evangeliſchen Kirche in Predigt und Unterricht, in volkstümlichen Erbauungsſchriften, wie in kirchenregimentlichen Auslaſſungen zu Grunde liegt. Kein Katechismus, keine Kirchenagende wagt es, die Mängel, ja nicht einmal die Irrtümer dieſer Ueberſetzung zu verbeſſern, und ſelbſt die Lehrbücher der bibliſchen Geſchichte erzählen noch heute in der Sprache des deutſchen Mittelalters unſern Kindern die Geſchichten des fernen Morgenlandes.

„Unter dieſen Verhältniſſen," ſagt der Theologe Dr. Zittel, „hätten die proteſtantiſchen Gemeinden das volle Recht, von ihren Theologen ernſtlich zu fordern, daß der Chriſtenheit des zwanzigſten Jahrhunderts endlich wieder eine Bibel gegeben werde, welche das Deutſch der Mutter im Hauſe, der Kinder

auf der Gasse und des gemeinen Mannes auf dem Markte redet, eine Uebersetzung, welche zugleich jener deutschen Sprache würdig ist, welche als die Tochter einer glänzenden Literaturperiode in jugendfrischer Blüte neben jener greisen Mutter steht, die ihre frische Jugend in dem Zeitalter der Reformation gefeiert hat. Gewiß aber würde niemand dieses Versäumnis derber schelten, als Doktor Martin Luther selbst, und seltsam würde er sich wundern, wenn er heute hörte: zwar die Gelehrten hätten seit seinen Tagen redlich fortgearbeitet an dem großen Werke des Bibelverständnisses, aber dem deutschen Volke in einer klaren deutschen Bibel die Früchte ihrer Arbeit vorzulegen — dazu seien die Einen zu ängstlich, die Andern vielleicht zu hochmütig oder zu herrschsüchtig gewesen; die es aber versucht hätten, denen sei es noch wenig geglückt und vollends ins Volk sei von alledem noch nahezu nichts gedrungen."*)

Man muß aber besonders das alte Testament in all seiner Herrlichkeit kennen, um so recht zu empfinden, daß gerade diese Mangelhaftigkeit der Uebersetzung eine Mauer des Hindernisses für dessen Verständnis ist, und daß gerade die schönsten und ergreifendsten Stellen, vor allem der ganze reiche Schatz der Prophetenbücher, der Gemeinde in dieser Form unverständlich bleiben muß. Und doch würde mit einer klaren, hellen deutschen Uebersetzung mit richtigen Abteilungen und verständigen Ueberschriften der ganze Schleier, der diese an und für sich garnicht so dunklen Bücher jetzt wie ein dichter Nebel verhüllt, verschwinden. Und das ist nicht nur meine Meinung, sondern das sind die eigenen Worte eines Doktors der Theologie. — Wer die ursprüngliche Form der Bibel kennen lernen will, muß vom alten Testament die hebräische, vom neuen die griechische Grundschrift vor sich haben. 280 v. Chr. wurde die Septuaginta herausgegeben, die angeblich 70 Uebersetzer hatte (daher der Name). 382—407 n. Chr. ist in Bethlehem

*) In neuerer Zeit hat man sich zwar bemüht, die mittelalterlichen Ausdrücke durch neudeutsche zu ersetzen, aber die Satzbildungen und der Versbau sind geblieben, und so ist man von einem guten Deutsch noch weit entfernt.

von dem Kirchenvater Hieronymus die Bibel ins Lateinische übersetzt worden und unter dem Namen Vulgata im ganzen Abendlande bis zu Luthers Zeiten maßgebend gewesen, wogegen im Morgenlande neben dieser auch noch eine griechische Bibel die Quelle und Richtschnur des christlichen Glaubens gewesen ist.

Im Talmud haben die Schriftgelehrten, welche erst nach der Heimkehr aus dem babylonischen Exil um 500 v. Chr. auftauchten, denjenigen Wortlaut der hebräischen Bibel festgestellt, den wir heute noch besitzen. Er ist eigentlich nur eine Sammlung von Debatten, bei welchen das Pro und Contra zu Wort kommt; und so ist denn das Reformjudentum der Neuzeit bestrebt, sich ganz vom Talmudismus loszusagen und nur die heilige Schrift als autoritative Religionsliteratur anzusehen. Das talmudische Ritualwesen unterscheidet sich wesentlich von der talmudischen Moral. Dort ist logische Verirrung, hier sittliche Lauterkeit. Dort sehen wir den religiösen Genius des Judentums schwer gebeugt unter dem harten Joch des Zeremonialwesens, hier sehen wir ihn frei aufgerichtet, und siehe da, sein Antlitz leuchtet von der Gottesflamme der Liebe, von der Glut der Begeisterung für das Gute und Edle; seine Stirn schmückt das Diadem sittlicher Hoheit, religiöser Innigkeit. — In ethischer Beziehung können die Sentenzen des Talmud in das ausgereifteste Religionssystem aufgenommen und jedem Sittengesetz eingefügt werden, wie es denn bei fast allen Religionssystemen der Fall ist. Hier einige Beispiele aus den „Lichtstrahlen aus dem Talmud" von Rabbiner J. Stern:

„Ben Akiba sagte: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst"; das ist das gewichtigste Gebot der Bibel. Ben Asai fügte hinzu: „Ich weiß noch ein wichtigeres: „das ist das Buch von der Abstammung des Menschen." (Womit alle Menschen als Brüder bezeichnet werden, während unter dem Nächsten nur der Israelite verstanden werden könnte.)

Waffen und was auf den Krieg deutet, sind kein Schmuck, sondern eine Schmach des Zeitalters; denn von wahrhaft zivilisierten Zeiten wahrsagen die Propheten, daß die Schwerter

zu Sicheln und die Lanzen zu Winzermessern umgeschmiedet werden, kein Volk wider das andere das Schwert erhebt und die Menschen nicht mehr im Kriegshandwerk sich üben.

Die Rechtschaffenen unter den Heiden haben Anteil am ewigen Leben u. s. w."

Liberaler und friedfertiger kann doch in der Tat kein Sittengesetz sein. Die Verfasser dieser Schriften waren Kinder ihrer Zeit, die an inneren und äußeren Kämpfen wahrlich reich genug war; sie waren mit Banden aller Art an Volk und Land geknüpft, und aus der Ueberlieferung des Volkes, wie sie alte Aufzeichnungen und die flüssige Sage boten, haben sie den äußeren Leib, aus ihrer Glaubenskraft den lebendigen Geist, die Seele ihrer Schriften, genommen. Diese ehrwürdigen Urkunden der religiösen Erkenntnis eines in der Tat „auserwählten Volkes", die unter mannigfaltigen politischen Drangsalen und religiösen Wirrnissen entstanden, sind wahrhaft bewunderungswürdig.

Wenn ich in diesem kurzen Auszuge auch nicht alle Phasen der Entwickelung des Judentums berührt habe, so hoffe ich doch dargetan zu haben, wie sich trotz aller Fährlichkeit, Anfeindung und Versuchung der Monotheismus dennoch durchgerungen hat und der Mosaismus, trotzdem das Volk in alle Welt zerstreut ist, in voller Geschlossenheit und zäher Beharrlichkeit noch fortbesteht. Hiermit will ich dieses Kapitel schließen.

16. Das Christentum.*)

Das Christentum, wie alle selbständigen und umfangreicheren Offenbarungssysteme dem orientalischen Geiste entsprungen, von der Vorsehung aber bestimmt, das Altertum der Westwelt aufzulösen und ihren Staaten neue Grundlagen und Entwickelungen, ihren Geistern aber ganz neue Ideen und Richtungen zu geben, ward zur Zeit seiner ersten Anfänge von dem herrschenden Römervolke verachtet und von der Mehrzahl der Stammgenossen seiner ersten Bekenner grausam ver-

*) Nach Zittel, Pölitz u. A.

folgt. Und fast gleichzeitig griff die Philosophie der Griechen zu den Waffen der Dialektik oder des Spottes, um die neue Lehre zu bekämpfen, oder sie versuchte, wie die Neuplatoniker, dadurch dem wachsenden Einfluß derselben zu begegnen, daß einige ihrer Häupter durch Gaukeleien, die sie den Ueberlieferungen des Stifters der christlichen Religion entgegensetzten, dem Volke den Beweis zu geben bemüht waren, sie seien dem vermeintlichen Gottessohn völlig ebenbürtig, wenn nicht sogar überlegen. Aber vergebens stritten die Waffen der Gewalt, der Dialektik, des Spottes und des Truges gegen das neue Himmelreich; das Senfkorn gedieh; die Pflanze wuchs zum Himmel empor und nahm einen großen Teil der Völker des Erdkreises unter ihren weithin reichenden Schatten auf.

Es liegen nun aber zwei Fragen sehr nahe; erstens: wie ward die Ausbreitung des Christentums möglich? — Folgende Umstände haben unleugbar wesentlichen Anteil daran: die Größe des Römerreiches, das, wenigstens drei Jahrhunderte lang mit Festigkeit zusammen gehalten, den bedeutendsten Teil des damals bekannten Erdkreises umfaßte; die Verbindung selbst der entferntesten Provinzen mit dem Mittelpunkte der römischen Herrschaft durch schöne Straßen und Handelsverkehr; die Armeen durch den häufigen Wechsel ihrer Standquartiere; begeisterte und kühne Missionäre, und endlich die Herrschaft der griechischen und lateinischen Sprache beinahe in dem ganzen Umfange des großen Römerreiches. Und wenn diese Ausbreitung vorzüglich eine westliche Richtung nahm, so erklärt sich dies daraus, daß teils der Schwerpunkt des Römerreiches im Westen lag, teils das Christentum dort auf einen Priesterstand stieß, der ungleich weniger festgeschlossen war, als in den Religionssystemen der östlichen Teile der Erde. Die zweite Frage ist: warum wird das Christentum, trotzdem es von unscheinbaren Anfängen und von einem ebenso gehaßten, als verachteten Volke ausging, und trotz der Angriffe und Verfolgungen aller Art nicht unterdrückt? was umsomehr Staunen erregen zu müssen scheint, da es in den ersten Jahrhunderten dem Grundsatze treu blieb: die Feinde nicht mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, oder in seinem Interesse

der Menschheit blutige Siege abzugewinnen? Die Beantwortung dieser Frage ist auch nicht schwer. Das griechische und römische Altertum fühlte eine innere Erschöpfung; seine Philosophenschulen waren ausgeartet, seine Sitten verdorben und sein Religionssystem verriet eine Leerheit, eine Austrocknung, daß von ihm keine neue Belebung der Geister, keine neue Stärkung der Gemüter erwartet werden durfte. Es zeigten aber die verfolgten und gemarterten Bekenner der neuen Lehre eine Standhaftigkeit und Freudigkeit der Herzen, daß ihre Verfolger und Peiniger nicht selten von dem Irrtum zurückkamen, als sei der neue Glaube ein leeres Phantom erhitzter Gemüter oder einer verzerrten Asketik. Ein großer Vorteil war es, daß sich schon in den ersten Jahrhunderten christliche Männer fanden, die, eingeweiht in die griechische Philosophie und deren dialektische Hilfsmittel, imstande waren, mit wissenschaftlichen Waffen den Kampf gegen die heidnischen Philosophen zu führen und ihnen den Beweis zu liefern, daß sie in dem Christentum nicht bloß die Ebenbürtigkeit mit der griechischen Weisheit, sondern vielmehr eine Ueberlegenheit anerkennen müßten. Der Apostel Paulus ist der Vorläufer derselben. Origines (185—254), Eusebius (gest. 342) u. A. sind, möchte man sagen, die ersten gelehrten Herren der christlichen Welt. Die römischen Kirchenväter stehen ihnen an Gelehrsamkeit, aber nicht an Feuereifer für das Christentum nach.

Es darf ferner nicht unerwähnt bleiben, daß die Christen, als das Römerreich durch die inneren Kriege seiner Auguste und Cäsaren zerrissen ward, eine mächtige politische Partei wurden, besonders in den Armeen: Konstantin der Große verdankt ihnen als politische Partei seine Siege, seine Alleinherrschaft. Aus Dankbarkeit oder Klugheit belohnte er sie mit dem verhängnisvollen Geschenke, daß er ihren Glauben zur Staatsreligion erhob. Und von diesem Augenblicke an suchten ihre Bekenner, von Herrschsucht geleitet oder von den Verführungskünsten einer spitzfindigen Dialektik geblendet, in der Religion, die sie bis jetzt nur als die Religion der Liebe kannten, leider mit immer wachsendem Eifer und fortschreiten-

der Geschicklichkeit nach Lehrsätzen und Aussprüchen, die ihnen Unduldsamkeit und verfolgungssüchtigen Haß gegen Andersgläubige als ein Recht, ja als eine Pflicht erscheinen ließen. Vor allem aber war es der Geist des Christentums selbst, der dasselbe nicht nur vor der Unterdrückung bewahrte, sondern ihm auch zu einem entscheidenden Siege verhalf. Es liegt eine Spannkraft, eine Fähigkeit der Entwickelung in ihm, die „den Pforten der Hölle zu trotzen vermag“ und in der Tat auch getrotzt hat. Die weltlichen Waffen haben getrieft von dem Blute seiner Bekenner durch die Blutgier römischer Nerone und den Fanatismus der Araber; die schärfste Dialektik hat an seiner Vernichtung gearbeitet; die Herrschsucht, mit der rohesten Unwissenheit im Bunde, hat es in den Staub getreten; der bitterste Spott und der kampflustigste Stolz der vergötterten Vernunft haben sich an der Vertilgung seines Wesens versucht; ja, der Frevel der aller Sittlichkeit baren Geister hat seine giftigen Pfeile gegen dasselbe entsendet; — was war die Folge davon? — Ein stets erneuter Triumph des Christentums!

Der erste und größte Sieg, den die christliche Religion errungen, ist die Auflösung des Altertums und die Schöpfung einer neuen Geistes- und Staatengewalt. Und wodurch? — Der allgemeine Charakter der christlichen Anschauung drückt sich auch darin aus, daß sie entschieden über jede nationale Beschränktheit hinaus geht; die christliche Religion tritt sogleich mit dem Bewußtsein auf, nicht Volksreligion, sondern Religion der Menschheit zu sein.

Als die geistliche Herrschaft erst zu Macht und Ansehen gelangt war, setzte sie dem barbarischen weltlichen Despotismus sehr heilsame Schranken und besänftigte seine Heftigkeit entweder durch die Milde ihrer Lehren, oder bewältigte ihn durch den Bannstrahl ihrer Gewalt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß die Hierarchie die Tyrannen niederwarf und verfolgte Unschuld in Schutz nahm. Die Religion legte die vor keinem Gesetz sich Beugenden den Geistlichen zu Füßen, und geistliche Strafen bildeten den wirksamsten Damm gegen die wilde Energie der Unbändigen. Die rohe Herrschaft eines übermütigen Adels wurde durch die Uebermacht der Geistlichkeit wohltätig

beschränkt, sie wendete sich nicht selten mit glücklichem Erfolge an die Gewissen der Lehnsherren für die Befreiung der Leibeigenen aus ihrer Knechtschaft, und das Volkswort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen" legt ein beredtes Zeugnis ab für die Milde, mit welcher die kirchlichen Regenten ihre weltlichen Untertanen beherrschten. — Aber es kamen leider auch andere Zeiten, in denen der Terrorismus des Krummstabs aus elender Habgier und Herrschsucht Völker und Staaten gegen einander aufhetzte und vernichtete, in denen die Intoleranz der Pfaffen gegen Andersgläubige Unzählige dem Scheiterhaufen preisgab, in denen die christliche Religion nur den Deckmantel für die schamlosesten Erpressungen abgab, bis endlich das mächtige, weithin durch die Welt hallende Wort Luthers die lächerlichsten Auswüchse des die Welt knechtenden Katholizismus, wenn auch nicht ganz ausrottete, so doch beschnitt.

Doch wenden wir unsern Blick nun zurück zu den Anfängen des Christentums. Ich gehe auf die Lehren und Grundsätze desselben vorläufig noch nicht näher ein, sondern möchte vorerst die Entstehung der christlichen Schriften näher beleuchten. — Jesus hat weder einen einzigen von seiner Hand geschriebenen Buchstaben, noch irgend eine Mahnung an seine Jünger hinterlassen, seine Lehren oder seine Geschichte aufzuzeichnen. Hieraus geht unzweideutig hervor, daß weder durch Jesus, noch zu seinen Lebzeiten die neutestamentliche Literatur begonnen hat. Es wäre demnach wohl die Frage berechtigt, welche Bedeutung denn wohl Jesus dem eigentlichen Dogma, d. h. den begrifflich festgestellten Lehrsätzen über das Wesen und die Erscheinungsformen der Religion beigelegt haben mag; desgleichen wie weit die in den neutestamentlichen Schriften enthaltenen und die von der Kirche auf dieser Grundlage weiter aufgebauten Lehrsätze als „Lehre Jesu" gelten können?

„Das ursprüngliche Christentum," schreibt Professor Dr. A. Harnack in seiner Dogmengeschichte pag. 244, Bd. I, „ist seiner Erscheinung nach christliches Judentum gewesen, die Schöpfung einer universalen Religion auf dem Boden der Alttestamentlichen; daher behielt dasselbe auch,

soweit es nicht hellenisiert wurde — und das ist niemals völlig geschehen —, die jüdischen Züge seines Ursprungs bei. Der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's galt als der Vater Jesu Christi, und die Zukunftshoffnungen ruhten auf den jüdischen. Auf heidenchristlichem Boden zeigt sich das jüdische Erbe des Christentums in dem Maße schwächer oder deutlicher, als die philosophische Betrachtung schon vorwaltet oder noch zurücktritt. . . . Aber eine Grenze zwischen Judenchristentum und Christentum gibt es nicht; denn das Christentum hat das ganze Judentum als Religion mit Beschlag belegt, und es ist daher eine höchst willkürliche Betrachtung der Geschichte, welche die christliche Ausbeutung der Alttestamentlichen Religion von irgend einem Punkte an nicht mehr christlich, sondern nur „judenchristlich" sein läßt. Wo immer der Universalismus des Christentums nicht zu Gunsten der jüdischen Nation verletzt ist, da haben wir jegliche Ausbeutung des Alten Testamentes als eine christliche anzuerkennen, die darum auch spontan im Christentum unternommen werden konnte und unternommen worden ist. Die jüdische Religion ist nationale Religion, und das Christentum hat die Banden der Nationalität gesprengt. „Judenchristen" wären demnach nur diejenigen, welche eine Prärogative des jüdischen Volkes auch im Christentum annahmen."

Meine persönliche Ansicht ist daher, daß Jesus überhaupt nicht daran gedacht hat, ein neues Lehrgebäude oder Religionssystem zu gründen, vielmehr gehen alle ihm zugeschriebenen Lehrsätze darauf hinaus, die bereits in der Thora enthaltenen mosaischen Grundlehren mehr auszugestalten und zu verbessern, sodaß es sich für ihn nicht um eine neue Religion, sondern um eine Reformation des mosaischen Glaubens handelte, wie etwa Luther, als er sich in Rom von der laxen päpstlichen Moral überzeugte, die katholische Kirche reformierte. Die Moral des Talmud, welcher auch nichts anderes als ein Reformationswerk der alttestamentarischen Schriften ist, ist auch in die Christenlehre aufgenommen, wie überhaupt die Ethik aller noch herrschenden Religionen der zivilisierten Völker nahezu gleich ist. Daß sich aber die zum alten Testament hinzu-

gekommene neue Lehre von der Göttlichkeit Christi noch in anderem Sinne deuten läßt, wie die christliche Kirche es tut, werde ich noch später darlegen. — Jesus bezeichnete alle Menschen als Gottes Kinder, also auch sich als Gottes Sohn. — Die zweite Frage, ob man die von der Kirche aufgestellten Lehrsätze als „Lehre Jesu" betrachten könne, möchte ich dahin beantworten, daß man sie nur insofern „Lehre Jesu" nennen kann, als man ihn als Gründer und Vertreter der christlichen Religion und zugleich auch als denjenigen hinstellt, welcher zur Aufstellung dieser Lehrsätze den ersten Anstoß gegeben hat, gewißermaßen die Firma; damit soll aber nicht gesagt sein, daß das ganze Dogma auch von ihm aufgestellt worden ist; es ist ja auch hinlänglich erwiesen, daß dieses seine Epigonen getan haben.

Wie ich schon vorhin bemerkte, hat Jesus nichts Geschriebenes hinterlassen; wir wissen aber auch, daß der Kreis seiner zwölf auserwählten Jünger nur aus Männern bestand, welchen die Schriftstellerei eine durchaus fremde Sache war, und daß die ersten Christgemeinden offenbar in überwiegender Mehrzahl aus Leuten bestanden, die weder des Lesens noch des Schreibens kundig waren, und selbst Paulus, der zuerst als Schriftgelehrter ein enragierter Christenhasser war, hat nur aus Not geschrieben, weil er sich seinen auswärtigen Gemeinden nicht anders mitteilen konnte. Es können also unsere neutestamentlichen Schriften nicht durch die Autorität Jesu als heilige Urkunden des Christentums, als „Kanon" der Lehre des neuen Bundes betrachtet werden.

Für diesen früh empfundenen Mangel einer derartigen persönlichen Beglaubigung haben die Lehrer und Leiter der Kirche aber bald vollen Ersatz in der Lehre von der Inspiration, d. h. von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, gefunden. Da diese Vorstellung schon bei den Juden hinsichtlich des alten Testaments bestand, so konnte sie mit dem Entstehen des neutestamentlichen Kanons in der Christenheit einfach auch auf diesen angewendet werden, und mit dem Staats-Christentum Konstantins wurde dann auch der Lehrsatz, daß die Schriften des neuen Testaments von Gott eingegeben und

deshalb von göttlichem Ansehen seien, eine der wichtigsten Grundlehren der mächtig sich entfaltenden Kirche. So, sagt Zittel, nun hatte man ja, was man in diesem Staatskirchenwesen brauchte und begehrte: eine feste, unantastbare Grundlage zur Entscheidung aller Glaubensstreitigkeiten, wie man sie für das bürgerliche Leben in den Grundgesetzen und Institutionen des Staates besaß. Der zweite Petrusbrief gibt noch eine nähere Erklärung jenes Begriffes, in dem es heißt: Niemals ist eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern heilige Gottmenschen redeten vom heiligen Geiste „angetrieben" oder „getragen". Hierauf hat sich nun die Lehre von der Inspiration aufgebaut und im Laufe der Zeit eine Gestalt angenommen, nach welcher zu dem Glauben an die Gottheit Christi die Lehre von der Göttlichkeit der Bibel und der Pflicht der unbedingten Unterwerfung unter das geschriebene Wort der heiligen Schrift trat.

Was die Verfasser der neutestamentlichen Schriften selbst betrifft, so waren sie allerdings von dem Bewußtsein getragen, durch den heiligen Geist, der sie erfüllte, göttliche Wahrheit zu lehren (Gal. 1, 12; 1. Kor. 7, 40), also auch zu schreiben, ohne daß sie sich deshalb über allen menschlichen Irrtum erhaben dünkten; vielmehr wie Paulus den Petrus eines verderblichen und sittlich verwerflichen Irrtums beschuldigt (Gal. 2, 11—14), so unterscheidet er auch in seinen eigenen Schriften die ewige, religiöse Wahrheit und das von Christus Empfangene von seinen persönlichen Ansichten (1. Kor. 7 10, 12, 25. 2. Kor. 11, 17 und 12, 11), setzt die Möglichkeit eines Gedächtnisfehlers voraus (1. Kor. 1, 16), und sein Wissen ist Stückwerk, wie das unsere (1. Kor. 13, 12).

Es liegt in der Natur der Sache, daß den in immer weiteren Kreisen entstehenden neuen Gemeinden vor allen Dingen erklärt werden mußte, wer denn dieser Jesus, der Christus (der Messias), gewesen war und welche Schicksale er erlebt hatte. Das haben zuerst die erzählt, die es selbst gesehen hatten, und auf diese Eigenschaft sahen auch die Jünger in erster Linie, als sie den Matthias an die Stelle des Judas wählten (A. G. 1, 21, 22). Aber die Zahl der weiteren

Augenzeugen beschränkte sich, wie es scheint, schon damals nur auf Joseph und Matthias.

Eigentümlich ist es, daß keiner der schreibkundigen Schüler Christi, so weit ihre Geschichte verfolgt werden kann, also bis zum Jahre 64, auf den Gedanken gekommen ist, die Worte und die Geschichte Jesu der Nachwelt aufzuzeichnen. Diese Sorglosigkeit erklärt sich daraus, daß man damals allgemein an die Wiederkunft Christi glaubte, wie aus den Briefen des Apostel Paulus hervorgeht. Hierdurch sind uns also eine Menge der allereinfachsten Dinge des äußeren Lebens, die man sonst in jeder Lebensbeschreibung festzuhalten pflegt, nach und nach verloren gegangen oder doch sehr zweifelhaft und unsicher geworden. So z. B. das Lebensalter Jesu und die Zeitdauer seiner öffentlichen Tätigkeit, das Geburtsjahr und die näheren Familienverhältnisse, die Zeit seines Auftretens und selbst der Tag und die Stunde seines Todes. Die uns in den Evangelien überlieferten Angaben sind alle ungenau, denn der gelehrte Bischof Papias von Hierapolis, welcher um 150 die mündlichen Ueberlieferungen der Apostelschüler zusammenstellte, spricht die Meinung aus, daß die mündliche Ueberlieferung seiner Tage der schriftlichen weit vorzuziehen sei.

In einer englischen Zeitschrift, the Monthly Magazine, fand ich ganz kürzlich unter dem Titel: „Review of Religions“ eine Abhandlung über „an important discovery regarding Jesus Christ.“ Man behauptet darin, daß Jesus nicht am Kreuze gestorben und nicht gen Himmel gefahren sei, vielmehr hat man ihn bewußtlos, aber noch lebend abgenommen, er hat sich darauf wieder erholt, ist seinen Jüngern begegnet, hat ihnen seine Wundmale gezeigt, mit ihnen gegessen und ist darauf mit ihnen nach Galiläa gegangen. Dann ist er ostwärts gewandert und ziemlich betagt erst gestorben. Sein Grab hat man in der Khan-Yar-Straße zu Srinagar in Kaschmir aufgefunden. Alte Dokumente von unzweifelhafter Authentizität erzählen von diesem Grabe, dessen Abbildung beigefügt ist. Eine alte, jetzt verlöschte Inschrift soll das bezeugt haben, und Viele in Srinagar und Umgegend bestätigen, daß der hier Begrabene vor ca. 1900 Jahren ein israelitischer

Prophet aus dem fernen Syrien, namens Isa Sahib (Jesus Christ) und Shahzada-Nadi (Fürst-Prophet) gewesen sei.

Wunderbarerweise hat sich mit dieser Entdeckung auch zugleich der so lange erwartete und verheißene Messias gefunden in der Person des Oberhauptes von Qadion, Panjab, namens Mirza Ghulam Ahmad, dessen Photographie dem Aufsatze auch beigegeben ist. — Ich bringe diese Notiz ohne Kommentar und überlasse es Jedem, darüber zu denken, wie er will und kann. — Es sind aber schon manche aufgetreten, die sich für den Messias ausgegeben und vielleicht auch selbst dafür gehalten haben, so ganz kürzlich erst ein Pastor Pigott in London, der früher einige Jahre Major in der Heilsarmee gewesen ist. Er erklärte vor einer tausendköpfigen Menge in seiner Kirche: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Nicht als Pastor dieser Kirche stehe ich vor euch, sondern als der, der wiedergekommen ist, des Menschen Sohn selbst in meiner Gestalt, mein Volk zu segnen, es zu mir zu nehmen und allem Fleisch ewiges Leben zu geben." — Der brüllende Mob hätte ihn auf der Straße wohl gründlich verhauen, wenn die Polizei ihn nicht in Schutz genommen hätte. Daß solche Leute ihr gläubiges Publikum aber immer finden, ist bei der Leichtgläubigkeit der Menge selbstverständlich.

Was die jetzigen Titel unserer vier Evangelien betrifft, so beweisen diese sehr wenig, denn nach den Berichten des Chrysostomus sind diese erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vorgesetzt und keines dieser Bücher nennt den Namen des Verfassers. Es heißt auch nicht: Evangelium des Matthäus, des Markus u. s. w., sondern Evangelium nach Matthäi, nach Marci u. s. w. Sie geben also nur, da keiner der in der Ueberschrift genannten Männer selbst etwas geschrieben hat, die eigentümliche Auffassung derselben wieder.

Im Wesentlichen stimmen ja die drei ersten Evangelien der Synoptiker Matthäus, Markus und Lukas mit einander überein, und lassen sich alle drei Bücher etwa in folgende sieben Abschnitte teilen:

1. Kindheit Jesu: Matth. 1 und 2, Luc. 1 und 2.

2. Der Täufer. Die Taufe und Verſuchung: Matth. 3—4, 11. Marc. 1, 1—13. Luc. 3, 1—4, 13.
3. Die ſtille Wirkſamkeit Jeſu in und bei Kapernaum: Matth. 4, 12—13, 58. Marc. 1, 14—6, 29. Luc. 4, 14—8, 56.
4. Die Wanderung Jeſu: Matth. 14, 1—20, 16. Marc. 6, 39—10, 31. Luc. 9, 1—18, 30.
5. Jeſus zieht hinauf nach Jeruſalem und predigt daſelbſt: Matth. 20, 17—25, 46. Marc. 10, 32—13, 37. Luc. 18, 31—21, 38.
6. Jeſu Leiden und Tod: Matth. 26, 1—27, 66. Marc. 14, 1—15, 47. Luc. 22, 1—23, 55.
7. Der Auferſtandene: Matth. 28, 1—20. Marc. 16, 1—8 (und Nachtrag 9—20). Luc. 24, 1—58.

Das Johannisevangelium weicht von dieſer Einteilung inſofern ab, als in ihm mehr das Wirken Jeſu während ſeiner verſchiedenen Aufenthalte in Galiläa, Jeruſalem, Judäa, Samaria u. ſ. w. hervorgehoben wird. Bei den Synoptikern folgt Sentenz auf Sentenz, Gleichnis um Gleichnis, alles kurz abgerundet, bald ein Sonnenblick, bald ein Wetterſchlag und oft ein Hagel von herrlichen Perlen, wie beiſpielsweiſe die Bergpredigt (Matth. 5); bei Johannes treten nach demſelben logiſchen Schema langgezogene, begriffliche Entwickelungen, meiſt in ſeltſamen Verſchlingungn des Gedankens immer wieder zum Ausgangspunkte zurückkehrend, hervor, wie z. B. in dem Hoheprieſterlichen Gebet (Joh. 17). In Summa: die Reden der Synoptiker ſind ſchlichte Sammlungen leicht behältlicher Ausſprüche Jeſu; in den Reden des vierten Evangeliums aber ſieht man eine Darlegung der Lehre wie ſie ſich nur in der philoſophiſchen Denkart des Verfaſſers dieſes Evangeliums kundtut. Es hat überhaupt ſehr viel mehr Evangelien gegeben und ſind neben unſeren vier noch ein Evangelium nach Petrus, eines nach Thomas, nach Nikodemus, nach den zwölf Apoſteln, nach den Alexandrinern und nach Anderen erwähnt worden, die ſpäter verworfen wurden. (Zittel.)

Aus Allem geht hervor, daß alle unſere heiligen Schriften aus bloßem Stückwerk von nachkommenden Generationen ver-

faßt sind, und daher hat auch schon frühzeitig der Streit um verschiedene Dogmen und Meinungsverschiedenheiten begonnen. Origines, der gelehrte Kirchenlehrer der alten Zeit, geb. 185 zu Alexandria, Katechet daselbst, stritt siegreich gegen seinen Bischof Demetrius über allerlei Dogmen. Er behandelte zuerst das Christentum mit philosophischem Geiste auf umfassendste Weise; noch spätere Jahrhunderte stritten über seine Rechtgläubigkeit. Er starb bei einer Christenverfolgung zu Tyrus 254. — Ein anderer streitbarer Held auf dem Gebiete des Glaubens war Arius, erst Diakon, dann Presbyter in Alexandria, geboren im 3. Jahrhundert, gestorben 336. Er war der Gründer und das Haupt der Arianer und lehrte, daß der Sohn, durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen, nur erstes Geschöpf des Weltschöpfers und vom Vater abhängig sei. Sein Vorgesetzter, der Bischof Alexander, verteidigte die entgegengesetzte Auffassung, die nämlich, daß der Sohn Gottes wahrer Gott in Ewigkeit vom Vater geboren sei. Infolge dieser und noch mancher anderer Streitigkeiten berief daher der Kaiser Konstantin, welcher sich gern als den obersten der Bischöfe betrachtete, ums Jahr 325 das ökumenische Konzil nach Nicäa. Das Losungswort der Parteien wurde hauptsächlich: Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit. Das Konzilium entschied sich, besonders durch den Einfluß des redegewandten Athanasius, für die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater. So kam es denn, daß Arius und seine Anhänger verdammt und ihrer kirchlichen Aemter entsetzt wurden. Die Schriften des Arius wurden verbrannt, aber seine Auffassung des Wesens Christi erlangte im römischen Orient Geltung bei vielen Völkerschaften. Insbesondere waren es die Germanenvölker, welche das Christentum von dem arianischen Ostreiche erhielten. Goten, Vandalen und Longobarden blieben noch Jahrhunderte lang der arianischen Lehre getreu. — Von andern Satzungen sei noch erwähnt: die Gleichzeitigkeit der Osterfeier; dagegen wurde der Antrag, die Geistlichkeit zur Ehelosigkeit zu verpflichten, abgelehnt. Erst 750 Jahre nach dem Konzil zu Nicäa wurde das Cölibat durch Papst Gregor VII. (Hildebrand) für alle Priester endgiltig festgesetzt.

Durch die Beteiligung der Kaiser hatten die Parteien wechselnde Schicksale, bis sich Theodosius für den nicänischen Glauben erklärte. Mit dem fünften Jahrhundert verschwinden die Arianer aus dem römischen Reiche, nachdem sich schon längst unter ihnen Parteien gebildet hatten, von welchen die eine, die Semiarianer, sich dem Glauben der Kirche zu nähern suchte, indem sie Wesensähnlichkeit behauptete, während eine andere, die Eunomianer, alle göttliche Wesenheit in Christo verleugnete und Wesensunähnlichkeit lehrte.

Die Lehre von der Tradition, von dem Zusammenhang des neuen Testaments mit dem alten, die von Paulus in das Christentum hineingetragen wurde, ebenso die Offenbarungstheorie im alten Testamente, nach welcher Jeder sich einbilden konnte, daß aus ihm die Stimme Gottes spricht, waren die Hauptursache der Entstellung der christlichen Lehre, ihres Mißverstandenwerdens und der vielen Glaubensdogmen, deren jedes das richtige zu sein beansprucht. Die Sekten schossen damals üppig ins Kraut; und welche Schlüsse kann man daraus ziehen? — Hier will ich den Grafen Leo Tolstoj reden lassen, welcher seiner ketzerischen und doch oft so wahren Schriften wegen vor kurzer Zeit vom heiligen Synod der orthodoxen griechischen Kirche exkommuniciert wurde. Er schreibt:

„Die Auslegung der Lehre einer als Gott betrachteten Person kann keine Sekten erzeugen. Die Lehre eines auf die Erde herabgestiegenen Gottes kann nicht verschieden verstanden werden. Kam Gott auf die Erde, um den Menschen die Wahrheit zu offenbaren, dann war das Mindeste, was er tun konnte, das, daß er die Wahrheit so offenbarte, daß alle sie verständen; tat er das aber nicht, dann war er nicht Gott; sind die göttlichen Wahrheiten aber solche, daß auch Gott sie den Menschen nicht verständlich machen kann, dann konnten die Menschen dies erst recht nicht tun. Ist Jesus kein Gott, sondern ein großer Mensch, dann vermag seine Lehre es noch weniger Sekten zu erzeugen. Die Lehre eines großen Menschen ist darum nur groß, weil sie verständlich und klar ausspricht, wos die anderen weder verständlich noch klar ausgesprochen haben.

Was die Sektierer aller Bekenntnisse auch sagen mögen darüber, daß sie ein anderes Bekenntnis nicht verdammen, daß sie für die Einigung mit dem ihrigen beten, daß sie ihm gegenüber keinen Haß nähren — sie sind im Unrecht. Nie floß auch nur eine einzige Behauptung irgend eines Dogmas von Arius an aus anderem, als aus der Bezichtigung des gegensätzlichen Dogmas als Lüge. Zu erklären aber, der Ausdruck eines solchen Dogmas sei eine göttliche Aeußerung, eine Aeußerung des heiligen Geistes, bezeichnet den höchsten Grad von Stolz und Dummheit, von Stolz deshalb, weil man Stolzeres nicht sagen kann, als daß Gott die von mir gesprochenen Worte durch mich gesprochen habe, und von Dummheit deshalb, weil man Dümmeres nicht tun kann, als auf die Behauptung Jemandes, Gott rede durch seinen Mund, ihm sagen: Nein! durch deinen Mund nicht, sondern durch meinen redet Gott, und er redet das völlig Entgegengesetzte, was dein Gott redet. Und derweile sagen alle Konzile, alle Glaubenssymbole, alle Kirchen gerade das nur, und daraus fließt und floß alles Böse, was im Namen des Glaubens in der Welt verübt ward und wird." — Diese Tolstoj'sche Logik ist in der Tat so kernig und treffend, daß es wohl schwer halten soll, dagegen aufzukommen. —

Nachdem nun die Christen unter Konstantin eine bedeutende politische Macht geworden waren, wandelten sich auch ganz naturgemäß die Grundideen ihres Religionssystems in das Gegenteil; an Stelle der demütigen, bescheidenen und äußern Pomp verachtenden Menschenbrüderschaft trat die übermütige, stolze und von eitler Pracht umgebene Herrschermacht. Hochideale Religionen, wie der Buddhismus und das Christentum, tragen von Anfang an einen Widerspruch in sich, welcher herauskommt, sobald sie in der Welt zu Macht und Ansehen gelangen. Denn die Wirklichkeit rächt sich an dem Ideal dadurch, daß sie es zur Karrikatur seiner selbst macht. Was ist aus der Lehre der Weltverleugnung und Weltverachtung, welche Buddha und Christus gepredigt haben, auf geschichtlichem Boden geworden? Hüben wie drüben ein hierarchisches System, welches eingestandenermaßen das Leben bedingen und bestimmen,

die Welt so oder so besitzen und beherrschen will. Auf die idealische Frage nach der Menschenbrüderschaft gab die Geschichte den faulen Lamaismus und den herrschsüchtigen Papalismus, die Ketzerverfolgungen und die Religionskriege zur Antwort. Die metaphysische Substanz des buddhistischen wie des christlichen Dogmas verflüchtete sich spurlos in dem Pomp und Geräusch eines auf sinnliche Wirkung berechneten Kultus. Die abstrakte Doktrin verwandelte sich in konkreten Götzendienst; an die Stelle der idealisch-erhabenen Erscheinungen des Königssohnes Gautama von Kapilavusta und des Zimmermannssohnes Jesu von Nazaret traten ihre größenwahnsinnig-realen Zerrbilder, der Dalai-Lama zu Hlassa und der Papst in Rom.

Und die Menschheit beugt sich willig unter ihren Zauberstab, sie will getäuscht sein; das verlangt die Menschennatur, welche nach Täuschung lechzt und die Wahrheit mehr fürchtet als Feuer und Schwert. Vom Beginn der menschlichen Gesellschaft bis zur heutigen Stunde war die Lüge ihr Schoßkind. Sie wird es auch bleiben, so lange die Gesellschaft dauert; erst der letzte Mensch wird der letzte Sichselbstbetrüger, der letzte betrogene Betrüger sein. Die Illusion ist gewissermaßen die Butter zum täglichen Brote des Menschendaseins; je dicker sie aufgestrichen wird, desto lieber beißt der Mensch hinein. Am besten und am ausgiebigsten wußten es zu allen Zeiten die Hierarchen. Unermüdlich drehten sie die Kurbel des Glaubensfasses, worin „die Milch zur frommen Denkart" zu Illusionen gebuttert wurde. Schon in den Tempeln zu Memphis und Babel war ihnen klar geworden, daß man dem menschlichen Täuschungsbedürfnis alles zumuten dürfe. Die christlichen Auguren überboten dann ihre heidnischen Kollegen und verstanden es auch noch besser als diese, das Lachen zu verhalten, wenn sie einander begegneten; mit der ernsthaftesten, ja, mit der erhabensten Miene von der Welt verkündigten sie die plattesten Orakel; und sie wirkten damit Wunder, gar keine Frage.

Aber es hat das Christentum ganz entschieden viel zur Kultur und sittlichen Hebung der versumpften Völker beige-

tragen, und wäre es in seiner ursprünglichen Reinheit geblieben, hätte die Hierarchie der Großen es nicht als Handhabe zur Knechtung der Völker gebraucht, die Menschheit wäre auf eine höhere Stufe der Gesittung gebracht worden. Das Mönchswesen hat in der ersten Zeit zweifellos sehr viel zur kulturellen Entwickelung der Völker beigetragen, denn die Klöster waren damals in den finsteren Zeiten die eigentlichen Kulturträger in den vom Verkehr noch abgeschlossenen Ländern; in ihnen wurden die Wissenschaften gepflegt und aus ihnen verbreitet. Seinen Ausgangspunkt hatte das Mönchswesen in dem Einsiedlerleben, das unter den Christen durch Antonius in Aegypten empfohlen wurde. Dessen Schüler Pachomius vereinigte zuerst (320) die Einsiedler zu gemeinschaftlichem Leben in einem Kloster auf der Nilinsel Tabenna. Von Aegypten aus verbreitete sich dann das Mönchswesen in Vorderasien und bald auch im Abendlande. Im Laufe der Zeit versumpfte aber auch das Mönchstum, und begründete sittliche Bedenken führten in der Reformationszeit zur Aufhebung der Klöster in den lutherischen und zur Beschränkung derselben in den katholischen Ländern.

Große Verdienste um die Ausbreitung des Christentums und die Zügelung der teilweise noch barbarischen Sitten der heidnischen Bewohner Nord-Europas erwarben sich die aus dem Mönchswesen hervorgegangenen Heidenapostel. Der Angelsachse Winfried, bekannter unter dem Namen Bonifacius, wirkte mit seinem Landsmanne Wilbrod seit 716 zur Bekehrung der Friesen. Er stiftete die Bistümer Würzburg, Eichstädt, Büraburg und die Abtei Fulda. 754 ging er nochmals unter die Friesen und wurde erschlagen. Der norwegische Mönch Ansgar (gest. 3. Juli 865) wurde Apostel des Nordens. Schottland wurde schon im 6. Jahrhundert durch Gildas und Columban und Irland seit 460 durch Patrick für das Christentum gewonnen. Nach Preußen brachte erst im Jahre 900 Adalbert das Christentum, welcher um diese Zeit von den heidnischen Preußen bei Lochstädt in Ostpreußen erschlagen wurde. In gleicher Weise segensreich wirken auch heute noch die Missionare unter den Negervölkern

Afrikas und in anderen Erdteilen, wo die Kultur ihren Bewohnern noch nicht erschlossen ist.

Inzwischen hatte sich die Macht des Christentums und des Papstes im Süden Europas immer mehr gefestigt. Im Jahre 755 schenkte Pipin der Kleine dem Papste Stephan II. die Teile des Exarchats, welche die Langobarden an sich gebracht, aber wieder an die Franken verloren hatten. Karl der Große erneuerte diese Schenkung 774. Hieraus entstand nun der Kirchenstaat, welchem Heinrich III. (1053) noch das Herzogtum Benevent zufügte und dem die großen Besitzungen der Markgräfin Mathildis von Toskana durch Erbschaft zufielen.

So hatte die Christenheit also in ihrem obersten Kirchenfürsten zugleich einen Landesfürsten zu verehren, dessen Machtsphäre über die ganze Welt zu erweitern die Stellvertreter Gottes auf dem Stuhle Petri eifrigst bemüht waren. Wie weit aber diese Macht und Anmaßung reichte, eine wie große Gewalt der päpstliche Bannstrahl hatte, davon legt ein beredtes Zeugnis der Gang Heinrichs IV. nach Kanossa ab. Noch unter seinem Vater Heinrich III. kam die kaiserliche Oberherrlichkeit über den römischen Stuhl zur deutlichsten und glänzendsten Erscheinung; denn dieser geniale und auch fromme Mann griff energisch ein, wenn es galt, arge Mißstände in der Kirche zu beseitigen. So als es galt, dem Skandal einer päpstlichen Dreifaltigkeit oder vielmehr Dreispaltigkeit ein Ende zu machen. Es gab ja zu seiner Zeit drei Päpste zugleich, und diese, Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI., „Statthalter des Stiftes der Religion der Liebe", bannten und verfluchten einander gegenseitig, wie das unter gleichen oder ähnlichen Umständen die Nachfolger Petris ad majorem dei gloriam immer zu tun pflegten. Er ließ sie (1046) durch eine Synode von Bischöfen absetzen und machte den Bischof von Bamberg, Suidger, zum rechtmäßigen Papste. Als dann aber 1073 der Bauernsohn Hildebrand als Gregor VII. in der Peterskirche zu Rom als Papst inthronisiert war, hatte die schlaue, intriguante Herrschernatur dieses Emporkömmlings den Spieß bald umgedreht und, als der allzu wagemutige Nach-

folger des dritten Heinrichs ihn seiner päpstlichen Würde entkleiden wollte, das Anathem auf Heinrich IV. geschleudert, welches alle seine Untertanen von ihrer Untertanenpflicht nicht nur entband, sondern sie gegen ihn noch aufreizte. Am 21. Februar 1076 verkündete Gregor, umgeben von einer stattlichen Synode von Bischöfen und Kardinälen, in der Salvatorkirche des Lateran Heinrichs Entsetzung vom Königtum und Reich. — So kam es denn, daß Heinrich mitten im Winter, am 25. Januar 1077, seinen Büßergang barhäuptig und barfüßig im härenen Büßergewande nach Kanossa antrat.

Das ist der größte Triumph gewesen, welchen die Kirche über den Staat, der Romanismus über das Germantum jemals davongetragen hat. Aber wohlverstanden, dieser Sieg Roms ist schlechterdings nur möglich geworden durch die schmachvolle Untreue der Mehrzahl des deutschen Adels, der deutschen Prälatenschaft und durch die ungeheure geistliche Macht, welche mit ihren Höllenstrafen das stupide, von blödsinniger Furcht befallene Volk meisterte.

Die alte kirchliche Vorstellung von dem einen Hirten und der einen Herde erfuhr recht spitzfindig eine zeitgemäße Umbildung. Das Prinzip des Lehnstaates wurde auf das Verhältnis von Kirche und Staat, von Papst und Kaiser angewandt; Gott, der Oberlehnsherr der Welt, hat den „heiligen Vater" mit dem Erdkreis belehnt. Kraft der ihm also übertragenen göttlichen Machtvollkommenheit teilt der Papst Länder und Reiche als Lehen aus und zieht auch die verwirkten wieder ein. Der Kaiser ist demzufolge nur der erste Vasall des Papstes, die kaiserliche Oberlehnsherrlichkeit über die Christenheit nur ein Ausfluß der päpstlichen, „ein Benefizium", das verdient werden muß und verwirkt werden kann, eine Gnade, die nach Gefallen erwiesen oder verweigert wird. Der Papst ist also von rechtswegen der Oberherr aller weltlichen Machthaber; er steht eben so hoch über dem Kaiser und den Königen, wie Gott über den Menschen, der Himmel über der Erde, die Kirche als göttliche Einsetzung über dem Staate als menschliche Einrichtung steht. Die Menschen des elften Jahrhunderts glaubten mit verschwindend wenig Ausnahmen an diesen

Schwindelkoloß von Papstprämissen, und folglich nahmen sie auch die Konsequenzen derselben an.

Ich will hier noch bemerken, daß man in den ersten Jahrhunderten von einem Papste und einer Kirche überhaupt nichts wußte. Die ursprüngliche Verfassung der Kirchengemeinden kannte nur Kirchenälteste, Presbyter, als Vorsteher; in größeren Gemeinden hießen sie Bischöfe. Der Bischof von Rom war der bedeutendste und wurde seit Innozenz I. (402—417) als direkter Nachfolger des Apostels Petrus und berufener Stellvertreter Christi auf Erden angesehen. Die Namensliste der Päpste wurde bis zu Petrus zurück ergänzt, sodaß dieser als erster Bischof von Rom und Statthalter Christi erscheint, während er nachweislich niemals in Rom gewesen ist. Danach ist der jetzige Papst der 261. nach Petrus. — Der in der griechischen Kirche allgemein den Bischöfen gegebene Ehrentitel „Papa" (vom griechischen „Pappas", Vater) wurde seit Siricius (384—398) ausschließlicher Titel der römischen Bischöfe. Die Bezeichnung der Italiener „Papa" ist im Deutschen in Papst umgewandelt.

Wie dünkelhaft und mit welcher protzenhaften Prunksucht die Nachfolger des armen Fischers am See Tiberias aber auch in der Neuzeit noch auftreten, trotzdem der Kirchenstaat anno 1860 dem geeinten Italien einverleibt wurde, und die geistlichen Machtbefugnisse verhältnismäßig sehr gegen die damalige Macht Gregors eingeschränkt ist, das beweist die Infallibilitätserklärung Pius IX. am 18. August 1870, in welcher er sich in allen geistlichen Angelegenheiten für unfehlbar erklärt, und ferner der ausgesuchteste Pomp, mit dem er sich dem Volke stets zeigt. Und woher stammen die Mittel, mit denen er solche Prachtentfaltung in Scene zu setzen imstande ist? — Das tun alles die freiwilligen, unter dem Namen des Peterspfennigs bekannten Spenden, die aus aller Herren Länder, wo Katholiken wohnen, in reichlichem Maße zufließen; es sind weit über zehn Millionen Mark, die alljährlich in die weiten Taschen des Pontifex maximus und seines noch habgierigeren Hofstaates fließen. Damit läßt sich schon etwas ausrichten.

Zur ergötzlichen Illustration des zur Schau getragenen

Glanzes will ich hier eine kleine Skizze über die Ausfahrten des heiligen Vaters geben, welche der französische Pater Pierre des Pilliers in seinen Aufzeichnungen veranschaulicht. Er schreibt:

„Die Pracht des päpstlichen Gespannes übertraf alles in diesem Genre bisher Geschaute. Diese acht Pferde, die schönsten in Italien, wie man mir versicherte, heißen in der Sprache des Vatikans „Cavalli Pontificii“. Seine Heiligkeit segnet sie selbst mit einem ganz speziellen Segen. Wo bei anderem Pferdegeschirr Eisen oder Stahl, war nichts als Gold bei diesen päpstlichen Pferden zu sehen. Gold glänzte am Zaum, flimmerte unterm weißen Schaum am Gebiß, strahlte an der Brust, flimmerte an der flatternden Mähne, leuchtete auf am Bauche, glitzerte an den Seiten, blitzte auf dem Rücken — Gold, überall Gold. Vier Postillone, gleichfalls in goldstrotzenden Livreen, leiteten das Gespann. Es war für einen, der an solchen Dingen Gefallen findet, wirklich eine Augenweide, diesen goldenen Triumphwagen fast geräuschlos vorüberfahren zu sehen. Was Kunst und Geld aus einem Wagen machen können, das war der Wagen des Pio nono. Er kostete nur eine halbe Million. Das Innere war mit den herrlichsten Seidenstoffen gefüttert. Drei mit goldenen Tressen förmlich überladene Lakaien saßen vorn und fünf andere hinten auf. Inmitten all dieser Pracht saß, wie ein Prinz aus „Tausend und eine Nacht“, wie ein wieder erstandener Darius oder römischer Imperator, in weißen Kleidern, mit weißer „Calotte“ auf dem Haupte — der Nachfolger Petri, des armen Fischers. Zu seiner Linken bemerkte ich einen Kardinal, Antonelli.

Ein unaussprechliches Lächeln schwebte auf den Lippen des heiligen Vaters, wie er so, in den seidenen Polstern zurückgelehnt, durch das auf den Knieen liegende Volk der Porta pia della Via del Quirinale zurollte. Damals schien es mir ein väterliches Lächeln zu sein, heute hat es freilich für mich eine ganz andere Bedeutung. Das Lächeln eines Bauern, der seine prächtigen Schafe musterte, hat mich jüngst daran erinnert.

Einige Schritte hinter dem päpstlichen Wagen fuhren die Eminenzen in ihren Kutschen. Jede wurde nur von vier

silbergeschirrten Rappen gezogen. Statt vier nur zwei goldbetreßte Postillone, und auf dem Wagen vorn nur zwei und hinten drei Bediente. Wie bescheiden doch die Eminenzen sind. Beim Vorüberfahren der Wagen vernahm man sonderbarerweise fast kein Geräusch. Das kam daher, weil für diese Morgenspazierfahrt die Straße dicht mit feinem Sande bestreut wurde auf eine Breite von drei Metern und eine Länge von acht Kilometern, und das alles, damit Seine Heiligkeit nebst den büßenden Eminenzen, sanft in den seidenen Kissen gewiegt, ihre Morgenpromenade halten können. Man berechne nun, wieviel 24000 Quadratmeter Sand zu streuen kosten — und das alles für eine kleine Morgenpromenade."

Fragt man sich nun, was den Anlaß zu diesem päffischen Dünkel und Hochmut einerseits und der hündischen Unterwürfigkeit des Volkes andererseits gegeben hat, so trägt in erster Linie die vollständige Verdrehung der christlichen Lehrsätze, welche nach dem Beispiele Christi und seiner Jünger Anspruchslosigkeit, allgemeine Menschenliebe und Toleranz atmen, die Hauptschuld; andererseits wird aber wiederum das gemeine Volk durch Glanz und Schimmer bestochen, es kann nur in dem etwas Höheres erblicken, der sich auch äußerlich durch Kostbarkeiten und Prachtentfaltung von ihm unterscheidet. Freilich ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn die Christenheit überhaupt über den Erdkreis Verbreitung finden soll, mit Rücksicht auf die Stupidität und bestialische Natur der Massen, Liebe und Toleranz ganze Völkerschaften nicht zügeln können; es muß also ein energischeres Mittel in Anwendung gebracht werden, und das ist, außer der Ehrfurcht vor etwas Höherem, die Furcht vor dem Ungewissen und den angedrohten schrecklichen Höllenstrafen im Jenseits. — „Furcht ist nicht in der Liebe," sagt zwar die Bibel, aber die Furcht erzeugt blinden Gehorsam, und das ist es, was die Geistlichkeit braucht, um die Suprematie über die schwachen Geister der in roher Unwissenheit dahinlebenden Volksmassen zu erlangen, um sie als willfährige Geschöpfe nach eigenem Befinden zu lenken.

Im Katholizismus war nun ein hierarchisches System ausgebildet, nach welchem die Geistlichkeit zerfällt: 1. in Welt-

geistliche ohne Weihe, priesterliche Würde und Cölibat; 2. in Priester mit voller Weihe und Verpflichtung; 3. in Ordensgeistliche oder die Mitglieder der Klöster. Die Spitze der römischen Hierarchie bildete der Papst, der Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, ausgerüstet mit aller gesetzgebenden und vollziehenden Kirchengewalt. Da die Kirche katholisch, d. h. allgemein, allumfassend ist, so kann sie anders denkende und anders lehrende Christen nicht dulden; sie verfolgte daher alle Ketzer mit Unduldsamkeit und verpflichtete dazu alle ihre Diener. Ebenso will sie sich auch nicht beschränken lassen durch die Macht der weltlichen Fürsten, sondern behauptet über diese die Obergewalt in allen kirchlichen Angelegenheiten, die aber den allergrößten Einfluß auch auf alle weltlichen Angelegenheiten ausübte, wofür der Gang Heinrichs nach Kanossa ein eklatantes Beispiel liefert.

Dieses dominierende Uebergewicht hat die katholische Kirche aber bis zur Reformation und noch darüber hinaus behauptet; denn im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung, ja sogar bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst lag die Wissenschaft noch sehr im Argen und wurde, namentlich im Westen und Norden Europas, nur von der Geistlichkeit und in den Klöstern gepflegt; es lag ihr auch garnichts daran, das Volk aufzuklären, und so trieb denn der Aberglaube, der Glaube an böse Geister, Hölle und Teufel, welcher schon von Urzeiten her in den Köpfen der Massen steckte, üppige Blüten. Zoroaster brachte zuerst die Dämonologie in seinem dualistischen Religionsprinzip in ein System, das sich dann nach Babylon verbreitete und hier von den Juden, die sich dort im Exil befanden, aufgenommen wurde. Diese bildeten dann eine künstlich gegliederte Lehre von guten und bösen Geistern aus, die unter Zulassung Gottes auf Menschen einzuwirken vermögen; namentlich setzte sich die Vorstellung von einem Oberhaupte der bösen Geister (Satan) fest und verpflanzte sich später durch die im neuen Testamente vorkommenden Volksmeinungen von Dämonen, welche von dem Leibe einzelner Menschen Besitz nehmen (Besessene), sowie von den Menschen beigegebenen Schutzengeln über die ganze christliche Welt.

Zu diesem Dämonismus gesellte sich dann später noch der Hexenglaube. — Unter Hexen verstand man Weiber, die, kraft eines mit dem Teufel eingegangenen Bündnisses, vermeintlich das Vermögen erhalten hatten, auf Menschen und Tiere oder auch leblose Gegenstände übernatürlich schädlich einzuwirken. Dieser Wahn erhielt besonders eine unselige Verbreitung, als unter dem Einflusse der Ketzerverfolgungen sich eine Vorstellung von geheimen teuflischen Bündnissen und Künsten, welche die Verfolgten trieben, ausbildete und die Zauberei zu einem vollendeten Teufelskultus stempelte. Viele Tausende sind, namentlich als (1489) der sogenannte „Hexenhammer" erschien, worin das Verfahren gegen die Hexen dargestellt wird, infolge dessen verbrannt worden. Neben dem Teufels- und Hexenglauben erscheint nun noch als den Aberglauben förderndes Moment der Bilderdienst und die Bilderverehrung.

Es ist wohl erklärlich, daß, bei der regen und bilderreichen Phantasie und Sprache des Orients, auch die religiösen Ideen in bildlicher Redeweise vorgetragen und so in gemalten, geschnitzten oder in Stein ausgehauenen Bildern dargestellt und personifiziert wurden. Gegen diese bildlichen Darstellungen wäre ja sonst auch nichts einzuwenden, wenn der ungebildete Mensch in diesen Bildern nicht eben das Göttliche selbst verehrt hätte. Um diesen abergläubischen und heidnischen Mißbrauch bei den Hebräern unmöglich zu machen, verbot schon Moses jede bildliche Darstellung der Gottheit. Dieses Gesetz ging nun zwar auch zu den ersten Christen über, und nach erlangtem Siege über die Heiden zertrümmerten sie auch die heidnischen Götterbilder, aber gar bald setzten sie neue christliche an die Stelle der alten heidnischen. Das Kreuz, der gute Hirt, das Lamm, die Palme, der Anker, die Taube u. s. w. kamen in allgemeinen Gebrauch. Der Gebrauch der Bilder in den Kirchen wurde noch durch die Synode in Elvira (305) verboten; doch bald nach Konstantin erscheinen in der Kirche die Bilder der Märtyrer, hierauf die der Apostel, dann der Maria und Jesu und endlich Gottes. Man ehrte diese Bilder durch Niederknieen, Küssen, Anzünden von Lichtern und Weihrauch, durch Schmückung mit prachtvollen Gewändern und

Geschmeiden ꝛc. Durch das Auftreten des Mohamedanismus wurden die Christen wiederum nicht nur an die Einheit Gottes, sondern auch an die Bildlosigkeit desselben nachdrücklich erinnert, und es wurden kräftige Anstrengungen gemacht, diesen Anstoß zu beseitigen. Der Kaiser Leo III. Isauricus (716—41) verbot 726 den Bilderdienst und entfernte die Bilder 730 aus den Kirchen. Es bekämpften sich fortan die Bilderfreunde und die Bilderfeinde. Die Synode zu Konstantinopel verdammte die Verehrung und den Gebrauch der Bilder, dagegen erlaubte die siebente allgemeine Synode zu Nicäa den Bilderdienst und gestattete, daß die Bilder verehrt würden, jedoch sollten sie nicht angebetet werden. Bald aber erhob sich ein neuer Bildersturm unter Leo V. Armenus (813—20), desgleichen unter Theophilus (829—42), bis die Kaiserin Theodora (842) die Bilderverehrung wieder anerkannte.

Man sieht hieraus, wie schwer es hält, den krassesten Aberglauben durch Vernunftgründe zu unterdrücken. Mit eiserner Konsequenz und Zähigkeit hält das Volk am Widersinnigsten und Unwahrscheinlichsten fest; je phantastischer und je übernatürlicher, desto besser. Nun, die katholische Kirche läßt es sich nicht nur gefallen, sondern bestärkt das Volk noch in diesem Glauben. Teufels- und Bilderdienst, Spuk- und Hexenglauben umnebeln das bischen Verstand, was vielleicht in dem gros der Menschheit noch sitzen könnte, sodaß nur noch der blinde Gehorsam gegen die alles vermögende Kirche, welche mit Gott einen Kompromiß abgeschlossen hatte, und jämmerliche Furcht vor den verschiedenen Kirchenstrafen und all den heraufbeschworenen Schreckgespenstern das umnachtete Gemüt beherrschten. —

Die griechisch-katholische Kirche trennte sich offenkundig am 24. Juli 1054 von der römisch-katholischen, nachdem schon häufig Zwistigkeiten zwischen ihnen ausgebrochen waren. Eigentlich sollte man meinen, ein Offenbarungsglaube, wie der christliche, der als von Gott selbst eingegeben stets hingestellt wird, kann garnicht zwei- oder vielspaltig sein; wir werden aber hier vom Gegenteil überzeugt. Von Anbeginn schon

waren die Ansichten geteilt, und Jeder, der sich dazu berufen fühlte, hatte eine andere Offenbarung, die aber immer nur seine eigene Meinung war, zu verkünden, bis, wenn die Gemüter zu scharf aneinander geraten waren, eine Synode oder ein Konzil dann Einigkeit zu erzielen bestrebt war. An eine göttliche Eingebung und Inspiration noch immer glauben zu sollen, ist denn doch wohl eine starke Zumutung; aber dieser schöne und bequeme Glaubenssatz wird sicherlich immer von der Kirche festgehalten werden. — Die vorerwähnte Trennung der abendländischen von der morgenländischen Kirche wurde wohl hauptsächlich durch die hierarchische Eifersucht der Bischöfe von Rom und Konstantinopel herbeigeführt, andererseits lagen auch wohl staatliche und volkstümliche Gründe vor. Der griechischen (orthodox-katholischen, apostolischen) Kirche gehören hauptsächlich Griechen und Slaven in Griechenland, Rußland, im türkischen Reich, teilweise in Oesterreich, auf den jonischen Inseln ꝛc. an. Der Kern der morgenländischen Kirche wird gegenwärtig durch drei staatlich getrennte Körperschaften gebildet: die griechische Kirche im Osmanischen Reiche, in Griechenland und in Rußland. Während in der römischen Kirche die Verfassung, tritt in der Kirche des Morgenlandes hauptsächlich der Kultus in den Vordergrund. Von seiten der Griechen wurden die Römer getadelt, daß sie lehrten: der heilige Geist gehe auch vom Sohne aus; daß sie die Priesterehe verböten; wegen des Fastens am Sonnabend, wegen des Gebrauchs des ungesäuerten Brotes beim Abendmahle u. s. w.

Die Hauptbekenntnisschrift der griechischen Kirche ist das „Orthodoxe Glaubensbekenntnis“. Sie erkennt neben der Bibel die Tradition als Glaubensquelle an und versteht unter derselben den Inbegriff mündlicher apostolischer Lehren, welche von den griechischen Kirchenvätern und den sieben ersten Konzilen bestätigt worden sind. Besonders hervorgehoben wird die Lehre, daß der heilige Geist allein von Gott ausgehe. Gleich der katholischen Kirche hat sie sieben Sakramente. Bei der Taufe wird der ganze Körper des Täuflings dreimal untergetaucht und damit zugleich die Firmung (Christma) verbunden. Der Hostie beim Abendmahl wird keine Anbetung

gewidmet; das Brot wird gesäuert und der Wein mit Wasser vermischt genossen, also unter beiderlei Gestalten, und zwar zugleich in einem Löffel. Die Geistlichen, mit Ausnahme der höheren Geistlichen (d. s. Bischöfe u. s. w., welche aus der Klostergeistlichkeit gewählt werden), sind verheiratet; doch dürfen sie keine Witwen wählen, auch keine zweite Ehe eingehen. Mit dem heiligen Oele werden nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke gesalbt. Eine große Kraft legt man dem Bekreuzen bei; die Bilder werden sehr eifrig verehrt; wöchentlich wird zweimal gefastet, Mittwoch und Freitag; außerdem gibt es vier große Fasten: vierzig Tage vor Ostern, von Pfingsten bis 29. Juni, vom 1. bis 15. August (das Muttergottesfasten) und vom 15. November bis Weihnachten. Die Predigt steht ganz im Hintergrunde; der Gottesdienst besteht in Gebet, Gesang und kirchlichen Handlungen.

Die griechische Kirche hat vier Patriarchen: zu Konstantinopel, welcher zugleich die oberste geistliche Gerichtsbarkeit im Osmanischen Reiche ausübt, zu Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Im Königreich Griechenland leitet die heilige Synode die kirchlichen Angelegenheiten. Diese besteht aus fünf Bischöfen, welche von sämtlichen Bischöfen gewählt und vom Könige bestätigt werden. Rußland hat vier Metropoliten: zu Petersburg, Kiew, Kasan und Tobolsk. Ein Kollegium von Bischöfen und weltlichen Räten (das heilige dirigirende Synod) leitet alle kirchlichen Angelegenheiten.

So, das wären in aller Kürze die Grundzüge des von dem römischen abgetrennten Religionssystems. Nun will ich noch eine Eigentümlichkeit erwähnen, die beide Systeme gemeinsam haben. Das ist die Kanonisation (Heiligsprechung). Dieser Kanonisation geht die Beatifikation (Seligsprechung) voraus. Fünfzig Jahre, auch weniger in Ausnahmefällen, nach der Seligsprechung werden die Tugenden und Wundertaten der betreffenden Person geprüft, wobei der sogenannte Teufelsadvokat die gegenteilige Meinung vertritt. Hierauf zieht der Papst in feierlicher Prozession in die Peterskirche und verkündigt den Namen des Heiliggesprochenen unter dem Schall der Posaunen, Pauken, Glocken und Kanonen. In

der griechischen Kirche hat der Patriarch von Konstantinopel das Recht der Heiligsprechung. Diese Heilgen erfreuen sich natürlich besonderer Verehrung, sie haben ihre besonderen Feste und sind den Gläubigen Fürsprecher vor Gottes Thron.

Daß sich aus solchem Religionssystem, das an so viel Aeußerlichkeiten hängt und das wahrlich den heidnischen nichts nachgibt, ganz sonderbare Sekten herausbilden, ist begreiflich. Ich erwähne nur beiläufig die Pönitenzen, welche sich manche Fanatiker auferlegen, so die Büßerorden, welche bei harter Arbeit ewiges Schweigen beobachten; die unter Gesang hinziehenden Prozessionen von verzückten Menschen, die, halb nackend, sich auf die schmerzhafteste Weise selbst geißeln; die Säulenheiligen, welche sich als lebendige Bildsäulen hinstellen oder sonst in einer unnatürlichen Stellung verharren. Im nächsten Kapitel, beim Mohamedanismus, werde ich noch darauf zurückkommen, denn auch dort, wie hier gibt es solche Betörte. —

Vom Ende des elften bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts treten die Kreuzzüge in die Erscheinung. Wallfahrten und Pilgerfahrten waren von jeher im Gefolge des Aberglaubens und besonders im Morgenlande eine uralte Sitte. Vom Ganges bis zum Nil, vom Kaukasus bis zum Südmeere gingen im Altertum und im Mittelalter die Pilgerkarawanen zu Tempeln mit wundertätigen Bildern und Einrichtungen. Schon bei den Babyloniern und Phöniziern, ebenso in Meroe und Theben, standen Religion und Handel in inniger Verbindung. Späterhin, als die Tempel des Baal, der Mylitte, der Astarte und des Ammon stürzten, traten die heiligen Häuser zu Jerusalem und Mekka an deren Stelle. Die unbefleckte Jungfrau und das Grab des Erlösers wurden zu Jerusalem, die Heiligtümer des Islams zu Mekka verehrt.

Im achten und neunten Jahrhundert, zur Zeit Karls des Großen und Harun al Radschids, erhielten die Pilger nach dem heiligen Grabe durch zwischen Beiden abgeschlossene Verträge bedeutende Vergünstigungen; dann aber wurde ihr Los immer unerträglicher; besonders gewalttätig verfuhr der ägyptische Kalif Hakem (seit 1010) mit ihnen. Seit dieser

Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten von ihren Wanderungen zurück, obgleich diese sich vermehrten, weil die Geistlichkeit seit dem elften Jahrhundert die Pilgerzüge nach Palästina zur Abbüßung begangener Sünden auferlegte, und am Ende des ersten christlichen Jahrtausends die sichtbare Wiederkunft des Erlösers allgemein erwartet worden war.

So bereitete denn der fanatische Peter von Amiens, welcher früher den Waffenrock mit der Kutte vertauscht und bei einer (1093) unternommenen Wallfahrt nach Jerusalem die Leiden der dortigen Christen kennen gelernt hatte, den ersten Kreuzzug vor, indem er in Kirchen, auf Heerstraßen und Kreuzwegen mit heiligem Eifer den Kreuzzug gegen die Ungläubigen im gelobten Lande predigte. Binnen einem Jahre hatte er Italien und Frankreich durchzogen, und Tausende erblickten in ihm den heiligen Mann, der noch überdies durch einen vom Himmel gefallenen Brief in seinem Berufe bestätigt worden sei.

Man kann in Hinsicht auf die Dauer der Kreuzzüge vier Abschnitte unterscheiden. Der erste umschließt die Züge Peters von Amiens, der mit 15000 Mann, die sich durch Zuzug auf 40000 mehrten, auszog, dann Gottfrieds von Bouillon, die Eroberung Jerusalems und reicht bis zum Verluste von Edessa (von 1096—1142); der zweite enthält die Züge Ludwigs VII. von Frankreich und Konrads III. von Deutschland und endigt mit der Einnahme Jerusalems von Saladin (von 1142—1187); der dritte begreift in sich die Kreuzzüge Philipp Augusts von Frankreich, Richards I. von England, Friedrichs I. von Deutschland, die Stiftung des lateinischen Kaisertums zu Konstantinopel und Friedrichs II. Besitznahme von Jerusalem (1187—1246); der vierte endlich beginnt mit dem Zuge Ludwigs des Heiligen und endigt mit dem Verluste von Ptolomais (von 1246—1291).

Das Resultat dieser von den Päpsten mit regem Eifer befürworteten Pilgerzüge war — das Hinschlachten vieler Hunderttausende und das Anwachsen des geistlichen Besitztums durch Einverleibungen und Schenkungen des Besitzes der im

Kreuzzuge gefallenen Opfer. Ist es nicht haarsträubend, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1213 unter Anführung von Priestern 30000 französische und 20000 deutsche Knaben nach Palästina geführt wurden, die natürlich alle unterwegs umkamen? In Marseille wurden 30000 (darunter auch Männer, Frauen und Mädchen) auf Schiffe verladen, zwei davon sollen gescheitert, die Menschenladung der andern aber soll nach Aegypten geführt und dort an den Chalifen verkauft worden sein.

Ja, das brachte alles der christliche Fanatismus und Glaubenseifer zustande. Hieraus und infolge der Leiden der Kreuzfahrer entstanden die geistlichen Ritterorden, die sich zum Schutze der Pilger, Wallfahrer und heiligen Orte und zur Verpflegung der Kranken und Verwundeten unter dem Einflusse des Papstes und der Geistlichkeit gebildet hatten. Die wichtigsten geistlichen Ritterorden waren der Johanniterorden, der Orden der deutschen Ritter, welcher später die Christianisierung und Unterwerfung der heidnischen Preußen unternahm, und der Orden der Tempelherren, welcher von französischen Rittern (1118) zu Jerusalem gestiftet wurde. — Wenn sich zu den Kreuzfahrern, wie es die kriegerische Zeit und die rohe Natur der Menschen so mit sich brachten, viel vagierendes und abenteuerliches Gesindel gesellte, das nichts zu verlieren hatte und ein wüstes Leben zu führen gewohnt war, so setzten sich die Ritterorden aus wesentlich anderen Elementen zusammen, und war ihr Zweck ein idealerer und edlerer; obgleich auch hier viel menschliche Schwäche zutage trat, und die Eifersüchteleien der Orden gegen einander, sowie der Ordensbrüder unter sich manches unschöne Sittenbild der damaligen Zeit entrollten.

Inzwischen versumpfte die Geistlichkeit immer mehr; die niedrigsten Gelüste, Habgier und Herrschsucht, saßen auf dem Stuhle Petri, und so war es wohl natürlich, daß diese Zeit auch vereinzelt großangelegte, furchtlose Männer gebar, welche ein gewichtiges Wort gegen die eingerissenen Mißbräuche der Kirche in die Welt schleuderten. Laut hatte sich der Engländer Wicleff gegen die Mißbräuche der Hierarchie und des

Mönchtums schon im Jahre 1385 ausgesprochen; 1402 kamen seine Schriften nach Böhmen und 1408 wurden 45 Sätze daraus auf Befehl des Erzbischofs Zbinko von Prag verbrannt. — Da stand aber ein Mann auf, voll klaren Blickes, gründlichen Wissens im Geiste seiner Zeit, ergriffen vom Feuereifer für die Wahrheit und hochgefeiert als akademischer Lehrer und Prediger, Johann Huß. Er schonte weder die Sünde noch die Sünder, auch nicht die priesterlichen. Als dann aber der Papst Johann XIII. (1411) in Böhmen gegen den König von Neapel das Kreuz predigen und dazu durch einen anstößigen Ablaßhandel Geld zusammenbringen ließ, da sprachen Huß und Hieronymus Faulfisch es laut aus: dies sei schriftwidrig und gottlos. Huß forderte alle seine Gegner zu einer Disputation heraus, besiegte sie aber durch die Macht seiner Gründe. Zwar mußte er, nachdem das Kostnitzer Konzilium ihn als Ketzer verurteilt hatte, am 6. Juli 1415 seine Kühnheit auf dem Scheiterhaufen büßen, ebenso sein Freund Hieronymus am 30. Mai 1416; aber die Flammen ihrer Scheiterhaufen leuchteten durch ganz Mitteldeutschland und entfachten einen Brand, der hunderttausende von Menschenleben kostete. Ich erinnere nur an die Hussitenkriege unter Ziska, der die ihm entgegengestellten 80 000 Mann des Reichsheeres (1420) besiegte, 43 Klöster in Böhmen vernichtete und Mönche, Nonnen und Priester in die Scheiterhaufen warf. 1422 vernichtete er gleichfalls ein gleich starkes Heer, und als er bei der Belagerung von Przibislawa starb (12. Oktober 1424), wurde zu seiner Leichenfeier die Stadt erstürmt und niedergebrannt. — Die beiden Procops führten die Kämpfe unentwegt fort, bis es am 30. November 1433 zu einem Vergleiche kam, der aber noch lange nicht die Gemüter beruhigte oder gar den unwürdigen Ablaßhandel aus der Welt schaffte; im Gegenteil blühte dieser unverschämte und elende Schacher erst recht auf.

Die Päpste maßten sich (schon seit Clemens V., 1312) die Verwaltung der unermeßlichen Schätze des Verdienstes Christi und aller Heiligen als Statthalter Christi auf Erden an. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts reisten nun besondere päpstliche Kommissarien

in den christlichen Ländern herum, die mit Jedem über seine Sünden handelten und entweder gegen ansehnlichen Abzug für sich das gelöste Geld nach Rom sandten, oder pachtweise ein Aversionalquantum dafür zahlten. Die Entsündigten erhielten dann einen Ablaßbrief, wozu man sich gedruckter Formulare bediente, in welche der Ablaßkrämer die Namen und die Sünden einschrieb. Diese Quittungsscheine wurden dann in die Beichte mitgenommen und vorgezeigt, wenn die Beichtväter gewisse Bußen auf die ihnen bekannten Sünden auferlegen wollten. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht ein so trauriges Zeugnis von der bodenlosen Stupidität der Menschen ablegte. Die Erwerbung eines solchen Ablaßzettels sicherte aber nicht nur demjenigen, der ihn in seinen Besitz brachte, Vergebung der Sünden zu, sondern man konnte durch den Kauf solchen Zettels auch die Seelen Verstorbener von der Strafe loskaufen, die sie für die diesseits begangenen Sünden im Jenseits abzubüßen hatten, oder mindestens eine Abkürzung der Strafdauer erwirken. — In die christliche Glaubenslehre war nämlich durch den Kirchenvater Augustinus (345—430) die Lehre vom „Fegefeuer" eingeführt und unter Papst Eugen IV. von einer zu Florenz stattgehabten Kirchenversammlung (1439) förmlich zum Glaubensartikel erhoben worden. Das Fegefeuer wurde als Reinigungsort gedacht, an welchem die Seelen solcher Verstorbenen, die zwar nicht die ewige Verdammnis der Hölle verwirkt, aber doch ungesühnte Verschuldungen abzubüßen hatten, der Buße nachträglich sich unterziehen mußten. — Wir haben gesehen, daß dieser Gedanke bereits in der Glaubenslehre des Parsismus vollständig enthalten war; die Art und Weise aber, wie ihn die Papstkirche jener Zeit praktisch ausgenützt hat, war jedoch ihr ausschließliches geistiges Eigentum.

Diesem Unwesen, das besonders von dem Dominikaner Tetzel*) auf die frechste und unverschämteste Weise betrieben

*) Tetzel war das Urbild eines sittlich verderbten Mönches; nachdem er bereits 15 Jahre als Ablaßkrämer tätig gewesen war, wurde er des Ehebruchs überführt und zum Tode durch Ersäufen verurteilt, jedoch zu ewigem Gefängnis begnadigt. Sein Gönner, der Erzbischof von Mainz, befreite ihn davon; in Rom erhielt er Ablaß für seine

wurde, widersetzte sich endlich Luther, indem er seine berühmten 95 Thesen am 31. Oktober 1517 öffentlich anschlug. Er erklärte sich anfangs nur gegen den Ablaßkram, als man ihn dann aber von Rom aus strenger behandelte, erschütterte er bald das ganze furchtbare Gebäude der Hierarchie mit seiner kühnen Katheder-dialektik, welche, sowie sein ganzes energisches Wesen und seine kraftvolle und mutige Opposition, mit der er in das gewaltige Hornissennest donnernd hineinfuhr, ja hinlänglich der Christenheit bekannt sind. Ein neuer Lichtstrahl glänzte damals am Horizonte der jüngeren europäischen Menschheit auf. Von nun an konnte kein Bannstrahl, keine Achtserklärung, kein Konzilien- und kein Reichstagsbeschluß das mehr aufhalten, wofür der zur höheren Besonnenheit gelangte Geist der Menschheit reif geworden war. Die große Idee der religiösen und kirchlichen Freiheit, schon längst von den Waldensern, von Wicliff und Huß dunkel gefühlt und zum Teil bereits in kühnen Angriffen auf die päpstlichen Anmaßungen ausgesprochen, trat nun unaufhaltsam ins öffentliche Staatsleben. In wilden Zuckungen sträubte sich vergeblich der Aberglaube und die geistliche Macht gegen den Sonnenglanz der weiter und weiter sich über die christlichen Völker verbreitenden Wahrheit. Unter all diesen vorhergehenden Kämpfen war endlich die Frucht reif geworden. Die Hochschulen und die Kanzeln, die Bibelübersetzung Luthers in der Hand des Volkes und zu vielen hunderttausend Exemplaren durch die jüngst erst erfundene Buchdruckerkunst verbreitet, und Fürsten, welche Sinn für gereinigte Wahrheit und für ihre eigenen Rechte hatten, gaben bald der guten Sache der Kirchenverbesserung den entscheidenden Ausschlag. Kein Widerruf war Luther abzuzwingen, der an der Kraft der einmal errungenen besseren Ueberzeugung festhielt, die er öffentlich zu Worms mit Gefahr seiner persönlichen Sicherheit bekannte.

Sünden und wurde von Albrecht von Brandenburg zum Inquisitor ernannt. Zum Glück für die Menschheit besann man sich aber darauf, daß man ihn für den Ablaßhandel noch besser verwerten konnte; denn er verstand es vortrefflich, seine Ware im Marktschreierton auszubieten und dabei der Würde seiner geistlichen Sendung äußerlichen Ausdruck zu geben. (Mertens.)

Wie schon gesagt, dachte Luther zuerst garnicht daran, das Papsttum zu stürzen, sondern kämpfte zunächst nur gegen den Mißbrauch des Ablaßwesens; als er aber von katholischer Seite durch den Kardinal Cajetan und Andere immer mehr bedrängt wurde, erklärte er schon bei der Leipziger Disputation (Juni 1519) die Autorität der Schrift für die allein maßgebende. Die große Ausartung der Geistlichkeit, die Begierde der Fürsten nach den Kirchenschätzen, wie die Lästigkeit des Klosterzwanges bewirkten eine schnelle Verbreitung der neuen Lehre. Auf dem Reichstage zu Speier, am 19. April 1529, protestierte er feierlich gegen den Reichstagsbeschluß, der ihm und seinen Anhängern die Fortsetzung des Reformationswerkes verwehrte. Erst im Religionsfrieden zu Augsburg am 25. September 1555 wurde die rechtliche Anerkennung der Protestanten im Deutschen Reiche ausgesprochen; also doch erst 38 Jahre nach seinem ersten Auftreten, und diese Jahre waren überreich an blutigen Greueln und lodernden Scheiterhaufen.

Wie Luther, so wurde auch Zwingli durch das schamlose Gebahren eines Ablaßkrämers Samson (1510) zur Reformation veranlaßt. Ein Religionsgespräch am 29. Januar 1523 zu Zürich vermehrte die Zustimmung der Gemüter, worauf Zwingli wie die Messe, das Cölibat und das Klosterwesen, so auch Altäre, Taufsteine, Bilder und Orgeln abschaffte. Am 13. April 1525 wurde das Abendmahl in beiderlei Gestalt eingeführt; 1530 wurde dann die Reformation in Neufchatel, 1534 in Genf eingeführt. Die letztere Stadt wurde durch Calvin der Mittelpunkt der schweizerischen Reformation, die sich bald nach Deutschland, Frankreich, England, Schottland, den Niederlanden, Polen und Ungarn, sowie später nach Nordamerika verbreitete. — Trotz vieler Vereinigungspunkte unterschied sich die schweizerische Reformation vielfach von der deutschen. In der Schweiz bildete sich die Presbyterial- und Synodalverfassung aus, in Deutschland die Konsistorialverfassung; der Kultus der Schweizer war einfacher und nüchterner, und in der Lehre erhob sich die klare Erkenntnis über den Glauben. Letzteres trat besonders in der Abendmahlslehre zutage: Zwingli betrachtete Brot und Wein als Zeichen des

Leibes und Blutes Christi, während Luther eine leibliche Gegenwart behauptete; die Lehre Calvins von einer geistigen Gegenwart konnte den Streit nicht ausgleichen. So waren also schon zu Luthers Zeiten Spaltungen ausgebrochen, die sich nach seinem Tode noch mehrten. Den milderen und freieren Anhängern Melanchthons traten die starren und heftigen Lutherischen feindlich gegenüber, und so zeigte sich die neue Kirche nicht duldsamer als die alte. Die Reformation, die sich anfangs über das ganze christliche Europa zu verbreiten schien, hat sich nachmals wesentlich auf die nördlichen Länder beschränkt; ihren Einfluß aber hat sie überallhin erstreckt und auch in der alten Kirche ein neues, vielfach besseres Leben hervorgerufen.

Daß die bis dahin allein herrschende katholische Kirche alle Hebel in Bewegung setzte, um die neue Lehre nicht aufkommen zu lassen, ist selbstverständlich, und so stiftete denn der spätere Ordensgeneral Loyola am 27. September 1540 den Jesuitenorden, dessen Mitglieder zu blindem, unweigerlichem Gehorsam gegen den Papst verpflichtet wurden. „Der Zweck heiligt die Mittel," war ihr oberster Grundsatz. Ueberallhin, nach allen Ländern wurden sie im Auftrage ihres Ordens zur Aufspürung der Ketzer und zu sonstigen Missionen im Interesse des Katholizismus geschickt; in alle Stände und Kreise wußten sie sich Eingang zu verschaffen und schreckten vor keinem Mittel zurück, um ihr Ziel zu erreichen; dementsprechend wurde ihre Moral den Umständen nach mannigfach modifiziert. Ungemeinen Fortgang hatten ihre auswärtigen Missionen, namentlich unter Franz Xaver im portugiesischen Indien, in China und Japan, in Brasilien und Paraguay. In Europa kam namentlich der Unterricht der höheren Klassen in ihre Hände. Durch ihre Einmischung in weltliche Händel hatten sie sich viele Gegner geschaffen, selbst in katholischen Ländern. Durch ihr gemeines und hinterlistiges Streben, Gewalt und Reichtum auf jede Weise an sich zu bringen, machten sie sich mit Recht verhaßt und sind auch vielfach aus den meisten Staaten ausgewiesen. Sicherlich ist auch die grausige Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht am 24. bis 25. August 1572 auf das Konto der geheimen Anzettelungen und Hetzereien der Jesuiten gegen die Hugenotten zu schreiben.

Die Inquisition, dieses peinliche Gericht der katholischen Kirche, welches zur Auffindung und Bestrafung der Ketzer und Ungläubigen schon zur Zeit des römischen Kaisers Theodosius des Großen (379—395) und des byzantinischen Kaisers Justinianus I. (517—565) bestand, haben die Jesuiten wieder zur neuen Blüte gebracht und ihr unzählige Opfer geliefert. Schon im 11. und 12. Jahrhundert richtete sich der Grimm der Inquisitoren besonders gegen die sittenstrengen, aber antikatholischen Waldenser, Katharer und Albigenser. Das vierte Laterankonzil (1215) schärfte das Ketzergericht als einen Hauptteil der bischöflichen Gerichtsbarkeit ein. Gregor IX. nahm es aus den Händen der Bischöfe und übergab es den Dominikanern, indem er es zu einem päpstlichen und allgemein kirchlichen Institute erhob, um alle persönliche Nachsicht und Milde zu beseitigen. Die weltliche Macht erhielt die Vollstreckung der Bluturteile. Verdacht der Ketzerei hatte Verhaftung zur Folge; zur Erpressung eines Geständnisses wurde die Folter angewendet, nachdem eine längere und schärfere Haft nichts gefruchtet; die Strafen der Verurteilten waren: lebenslängliche Gefangenschaft im Kerker oder auf der Galeere und der Feuertod.

In England ist die Inquisition nie eingeführt worden, in Polen nur auf kurze Zeit. Im nördlichen Deutschland wütete Conrad von Marburg als Ketzermeister. Urban II. bestellte zwei Inquisitoren für Deutschland (1367), Gregor XI. fünf und Bonifacius IX. sechs allein für Norddeutschland. Innocenz VIII. dehnte die Inquisition auch auf Zauberer und Hexen aus. Die Reformation brach endlich die Macht dieses fluchwürdigen Gerichtes in Deutschland. In Frankreich wurde sie durch Philipp den Schönen beschränkt und verlor hier im 14. und 15. Jahrhundert bei den Freiheiten der gallikanischen Kirche allen Boden. In Spanien dagegen hat die Inquisition ihre ganze Schreckensgewalt entfaltet; von 1461—1808 wurden nach Llorents „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne“ 31912 lebendig, 17659 im Bildnisse verbrannt und 291456 mit Bußstrafen belegt. (Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Angaben Llorents

übertrieben sind.) König Joseph Bonaparte hob am 4. Dezember 1808 die Inquisition auf; dies wiederholte sich 1820 und 1834, nachdem 1814 und 1826 ihre Wiedereinführung versucht worden war. In Portugal wurde sie 1557 eingeführt und 1822 durch König Johann VI. wieder aufgehoben. In Italien besteht sie seit 1235 unter dem Haupttribunale zu Rom. — Ja, unter dem Krummstab ist gut wohnen, es kommt nur auf die Umstände an.

Aus dem Vorgehenden ersieht man nun wohl, wie der Protestantismus den düstern, unheimlichen Bann, welcher durch das Bedrückungssystem des Katholicismus hervorgerufen, endlich gebrochen und der Menschheit eine Leuchte aufgesteckt hatte, die über den Erdkreis für Alle leuchtete, die nicht absichtlich ihre Augen geschlossen hielten und in der Finsternis des Aberglaubens verharren wollten. Recht aber war es nicht, daß Luthers starrer Sinn und Buchstabenglaube eine Vereinigung mit der schweizerischen Reformation nicht zustande kommen ließ, und so von vornherein Spaltungen entstanden, die heute noch bestehen. So marschieren also Lutheraner, Reformierte, Calvinisten, Mennoniten, Baptisten u. v. A. in gesonderten Gemeinden neben einander her. Heute regt sich ja Niemand darüber auf; aber damals hat es doch jahrelanger Fehden bedurft, ehe sich die einmal aufgeregten Gemüter beruhigten.

In den Symbolischen Büchern haben wir nun die Unterscheidungslehren der drei Hauptparteien der christlichen Kirche:

1. Das Apostolische Symbolum der römisch-katholischen Kirche, das älteste, angeblich von den Aposteln verfaßte Glaubensbekenntnis.

2. Das Nicäisch-Konstantinopolitanische, welches auf den Synoden zu Nicäa (325) und Konstantinopel (381) festgestellt wurde.

3. Das Athanasianische Symbolum der evangelisch-protestantischen Kirche. — Außerdem gibt es ja auch symbolische Bücher für die reformierte Kirche, für Mennoniten und alle anderen Konfessionen überhaupt.

Die symbolischen Bücher der evangelisch-protestantischen Kirche enthalten:

1. Die Augsburgische Konfession, welche Luther auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Bärtigen, in 17 Artikeln verfaßt hatte; allein da er zu heftig war, hatte Melanchton sie mit Einwilligung aller Fürsten und Theologen umgearbeitet. Diese Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25. Juni 1530 vorgelesen und übergeben. Sie zerfällt in zwei Teile: der erste enthält 21 Artikel, in welchen die im Ganzen von der katholischen Kirche nicht abweichende Lehre der Protestanten dargestellt wird; der zweite Teil besteht aus 7 Artikeln, welche die abgeänderten kirchlichen Mißbräuche darlegen. Später (1540) machte Melanchton noch einige Zusätze, besonders beim Abendmahle, welche letzteren von den Reformierten angenommen wurden.

2. Die Schmalkaldischen Artikel, die von Luther im Dezember 1536 zu Wittenberg aufgesetzt wurden.

3. Die Konkordienformel, durch welche die Lehrentwickelung der protestantischen Kirche abgeschlossen und der Lehrbegriff festgestellt wurde (1576).

4. Der größere und kleinere Katechismus von Luther, welche 1529 erschienen; der große für die Geistlichen, der kleine für das Volk und die Kinder.

Zweifelsohne enthält der letztere die Quintessenz aller Konzile, Synoden und Glaubenssätze, welche man dem Volke und den Kindern zur Verdauung vorsetzt. In den kleinen Katechismus nahm Luther also im ersten Hauptstück die zehn Gebote auf, wie sie Moses schon den Kindern Israels auf dem Berge Sinai verkündigt hatte; im zweiten erkannte er die Trinität der Gottheit und die Göttlichkeit Christi an, wie sie auf dem Konzil zu Nicäa (325), entgegen der Ansicht der Arianer, beschlossen wurde; im dritten nahm er das Gebet Christi auf; im vierten die Taufe, wie sie schon der Vorläufer Christi, Johannes, eingeführt hatte, und im fünften das Sakrament des Altars, von dem er sagt: „Es ist der wahre Leib und Blut unseres Herrn Jesu Christi zu essen und zu trinken von Christo selbst eingesetzt.“

In Luthers Erklärungen spielen Hölle und Teufel noch eine gewichtige Rolle; denn Christus fuhr zur Hölle — er

soll uns erlösen von der Gewalt des Teufels —; die Taufe erwirkt Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel u. s. w. Luther hatte also noch ganz die Vorstellung von einem Teufel, wie ihn die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrenden Juden sich nach den empfangenen heidnischen Eindrücken konstruierten; ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß er sich den Herrn Satan persönlich vorgestellt hat, wovon der Tintenklex an der Wand des Lutherzimmers auf der Wartburg beredtes Zeugnis ablegt. Wenn Luther, wie die Sage und der allerdings häufig aufgefrischte Tintenklex verbürgen, mit dem Tintenfaß nach dem vermeintlichen Teufel an der Wand geworfen hat, so hat er ihn in einer Hallucination sicherlich auch gesehen. Unser große Glaubensheld, der mutvoll sein Jahrhundert und die ganze Klerisei in die Schranken rief und kraftvoll alles mit seinem überzeugungsvollen Worte besiegte, war also doch noch ein etwas abergläubischer Herr, der namentlich das Wort der Bibel für heilig und unantastbar erklärte und auf ihm seine neue Lehre aufbaute.

Die neuen Ausgrabungen in Babylonien – Assyrien haben nun aber zur Evidenz erwiesen, daß so vieles in der Bibel Enthaltene aus dem Babylonischen stammt, denn das hebräische Altertum, von Anfang bis zu Ende, ist gerade mit Babylonien und Assyrien innig verknüpft. Professor Delitzsch hat in seinen öffentlichen und vor unserem Kaiser gehaltenen Vorträgen über „Babel und Bibel“ ganz berechtigte Parallelen zum Alten Testament aus der babylonischen Literatur, Gottesverehrung, Justiz, Technik, Wissenschaft ꝛc. beigebracht; auch die biblische Sintflutgeschichte und ähnliche Urerzählungen sind aus dem Babylonischen entlehnt; ebenso ist es erwiesen, daß der israelitische Kultus vielfach von Babel beeinflußt worden ist. Ferner verweise ich auf meine vorhergehenden Ausführungen Seite 108 u. f., welche ich dem Werke Dr. Zittels „Ueber die Entstehung der Bibel“, entlehnte und die deutlich zeigen, wie insonderheit das neue Testament erst lange nach dem Tode Christi entstanden und von vielen irrenden Menschen, die oft sehr entgegengesetzte Ansichten vertraten, zusammen-

gestapelt ist. Es spricht viel dafür, daß die Göttlichkeit Christi nur aus politischen Erwägungen auf dem Konzil zu Nicäa zum Dogma erhoben wurde. Was aber nicht als unumstößlich wahr verbürgt werden kann, ist auch immer anzuzweifeln, und Niemandem kann es heute verwehrt werden, sich eine eigene Meinung über diskutable Dinge zu bilden. So hat es unser Kaiser aus Veranlassung der Delitzsch'schen Vorträge in einem Schreiben vom 15. Februar 1903 an den Admiral Hollmann getan, und so ist aus dem gleichen Anlaß ein ganzer Rattenschwanz von Repliken und Kontroversen entstanden, auf die ich in einem späteren Schlußartikel noch zurückkommen werde.

Wenn man den unzweifelaft großen Religionsstifter Jesus, der in der kurzen Zeit seiner Lehrtätigkeit mit dem ungebildeten Material seiner Jünger so großen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt übte, göttlich verehrte, so war das in damaliger Zeit, in der man im allgemeinen großen, hervorragenden Menschen göttliche Verehrung zollte, wohl zu begreifen, und läßt sich dagegen auch nichts einwenden. Wie Gott allüberall ist und sich in der mannigfaltigsten Weise in der Natur offenbart, so hat er sich in Jesu in der Weise kundgetan, daß er ihn befähigte, die versumpfte Menschheit wieder auf den rechten Weg zu führen. Wie man bei den Hebräern annahm, daß Gott durch den Mund ihrer Propheten zum Volk redete, so kann man sich auch vorstellen, daß Gott durch Jesus der Menschheit das Heil verkündete. Daß man sich aber noch einen heiligen Geist konstruierte, um eine Dreieinigkeit herzustellen, wie sie im Brahmaismus und in anderen heidnischen Religionen dargestellt wird, ist nicht recht zu begreifen und hat mit der Ethik, welche Haupt- und Endzweck aller Religion ist, nichts zu tun. Der heilige Geist soll doch gewissermaßen eine Ausstrahlung, ein Teil Gottes sein, nach Luthers Erklärung im dritten Artikel des zweiten Hauptstücks ein Geist, „der die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammlet, erleuchtet, heiliget und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben u. s. w." — Warum muß das nun gerade ein be-

sonderer Geist sein? Ist denn dieser ewige, unendliche und allgegenwärtige Christengott wirklich teilbar? Ist seine Allmacht so mangelhaft konstruiert, daß besondere Teile von ihm besondere Funktionen zu verrichten haben, die nur von diesem Teile, hier also dem heiligen Geiste, ausgeführt werden müssen? Nach meinem Dafürhalten ist dieser große, gewaltige Gott, ob er nun Jehova, Brahma, Buddha, Allah, Ursein, Urkraft oder Urwille genannt wird, so unfaßbar mit unsern Sinnen und Gedanken, daß wir armseligen Geschöpfe uns gar keine Vorstellung, gar keinen Begriff von seiner Erhabenheit machen können; und wenn wir vom Geiste Gottes reden, so ist das gewissermaßen nur eine Eigenschaft Gottes, gleich der Allmacht, Liebe, Barmherzigkeit ꝛc.; wie denn viele andere Religionen hundert und mehr Bezeichnungen für ihre oberste Gottheit haben, und doch ist immer nur die eine gemeint. Christus hat uns Gott als liebenden Vater hingestellt; wie er denn sich und die ganze Menschheit als Kinder Gottes betrachtete. Dieser einfache Glaube an Gott als liebenden Vater ist so schön, so kindlich fromm und herzerhebend, daß er auf ein schlichtes Gemüt nie seine erhebende und beseligende Wirkung verfehlen und dem seine Ohnmacht erkennenden Menschen volle Befriedigung gewähren wird. Gott ist die Liebe, und das Grundprinzip des Christentums ist auch die Liebe, die Liebe zu Gott und den Menschen. 1. Joh. 4, 20 u. 21. „So Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht.“

Was die reformatorischen Bestrebungen der Neuzeit anbetrifft, welche mehr Philosopheme als Religionssysteme sind, so werde ich ihrer gedenken, wenn ich erst die Auslassungen der Philosophen einer Betrachtung unterzogen haben werde. Vorerst kommt als letztes der noch herrschenden größeren Religionssysteme der Islam.

17. Der Islam*)

Was für das Abendland das Christentum wurde, das sollte für den Orient der Islam zu werden wenigstens versuchen. Er wurde hier die Grundlage einer neuen Organisation und Richtung der Gesellschaft. Er brachte den Glauben an einen alleinigen Gott, der seinen gnädigen Willen durch heilige Offenbarungen verkündet und dem der Mensch durch Rechttun, Barmherzigkeit und Frömmigkeit wohlzugefallen hofft, zur Herrschaft über die ungezählten Millionen ungeheurer Landstriche und hob die freien und kräftigen Stämme der Wüsten und Hochgebirge an die Spitze der Nationen des Orients. Er nahm einen großen Teil von Asien und Afrika ein und versuchte von zwei Seiten her auch in Europa sich einzudrängen. Er hat Großes gewirkt, zu kühnen und, was noch mehr ist, auch zu guten und edlen Taten und Werken geführt, neue Tugenden und Kräfte, aber auch neue Laster und Irrtümer hervorgerufen und für zahlreiche Nationen glänzende Epochen des Ruhmes und der Heldenkraft eines reinen und glänzenden Glaubenseifers geschaffen. Er hat auch reine und große Wahrheiten zum Teil in würdiger Weise verkündigt. Aber doch ist in seiner Entstehung, seinem Wesen und seinem Verlaufe eine tiefgreifende und nicht zu seinen Gunsten gereichende Verschiedenheit vom Christentum sichtbar. Mohamed hat einige große Grundwahrheiten des Judentums in der Reinigung, die sie hauptsächlich durch das Christentum erfahren, und einige schöne Lehren der christlichen Moral erborgt; er hat einige wohltätige Tugenden des Orients zur religiösen Vorschrift gemacht und im Guten und Schlimmen das Gewand seiner Lehren vom Orient entnommen. Er hat die Verbreitung seiner Lehren und Vorschriften einigen kräftigen, strengen fanatischen Nationen anvertraut, die das Werk durch den Sinn seiner Träger geadelt haben; was ihm selbst gehört, ist voll übertriebener Phantasterei, schlauer Berechnung auf sinnliche Triebe, weder hohen Geistes, noch zarten, tiefen Gemüts, den irdischen Ursprung überall verrateud, und durch sein ganzes

*) Nach Max Henning, Pölitz u. A.

Wesen zieht sich der schillernde Faden der Lust und der irdischen Selbstsucht.

Der ursprüngliche Kult der Araber war das chaldäische Sabiertum, die Anbetung der Gestirne, der jedoch zu Mohameds Zeiten völlig verderbt und verfallen war. Neben Allah, dem höchsten Gotte, der allerdings in den Hintergrund getreten war, hatte jeder Stamm seine Stammesgottheit. Die Engel wurden als Töchter Allahs verehrt, zu denen noch eine niedere Stufe der höheren Wesen kam, die Dschinn, gute und böse Dämonen, ursprünglich wohl Naturmächte. Daneben glaubte man an Hexen und Zauberer, während sich vom Glauben an ein Jenseits nur die dürftigsten Spuren fanden.

Eines der wichtigsten Objekte ihrer Verehrung bildeten heilige Steine, wie auch bei den andern semitischen Völkern; das höchste Ansehen genoß bei einem großen Teil der arabischen Stämme der schwarze Meteorstein der Kaaba, des würfelförmigen Tempels zu Mekka im Hidschas, den der Sage nach die Engel Abraham aus dem Paradiese zutrugen, als dieser die ursprünglich von Adam nach himmlischem Urbild errichtete Kaaba von neuem erbaute, und der anfänglich weiß gewesen, aber durch die Küsse sündiger, wenn auch gläubiger Menschen schwarz geworden war. Alljährlich fanden nach der Kaaba große Pilgerfahrten statt, deren Gebiet für Menschen und Tiere heilig erklärt war. Hier in der Kaaba war auch der Kultus der arabischen Gottheiten zu einem Pantheon zentralisiert, indem die Bildnisse der sämtlichen Gottheiten der arabischen Stämme in der Anzahl der Tage im Jahre neben den Bildnissen Abrahams und Ismaels aufgestellt waren. Von Ismael, dem erstgeborenen Sohne Abrahams, leiten die vornehmsten Stämme der Araber nämlich ihre Abstammung her.

Mohamed wurde im Jahre 570 oder 571 am 20. April als Sohn Abdullahs in Mekka geboren, war früh verwaist (sein Vater starb schon vor seiner Geburt, oder nach anderer Ueberlieferung zwei Jahre danach) und litt schon seit frühester Jugend an Nervenzufällen, die nach weitverbreitetem, auch biblischem Aberglauben auf Besessenheit von bösen Geistern zurückgeführt wurden. In seiner Jugend ward er Ziegenhirt

und Kameltreiber; später trat er im 25. Lebensjahre in die Dienste einer reichen Witwe, Chadidscha, die er heiratete und nun Muße gewann, sich seinen Grübeleien hinzugeben. Durch eingewanderte Juden und Christen hatte er so Manches über deren Religion gehört, und war sein empfängliches Gemüt mächtig von der Idee des Weltschöpfers und des Prophetentums, sowie von der Lehre der Auferstehung und des Weltgerichts entflammt und erschüttert. Die Götter seiner Landsleute verblichen ihm zu wesenlosen Götzen; ihre Verehrung erschien ihm wie ein Greuel, und jemehr sich seine Gotteserkenntnis vertiefte, desto verabscheuungswürdiger erschien ihm das Heidentum seines Volkes, und desto heißer erfaßte ihn die Sehnsucht, den reinen Glauben der Erzväter Abraham und Ismael wieder herzustellen. Seinem Hange zu einsamen Grübeleien nachgebend, zog er sich immer häufiger in die wilde Bergeseinsamkeit bei Mekka zurück. Askese und Nachtwachen erhöhten seine nervöse Reizbarkeit; Träume und Halluzinationen regten ihn krankhaft auf, und so glaubte er denn eines Tages den Engel Gabriels zu sehen, der ihm zurief: „Lies!" Auf seine Antwort, er könne nicht lesen, wiederholte der Engel seine Aufforderung, worauf er zu ihm die erste Offenbarung, Sure 96, 1—5, sprach:

„Lies! Im Namen Deines Herrn, der erschuf,
Erschuf den Menschen aus geronnenem Blut.
Lies, denn Dein Herr ist allgütig,
Der die Feder gelehrt,
Gelehrt dem Menschen, was er nicht gewußt."

Nach drei Jahren hatte er wieder eine Erscheinung und hörte die Worte Sure 74, 1—7:

„O, Du Bedeckter,
Stehe auf und warne!
Und Deinen Herrn — verherrliche ihn;
Und Deine Kleidung — reinige sie;
Und den Greuel — fliehe ihn!
Und sei nicht freigebig, um mehr zu empfahn,
Und harr' auf Deinen Herrn in Geduld!"

Seit dieser Zeit hielt er sich für den erkorenen Gesandten Gottes. Einen Glaubenssatz, der von allen erleuchteten Denkern als der erste Grundstein aller reinen Religion erkannt worden und den er im Juden- und Christentum fand, erhob er als Grundpfeiler auch seiner Lehre: es ist nur ein Gott. Aber er setzte nicht bloß hinzu: und Mohamed ist sein Prophet, sondern er erhob auch diesen letzten Satz zu einem gleichwichtigen Ausgangspunkte seiner ganzen Lehre, gründete Würde und Macht darauf, umgab ihn mit allem Glanze, den eine ausschweifende Phantasie nur darum verbreiten konnte, bildete ihn bis in die kleinsten Einzelheiten aus und strebte mit List und Ränken und Täuschungen aller Art danach, ihn mit allen den Zutaten und Blendwerken, die er darum gehäuft hatte, zur Anerkennung zu bringen und wirksam zu machen. Wie anders da Jesus, bei dem sich das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung, für die er selbst, die einzig in aller Weltgeschichte dastehende Erscheinung, der beste Bürge und dabei weit entfernt war, auf sich und seinen Glanz sein Wirken und Lehren zu berechnen, mehr von sich ablenkte, als auf sich hinwies, immer an den Vater, den Allerhöchsten, mahnte, sich selbst und die Geheimnisse seines Wesens im Dunkeln ließ, nur an Gott und die Menschen, nicht an sich dachte und es den Späteren überließ, die Mysterien seines Seins und seiner Sendung ahnungsvoll zu deuten und nach menschlichen Vorstellungen auszuschmücken!

Mohamed gewann zuerst durch seine noch einfache Lehre seine Familie und einzelne strebende Geister seiner Umgebung. Die weitere Menge forderte sinnliche Zeugnisse, forderte Wunder; welchen Zumutungen sich der Prophet bald auf schlaue, bald auf gezwungene Weise zu entziehen und doch dabei den Glauben an seine Fähigkeit zur Verrichtung von Wundern zu erhalten suchte. Erst von den Späteren werden ihm Wunder nachgesagt, die denn auch ganz den Charakter der Erfindung tragen und aus ihrem Propheten einen Helden der „Tausend und einen Nacht" machen. Mohamed schöpfte aus Juden- und Christentum und dem alten Leben des Orients wichtige Maßregeln. Aber mehr in jüdischer, als in christlicher

Weise gab er sie eben als Vorschriften für Einzelnes, bei denen man durch gehorsame Anerkennung derselben als Glaubensartikel und durch mechanische Erfüllung des bestimmten Pensums sich von allem Weiteren dispensiert halten und im Ganzen der alte Mensch bleiben konnte. Dabei vielfache Widersprüche und Inkonsequenzen. Mohamed schrieb Gerechtigkeit, Duldung und Barmherzigkeit vor und erfüllte doch das Gemüt nicht mit Liebe, zügelte doch die Willkür nicht, dämpfte die Herrschsucht nicht, leitete vielmehr auf die Bahn der Eroberung, Ueberhebung und Unterdrückung; wie denn sein ganzes ferneres Leben Kampf und Krieg gegen seine Widersacher war.

Am 16. Juli 622 floh er von Mekka nach Medina, sammelte hier Anhänger, die bald zum Heere wurden, und trat nun als Herrscher und Eroberer auf. Er selbst focht in neun Schlachten und Belagerungen und hat fünfzig Kriegszüge in zehn Jahren geleitet. Im März des Jahres 632 trat er seine letzte Pilgerfahrt nach dem bekehrten Mekka an. Vor mehr als 40000 Pilgern hielt er vom Berge Arafat eine Ansprache, in der er die stolzen Worte sprach: „Heute habe ich meine Religion für euch vollendet und habe erfüllt das Maß meiner Huld gegen euch; und es ist mein Wille, daß der Islam eure Religion ist u. s. w.“ Nach Medina zurückgekehrt, starb er am 8. Juni 632 unter Phantasien von dem Himmel und den Engeln.

Er war also politischer Gesetzgeber und Prophet zugleich nach Moses und wider Christi Beispiel. Er setzte sich einzelnen sinnlichen Gelüsten entgegen, arbeitete aber nicht im Ganzen auf moralische Reinheit. Allerlei äußerlichen Verdienst, bei dem nur zu oft das Wesen vergessen wird, ohne welches es keinen Wert hat und bei welchem sein Gutes sich von selbst ergibt, führte er wieder ein, erhielt und vermehrte ihn noch. Die phantastische Ausstattung, welche er den übersinnlichen Reichen gibt, ist keineswegs derart, daß sie einen Blick in das Jenseits eröffnete, einen Glauben erweckte, der noch geschlummert hätte, neue Richtungen, neue Gefühle belebte, neue Saiten des Herzens anschlüge und ahnungsvoll nachtönen machte;

sondern es ist nur eben eine grobsinnliche, den irdischen Verhältnissen entlehnte Ausmalung einer nicht durch ihn erst in die Welt gekommenen Idee.

Während die Bibel ein Schrifttum repräsentiert, das sich über ein Jahrtausend erstreckt und von zahlreichen, zum Teil unbekannten Autoren herrührt, enthält der Koran (Lesebuch) durchweg allein das Wort Mohameds von seinem frühesten Auftreten als Prophet an bis zu seinem Tode. Er ist aus 114 Suren oder Abschnitten zusammengesetzt, von denen wiederum jede in eine Reihe von Versen eingeteilt ist. Der Koran war jedoch nicht, wie er uns heute vorliegt (ich benutze den von Max Henning übersetzten), von Mohamed zum Abschluß gebracht. Die einzelnen Offenbarungen wurden anfangs nicht niedergeschrieben; vieles wurde von Mohamed selbst noch verändert oder aufgehoben, und erst ein Jahr nach Mohameds Tode ließ Abu Bekr die zerstreuten Fragmente von den rohen Materialien, auf denen sie geschrieben standen, wie Dattelpalmblätter, weiße Steintafeln, ja selbst Knochen, sowie auch Häute, sammeln und ordnen. — Der Koran ist die magna carta des Islams (d. i. Ergebung [in Gottes Willen]). Er enthält nicht allein Religions-, sondern auch Rechts- und Sittenkodex. Der Islam regelt das ganze religiöse, politische und bürgerliche Leben bis zu den alltäglichsten Vornahmen. — Die Grundlehre des Islams ist die denkbar einfachste: Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Gesandter. Das Paradies erwartet beim Endgericht als Lohn die Moslems, die diesen Glauben an Allah, den einigen Gott, und Mohamed als seinen Gesandten bekennen; die Hölle nimmt die Ungläubigen auf. Der einzig neue Gedanke dem Juden- und dem Christentum gegenüber ist also nur die Lehre, daß Mohamed Gottes Gesandter ist.

Die Pflichten, welche der Islam seinen Anhängern auflegt, sind:

1. Das Bekenntnis, daß es keinen Gott, als den einen wahrhaften Gott gibt und daß Mohamed sein Gesandter ist.

2. Das Gebet, das nach vorausgegangener Waschung zu fünf festgesetzten Tageszeiten mit der Richtung gen Mekka

ſtattfindet und das aus gewiſſen geſprochenen Formeln, Koran-citaten und Körperverneigungen beſteht.

3. Das Faſten im Monat Ramadan von Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang.

4. Die Armenſteuer, welche den vierzigſten Teil des Beſitzes beträgt und alljährlich, ſei es in Bar oder Naturalien, zu leiſten iſt.

5. Die Pilgerfahrt nach der Kaaba im Pilgermonat Zulhiddſcha, die jeder Moslem wenigſtens einmal in ſeinem Leben unternehmen ſoll.

Zu dieſen Hauptgeboten treten noch gewiſſe Speiſeverbote, das Enthalten von Wein, vom Spiel, das Gebot der Gaſtlichkeit gegen den Fremdling, den Wandersmann, milde Behandlung der Untergebenen, der heilige Krieg gegen die Ungläubigen ꝛc.

Im Einzelnen iſt noch Folgendes zu merken: Der einige, ewige, überweltliche Gott, der Weltſchöpfer und Weltregierer, den Mohamed im Gegenſatz zur Trinität oder, wie er ſie auffaßt, zum Tritheismus der Chriſten, zum Dualismus der Parſen und zum Polytheismus ſeiner Landsleute verkündet und deſſen Vollkommenheiten der Koran in 99 Attributen oder Beinamen aufzählt, iſt nach jüdiſch-rabbiniſchem, in letzter Linie parſiſtiſchem Vorbild von einem zahlloſen Hofſtaat von Engeln umgeben, die ihn lobpreiſen und Diener ſeines Willens ſind; ſie ſind aus Licht erſchaffen, ſündlos und ohne leibliche Bedürfniſſe. Unter ihnen ragen die vier Erzengel hervor: Gabriel, der „heilige Geiſt“, welcher den Koran Mohamed in Bruchſtücken je nach Gelegenheit offenbarte; Michael, der Schutzengel der Juden; Israfil (Raphael), der die Poſaunen zum jüngſten Gericht bläſt, und Asrael, der Engel des Todes. Ueber Dſchehannam (Gehenna), der Hölle, gebietet Mâlik als Höllenvogt, Ridwân iſt Pförtner des Paradieſes. Zwei Engel ſtehen jedem Menſchen zur Rechten und Linken, jegliche ſeiner Taten verzeichnend, und Munkar und Nakir fordern die Verſtorbenen in der Gruft zur Rechenſchaft. Der Teufel, Iblis (Diabolus) oder Scheitan (Satân) war urſprünglich einer der Engel, der aus dem Paradieſe verſtoßend ward, weil

er sich nicht vor Adam anbetend niederwerfen wollte. — Unter den Engeln stehen die aus Feuer erschaffenen Dschinn, die zwar mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind, aber doch leibliche Bedürfnisse mit den Menschen teilen und gleich ihnen dem Tode unterworfen sind. Sie sind teils gläubig, teils ungläubig. Die ungläubigen Dschinn suchen wohl in den Himmel einzudringen und Allahs Pläne zu belauschen, doch werden sie dann von den Engeln mit Sternschnuppen beschossen und zu Asche verbrannt. Ueber den Engeln und Dschinn stehen die Menschen als höchste Wesensklasse, ohne Erbsünde durch den Fall Adams, dem auf Grund seiner Reue verziehen ward, aber doch infolge ihrer Natur zur Sünde geneigt.

Die Offenbarung Gottes ist sichtbar in seinen erhabenen Werken. Da sich die Menschen aber stets, vom Satan verführt, in Unwissenheit und Bosheit von ihm abkehrten, entsandte er an sie seine Propheten, als derer erster bereits Adam gilt. Die bedeutendsten sind: Abraham, der „Freund Gottes", Moses, Jesus, der Sohn der Jungfrau Maria, ausgerüstet mit den deutlichen Zeichen und dem Geist, und endlich Mohamed, der letzte und vollkommenste aller Propheten, das Siegel der Propheten, der alle früheren Offenbarungen bestätigt und abschließt. Er ist bereits in den Schriften der Juden und Christen geweissagt, doch wurden diese gefälscht. Er ist ein gewöhnlicher Sterblicher, der Sünde untertan, der nicht gekommen ist mit anderen Zeichen und Wundern, im Gegensatz zu Christus, als mit den Koranversen als ein Warner und Freudenbote. Wann das Endgericht über die Welt kommt, das er verkündet, weiß Niemand als Gott allein; doch werden ihm Wunder und Schrecken vorausgehen, als da sind: die Erscheinung des Mahdis, des „Führers", der in der Welt Gerechtigkeit herstellen wird; das Auftreten des Antichrists Ed-Daddschâl; die Wiederkunft Jesu, der dann sterben und in Medina begraben werden wird; das Losbrechen von Gog und Magog (Namen fabelhafter Fürsten, die, von Norden kommend, Verderben über die israelitischen und islamitischen Völker bringen); die Posaune Israfiels, und der Untergang von Himmel und Erde.

Andere Lehren des Islams, wie die Prädestination und der Fatalismus sind nicht in aller Schärfe im Koran ausgesprochen, finden aber doch allgemeinen Anklang. Der Mohamedaner glaubt an sein Kismet und dieser Glaube macht ihn ergeben in sein Geschick und kampfesmutig in der Schlacht. Neben Stellen im Koran, welche die absolute Willensfreiheit zu involvieren scheinen, finden sich Stellen, wie: „Wir haben das Schicksal eines jeden Menschen um seinen Hals gebunden" und „Allah führt irre, wen er will, und leitet recht, wen er will." Daneben steht die Lehre von der „aufbewahrten Tafel", auf welcher die Handlungen der Menschen von Ewigkeit her aufgeschrieben sind. Die Unbestimmtheit des Korans hierin und in manchen anderen Punkten führte zu blutigen Religionskriegen und Sektenbildungen, während Mohamed doch ein deutliches Buch, an dem kein Zweifel sei, offenbart zu haben glaubte. Die vier orthodoxen Schulen des Islams sind die Hanefiten, Schafiiten, Malekiten und Hambaliten. Die beiden großen Sekten des Islams sind die Sunniten, welche die Sunna, die Tradition von Mohamed und die drei ersten Chalifen als rechtmäßig anerkennen, und die Schiiten, welche beide verwerfen. — Eine der größten Schattenseiten des Islams bietet die von ihm zugelassene Polygamie, die Leichtigkeit der Scheidung, überhaupt die Minderwertigkeit der Frau, sowie das Institut der Sklaverei.

Wie sich in der christlichen Religion gar bald besondere Orden, Sekten und allerhand sonderbare Heilige ausbildeten, die ein besonders gottgefälliges Leben zu führen glaubten, wenn sie sich kasteieten, verstümmelten oder sonst das Leben durch selbstgeschaffene körperliche Leiden recht schwer machten, so geschah es auch hier. In den von Mohamedanern bewohnten Reichen bilden die Derwische die regulären religiösen Orden und sind verschieden von den Ulemas oder den weltlichen Priestern. In der Türkei, in Aegypten, Persien, Hindostan und Zentralasien finden sich indessen viele Derwische und Fakire, welche keinem Orden angehören und einfache Bettler sind oder Fromme, von denen viele ihren Unterhalt

durch Gaukelei gewinnen. Die Derwische erkennen die rechtmäßige Auslegung des Korans, wie die gewöhnlichen Gerichtshöfe sie geben, nicht an, auch keine andere Autorität, als die Allahs, der direkt zu ihren Seelen spricht. Die regelrechten Derwische leben in Klöstern, welche mit Land und sonstigem Zubehör ausgestattet sind. Die Sheikwürde ist zum Teil erblich. Die Novizen müssen eine lange Reihe von Prüfungen bestehen, bis sie mit der wollenen Binde geschmückt werden und mit deren Palank, dem kabbalistischen „Stein des Einverständnisses", mit den Ohrringen in Gestalt der Pferdeschuhe Alis, dem Rosenkranze, der die „neunundneunzig schönen Namen Allahs" enthält, mit der weißen Kappe und dem Ordensnamen. Trotz der vorgeschriebenen Armut ist es für Derwische nicht nötig, privates Eigentum aufzugeben. Viele dürfen sogar heiraten und sich frei bewegen; andere wieder sind verdammt zur Ehelosigkeit und Abschließung. Aber alle trachten durch ihre ganze Lebensweise danach, in den ekstatischen Traumzustand zu kommen, um eins mit Gott zu werden. — Die heulenden Derwische stehen Schulter an Schulter, jeder auf dem rechten Fuße, und schwingen den Körper und den linken Fuß rückwärts und vorwärts oder von Seite zu Seite. In dem „Halet", der Endekstase, halten sie glühende Eisen, nehmen glühende Kohlen in den Mund oder verrichten Kraftleistungen. An jedes Kleidungsstück, an jeden Schritt, den der Derwisch im Kloster tut, knüpfen sich Gebete, wenn auch manchmal nur stille. Durch alle diese Uebungen glauben die Derwische geistige Kräfte zu erlangen, wie die der Prophezeiung, des tierischen Magnetismus u. s. w. Sie vermögen Krankheiten zu heilen, Geister zu beschwören, Zaubereien zu verüben. Andere verkaufen Talismane, beschwören Schlangen u. s. w. — In Aegypten und Hindostan werden die höchsten Grade von Unflat, Betrügereien, Selbstverleugnung und Kasteiung gefunden. Einige vollbringen ihr Leben in vollständiger Nacktheit, ihre Körper mit Holzasche beschmiert, ihr Haar in einem Turban verfilzt; andere rollen koboldschießend hunderte von Meilen; wieder andere, die Jogis, betrachten ihre Nasenspitze in vierundachtzig verschiedenen Stellungen.

Manche Büßer stehen stundenlang auf ihrem Kopfe und beten in dieser Stellung; manche haben das Gelübde ewigen Schweigens getan und durchbohren sich deshalb mit einem Eisen Wangen und Zunge und lassen ein durch die entstandenen Löcher gehendes Eisen schmieden, welches unter dem Kinn durchgeht. Wieder andere gehen und stehen ihr Leben lang auf runden Töpfen oder auf Schuhen mit eisernen Stacheln. Solche Blüten treibt offenbar der Wahnsinn, aber dieser Wahnsinn wird von den Kirchen sanktioniert.

Die gährende Zeit wird aber auch wohl hier Wandel schaffen und die Ausgeburten krankhafter Phantasie werden allmählich schwinden, wenn die geistlichen Berater dieser Verblendeten erst so gewissenhaft geworden sind, ein solches Tun nicht als gottgefällig, sondern als sündhaft und gottlos hinzustellen. Das Bettlervolk unter diesen Heiligen sollte man aber in Korrektionsanstalten zur Arbeit anhalten und durch Zuspruch und Vorstellungen sie auf den richtigen Weg leiten.

Gautama, der Stifter des Buddhismus, hatte sich in der ersten Zeit seiner Vorbereitung auch so der Askese und Enthaltung der Nahrung hingegeben, daß er schon dem Tode nahe war. Von seinen Schülern aber wurde er gerade dieserhalb abgöttisch verehrt. Als er dann aber die Askese als nutzlos und töricht verdammte und sie als einen Irrweg bezeichnete, fielen viele seiner eifrigsten Schüler von ihm ab. Das war damals, aber auch heute gibt es Schwachsinnige genug, die sich von irrsinnigen Fanatikern so betören lassen, daß sie in selbstquälerischer Weise das ihnen von Gott gegebene Leben mißachten und verhunzen.

Die Religion im Allgemeinen.

Zu welchem Resultate kommen wir nun, wenn wir alle diese hier besprochenen Gottesbegriffe und Religionssysteme nebeneinanderstellen und vergleichen?

1. Wie der rote Faden im Tauwerk der englischen Marine zieht sich auch hier, vom gröbsten Fetischismus zum ausgebildetsten Religionssystem der Aberglaube durch alle Systeme.

2. Immer sind die Sittengesetze mit dem übernatürlichen Göttermythus oder Gottesglauben enge und untrennbar verknüpft.

3. Alle Mythologien haben ihren verschiedenen Göttern verschiedene Eigenschaften beigelegt und alle Götter sind einem regierenden Gotte untertan, der die Welt regiert, ob er nun Bel, Zeus, Wodan oder Allah heißt. Alle Eigenschaften, welche Juden, Christen und Mohamedaner ihrem einzigen Gotte beilegen, sind in den alten Mythologien in einzelnen Göttern personifiziert, und ob man Themis als Göttin der Gerechtigkeit oder die Gerechtigkeit Gottes, ob man die Göttin Charitas oder die Barmherzigkeit Gottes anruft, ist im Grunde ganz dasselbe. Alle Menschen, zu welchem Religionssystem sie sich auch bekennen mögen, haben instinktiv das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Höherem, das sie nicht begreifen können. Aus diesem Gefühl und diesem Unvermögen heraus haben sich demnach alle Gottesbegriffe und Religionssysteme gebildet, je nach der geringeren oder höheren Einsicht, Auffassung, Individualität und Intelligenz der Völker.

Furcht war die Mutter der Religion, und der erste Donnerschlag, der zündete oder ein lebendiges Wesen tot hinschleuderte, war der erste Strahl der Gottheit, die der Mensch ob ihrer furchtbaren Gewalt fürchtete und durch Opfer oder Bitten zu versöhnen suchte. Erst das Christentum verwandelte die Furcht in eine Religion des Vertrauens, der Liebe und Hoffnung. Aber auch hier, wie in der Urzeit der Menschheit, machten Priester die Religion für das Volk zurecht, und ohne Opfergabe, die den Priestern zugute kam, war von der Gottheit keine Vergünstigung zu erlangen. — Im Stande der Kindheit sahen die Menschen allenthalben in der Natur Gott, und das sollten wir auch heute noch tun; Erstaunen über die allgewaltige Natur war die erste Ahnung der Gottheit, ihr erstes Symbol wahrscheinlich die Sonne. Jede Religion ist daher eine Art Mystik, ein lebendiges, im Herzen wohnendes, das ganze Gemüt durchdringendes Etwas, sie ist reine Sache des Gemüts und der Phantasie, wie die Poesie, und man zerstört beide, wenn man sie unter Vernunftregeln bringen will. In-

ſonderheit aber waren alle Religionen vor Chriſtus Religionen der Phantaſie, welche die Natur vergötterten, und verraten den orientaliſchen Urſprung; aber die denkenden Alten hatten deshalb da Myſterien, wo offenbar das Moraliſche und eigentlich Religiöſe über das Phyſiſche ſiegte, und aus dieſen Myſterien der Beſſeren ging die reine Lehre Jeſu hervor, von der Kirche mehr verunſtaltet, als das Heidentum die Religion verunſtaltete, von Päpſten, Mönchen, Inquiſition, Jeſuiten ꝛc. garnicht zu ſprechen. Das Chriſtenvolk ſah in bloßen Bildſäulen Götter, daher Juden und Moslems ſo ſehr gegen Bilder eiferten. Die Neugriechen eſſen keine Tauben, aus Furcht, den heiligen Geiſt zu eſſen, wie die Indier kein Fleiſch eſſen, um keine verwandte herumwandernde Seele zu verſpeiſen; wie der Chriſt gläubig mit einem Kreuzchen in der Hand ſtirbt, ſo hofft der Indier mit einem Kuhſchwanz in der Hand ſelig in Brahmas Wohnung einzugehen. Alſo iſt Aberglaube ſeit jeher das Anhängſel der Religion geweſen. Die ganze Kirchengeſchichte, vom 3. bis 16. Jahrhundert wenigſtens, iſt das ungeheuerſte Gewebe der gröbſten Lächerlichkeit geweſen, und der Islam war, obgleich mit Fanatismus verſetzt, noch tolerant gegen das Papſtchriſtentum. Drum ſeid geprieſen, ihr gewalten Kämpfer der Reformation, die ihr den Augiasſtall des Papſttums zu reinigen unternahmt und dem greulichen Unweſen der verlotterten Kirche einen Damm vorſetztet, welcher eine weitere Verpeſtung der umnachteten Gemüter verhinderte und ihnen eine Leuchte aufſteckte, die ihnen das Himmelslicht der wahren Religion offenbarte. Nicht mehr in ſtumpfer Reſignation ſollte die geknechtete Menſchheit fernerhin unter dem Banne hierarchiſcher Willkürherrſchaft der ſcheinheiligen Kuttenträger erzittern, ſondern frei und ohne Furcht ſollte ſie zu ihrem Gotte das Antlitz erheben und ihn als liebenden Vater betrachten, der ihr wohlwill, auch ohne ſich dieſes Wohlwollen durch Mäſtung der faulenzenden Mönche zu erkaufen.

Kant's „Kritik der reinen Vernunft" hatte zum Reſultat die theoretiſche Unbeweisbarkeit der drei Vernunftideen: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit; er hat ſie aber trotzdem als

Postulate der „praktischen Vernunft“ wieder eingeführt, denn der Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist noch der einzige Trost der im Elend schmachtenden Menge, der Stab im Leiden, der Hoffnungsstern im Unglück, der Zügel im Glück und die einzige Waffe gegen des Todes Schrecken. Dieser Glaube ist die Religion aller Völker und darf nicht von einer habsüchtigen Priesterkaste zum materiellen Schaden und zu geistiger Umnebelung der Masse verdreht werden. Der Arme, täglich den Ueberfluß, die Ueppigkeit und Uebermacht anderer vor Augen, findet einen Trost in der Idee, daß es im Jenseits anders und besser sein wird. Religion ist in der heutigen Welt noch die einzige Art öffentlicher Erziehung für die Mehrzahl, deren Leidenschaften sie mäßigt, besänftigt und zügelt; sie gibt ihr allein noch das Bewußtsein innerer, höherer Freiheit, und nährt das Gefühl der einzigen möglichen Gleichheit in dem Gemüt des Armen, Verlassenen und Geringgeachteten. Religion ist der einzige Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers, den die höhere Welt garnicht kennt, und in die Hütten der Bedrängten fällt, sie durch Hoffnung neu belebend und erheiternd. Sie gibt den Banden der Natur eine Weihe, derer der sinnliche Mensch bedarf, und schafft oft allein das, was den Menschen am glücklichsten macht — häusliches Glück.

Die beste Religion für den großen Haufen aber ist die, welche national ist, d. h. mit dem Klima, mit den Sitten und dem Geiste der Nation ꝛc. am besten übereinstimmt. Das Aeußere der Religion, der Kultus, das Zeremonienwesen, ist nur Schein und nicht ihr Wesen. — Sinnlich muß aber trotzdem jede Religion des Volkes sein, sinnlich die zu erwartenden Freuden und Strafen der Ewigkeit. Das Paradies der ersten Menschen war ein einfacher Garten, aber schon im Lande der Verheißung fließt Milch und Honig, die späteren Hebräer kamen an die Tafel Abrahams, Isaaks und Jakobs. Für die Indier war Ruhe Seligkeit und Arbeit Pein; der in der Schlacht gefallene Normanne hoffte mit Odin und den Asen in Götterbier und Meth zu schwelgen. Im Norden ist die Hölle, die im Süden heiß ist, eiskalt, voll Finsternis und Nebel. Der Moslems Paradies ist voll Schatten, kühlender

Quellen und aromatischer Gerüche; der Grönländer und Eskimo erwarten im Paradiese gute Jagd, Fischfang, Tabak und Branntwein im Ueberfluß, der Kamtschadale ist mit Erdhütten zufrieden, aber ohne Eis, Sümpfe und besonders ohne Russen und Kosaken. — Das Christentum allein, Beweis seiner höheren Würde, verspricht bloß geistige Freuden, höchstens eine Symphonie der Engel. Daß der Katholizismus aber der ausschweifenden Phantasie der Orientalen nichts nachgab, wenn es galt, den Neophyten die Seligkeit des Himmels und die Qualen der Hölle zu schildern, habe ich schon durch einen Hinweis auf Dantes und Miltons Dichtungen angedeutet. Lehnte sich aber der gesunde Menschenverstand gegen solche Phantastereien auf, so klagten die Priester laut über Vernachlässigung des Gottesdienstes, welcher das Volk mit dem Himmel versöhnen sollte, die Moralisten aber klagten über den Verfall der Sitten, den sie sehr auf die Rechnung jener Entsündigungsmittel schrieben, durch welche die Priester es Jedermann leicht machten, sich wegen der gröbsten Laster mit der Gottheit auszusöhnen. Der Glaube einer gottesdienstlichen Religion ist daher nur ein Fron- und Lohnglaube und kann nicht als ein seligmachender angesehen werden, weil er nicht moralisch ist. Ein wahrhaft seligmachender Glaube muß ein freier, aus lauter Herzensgesinnungen gegründeter Glaube sein. Der erstere wähnt durch Handlungen des Kultus (Zeremonien), welche an sich keinen moralischen Wert haben, mithin nur durch Furcht oder Hoffnung abgenötigte Handlungen sind, die auch ein böser Mensch ausüben kann, Gott wohlgefällig zu werden, indes der letztere dazu eine moralisch gute Gesinnung als notwendig voraussetzt.

Religion ist, subjektiv betrachtet, die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttliche Gebote; sie kann eine natürliche (d. h. eine auf den Vernunftglauben basierende), gleichwohl auch eine geoffenbarte, gelehrte sein. Für unsern Kirchenglauben gibt es aber keine andere Norm, als die Schrift, und keine anderen Ausleger desselben, als reine Vernunftreligion und Schriftgelehrsamkeit; der erstere ist allein authentisch und maßgebend für alle Welt, der zweite aber nur doktrinär, um

den Kirchenglauben für ein gewisses Volk, zu einer gewissen Zeit in ein bestimmtes, sich beständig erhaltendes System zu verwandeln. Das Kennzeichen der wahren Kirche ist aber ihre Allgemeinheit; hiervon ist wiederum das Merkmal ihre Notwendigkeit und ihre nur auf eine einzige Art mögliche Bestimmbarkeit. Nun hat der historische Glaube, der auf Offenbarung und Schrifttum gegründet ist, nur partielle Giltigkeit für die nämlich, an welche die Geschichte gelangt ist; mithin enthält er zugleich das Bewußtsein der Zufälligkeit. Also kann er zwar Kirchenglaube sein (deren es mehrere geben kann und auch gibt); aber nur der reine Religionsglaube, der sich gänzlich auf Vernunft gründet, kann als notwendig, mithin für den einzigen erkannt werden, der die wahre Kirche auszeichnet. (Kant.)

Und ist die Religion Christi nicht vor allen andern befähigt, eine wahre Kirche zu bilden? Sie predigt wenigstens Liebe und Gemeinschaft, und die ungeheure Kluft zwischen Freien und Sklaven verlor sich allmählich. Wie gut war es doch, daß Christus sich lieber mit dem Winzer und Sämann verglich, als mit einem Junker; der gemeine Mann wäre ganz wie ein Hund angesehen worden. Das Christentum brachte die trefflichen Grundwahrheiten von Gott als Vater, von Vorsehung und Unsterblichkeit in allgemeinen Umlauf und zum Volke, um dessen Aufklärung sich die Philosophen der Alten nur wenig kümmerten, und machte mehr Eindruck, als wenn sie bloß als natürliche Religion oder von der Stoa wäre verkündigt worden, die so wenig für den großen Haufen sein konnte. Die Lehre gründete sich auf ein Buch, das alle lesen konnten und das Tausende lesen lehrte; ohne die Bibel wäre vielleicht im Mittelalter selbst Griechisch und Latein verloren gegangen, und wir wären noch länger als bis zu Luthers Zeit in Hierarchenfesseln geblieben. Viel Böses taten deren Lehrer, aber sie verbreiteten doch, wenn nicht Wissenschaft und Denken, so doch Lesen und Schreiben, Acker-, Garten-, Obst- und Weinbau, entwöhnten den rohen, barbarischen Krieger vom Morden und Rauben, und ihr anfangs strenger Lebenswandel lehrte doch Beherrschung der Sinnlichkeit und daß das Volk nicht bloßes Vieh eines hohen Adels sei.

Religion mit Wärme ohne Schwärmerei, als moralisch-politische Triebfeder, und Aberglaube als Leitseil für den Pöbel machten Rom groß; das Christentum ging noch weiter und vereinte alles, was der Stoizismus und der Rittergeist Edles und Erhabenes hatte; es verband zuerst Religionsmythen mit Religionslehren und drang auf Moral, statt bloßer Gebräuche; sein höchstes Prinzip war Liebe und Gehorsam gegen den Schöpfer. Warum hatte doch der edle Menschenfreund Jesus nicht das Glück eines Mohamed? Die Zeitumstände waren zu verschieden, die Macht der Römer noch in voller Stärke, und wenn auch nicht — Jesus war kein Soldat, wie Mohamed, sondern ein Hebräer, wie sie noch heute im Soldatenpunkte sind. Und dennoch verdanken wir dem Christentume die Zivilisation Europas; der große Haufen kennt nur Religion ohne Moral, das kleine Häuflein Denker mehr Moral ohne Religion; das Christentum vereint beide, das höchste Wesen als Vater, die Menschen als dessen Kinder, und diese Idee macht die Moral dem Verstande des Haufens einleuchtend und die Religion dem kälteren Philosophen rührend; sie wendet sich an die Schwachen, die Philosophie an die Starken. — Für den Menschen gibt es dreierlei Einschränkungen; die natürlichste ist die Vernunft, die gewaltsamste und drückendste der Staat, die sanfteste gewährt die Religion. „Man nimmt nichts aus dieser Welt mit sich als das Gute, das man getan hat.“ — Dieser Satz schon allein macht das Evangelium ehrwürdig. „Unsere Werke folgen uns nach.“

Reines Christentum ist die Religion aller Religionen, der wahre Theismus, sein letzter Zweck Sittlichkeit — ein Hirt eine Herde. Es lehrt uns „Ergebenheit in den Willen Gottes“; ist das etwas Anderes, als Ergebung in das Notwendige, Geduld, Abwarten? — Das Christentum steht seit 1900 Jahren aufrecht mitten unter vergangenen Systemen und Staaten; Jerusalem, Athen, Rom sind verschwunden mit ihrer Herrlichkeit; was es im Osten durch den Mohamedanismus verlor, gewann es überreich im Westen, in der neuen Welt; es ist unvergänglich, denn es ist gegründet auf das Unvergängliche im Menschen, auf Gott, Vorsehung und Un-

sterblichkeit, diese drei Säulen des Weltalls, gegründet auf das Bedürfnis des Glaubens, der Hoffnung und Liebe; der Schwärmer und der Ungläubige, beide teilen sich nur in die beiden Schalen der Muschel, welche die Perle des Christentums enthält. — (Weber.) Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. 1 Kor. 13, 13.

Hält man nun die Völkerschaften nach ihren verschiedenen Religionssystemen neben einander, so ergibt sich leicht, daß die verschiedenen Glaubensarten der Völker ihnen nach und nach auch wohl einen, im bürgerlichen Verhältnis äußerlich auszeichnenden Charakter gegeben haben, der ihnen nachher, gleich als ob er Temperamentseigenschaft im Ganzen wäre, beigelegt wird. Alle mythologischen Systeme, die auf Kampf und Krieg gestellt sind und in denen ihren Anhängern noch eine besondere Auszeichnung für ihren Mut und ihre Tapferkeit im Jenseits verheißen wird, führen zu einer Verrohung des Gemüts und Charakters. Der Judaismus zog sich, seiner ersten Einrichtung nach, da sein Volk sich, durch alle erdenklichen, zum Teil peinlichen Observanzen, von allen andern Völkern absondern und aller Vermischung mit ihnen vorbeugen sollte, den Vorwurf des Menschenhasses zu. Der Mohamedanismus unterscheidet sich durch Stolz, weil er, statt der Wunder, an den Siegen und der Unterjochung vieler Völker die Bestätigung seines Glaubens findet und seine Andachtsgebräuche alle von der mutigen Art sind. Diese merkwürdige Erscheinung des Stolzes auf seinen Glauben kann auch von der Einbildung des Stifters herrühren, als habe er den Begriff der Einheit Gottes und dessen übersinnlicher Natur allein in der Welt wiederum erneuert, der freilich eine Veredelung seines Volkes durch Befreiung vom Bilderdienst und der Anarchie der Vielgötterei sein würde, wenn jener sich dieses Verdienst mit Recht zuschreiben könnte. In der 17. Sure des Korans, Vers 90 heißt es: „Sprich: Wahrlich, wenn sich auch die Menschen und die Dschinn zusammentäten, um einen Koran gleich diesem hervorzubringen, sie brächten keinen gleichen hervor, auch wenn die einen den andern beiständen.“ Das zeigt wohl deutlich,

wie sehr Mohamed von seiner Unfehlbarkeit eingenommen war. — Der hinduistische Glaube gibt seinen Anhängern den Charakter der Kleinmütigkeit und der Selbstverachtung aus Ursachen, die denen des vorhergehenden grade entgegengesetzt sind. — Beim christlichen Glauben liegt es nun gewiß nicht an der inneren Beschaffenheit desselben, sondern an der Art, wie er an die Gemüter gebracht wird, wenn ihm an denen, die es am herzlichsten mit ihm meinen und ihr Religionsprinzip allein in der Frömmigkeit setzen, ein jenem ähnlicher Vorwurf gemacht werden kann; weil sie eben nie Zutrauen zu sich selbst haben, in beständiger Aengstlichkeit leben und sich nach einem übernatürlichen Beistande umsehen, und selbst in dieser Kleinmütigkeit, die nicht Demut, sondern eine jedes Selbstvertrauens bare Schwäche ist, ein die Gunst Gottes erwerbendes Mittel zu besitzen vermeinen, wovon der äußere Ausdruck (im Pietismus) knechtische Gemütsart ankündigt. —

Nachdem sich nun im verflossenen Jahrhundert eine so mächtige Umwandlung und Erweiterung unserer Erkenntnis in der Naturwissenschaft vollzogen hat, wird das Verlangen nach einer freieren Anschauung auf religiösem Gebiete und nach Ausgestaltung der Religionssysteme, die sich mit der Naturwissenschaft in Einklang bringen lassen, immer dringender, und aller Orten gährt und brodelt es, wie in einem Vulkan, der zum Ausbruch drängt. „Los von Rom!“ ist jetzt die Devise, und nicht nur für Laien, sondern auch bedeutende Kirchenlehrer schließen sich diesem Weckruf an; so der Wiener Priester Scheicher mit seiner Forderung einer „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“, dann der Wiener Professor Erhard*) mit seiner Klage über „die verlorenen Legionen der Abtrünnigen“; diesen gesellt sich als Dritter der hervorragende Kirchenrechtslehrer an der Jesuitenuniversität Innsbruck, Professor Wahrmund, hinzu. — Eine katholisch-patriotische Vereinsversammlung hatte im März 1902 zu Brixen das 600jährige Jubiläum der Bulle von Bonifaz VIII. „Unam

*) Ich verweise auf sein Werk: „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwickelung der Neuzeit.“ Novbr. 1901.

Sanctam“ gefeiert, die bekanntlich das weltliche Imperium „zum bloßen Lehen des Papstes, den deutschen Kaiser zu seinem Steigbügelhalter degradierte.“ Dagegen hielt Wahrmund eine geharnischte Rede vor der Insbrucker Studentenschaft, in welcher er ausführte, daß die konservative Richtung im Katholizismus das Prinzip der Versteinerung und des absoluten Stillstandes sei. Sie bedeutet den Verzicht auf jede geistige Selbständigkeit, auf jede freie Forschung, das Bekenntnis einer niemals endenden, lebenslänglichen geistigen Unmündigkeit. Es gibt nur einen Weg zur Rettung geistiger Freiheit, den der völligen, unbedingten Lossagung von jener Richtung .... Die katholische Kirche bedarf der geistigen Wiedergeburt. Solche Wiedergeburt tut aber überall not; denn was sie Wiedergeburt nennt, ist für den Protestantismus ein schon längst überwundener Standpunkt. — Daß aber der Katholizismus so oder so immer nur nach Macht und Herrschaft über die Geister strebt, zeigt der neuliche, freilich mißlungene Versuch des Trierer Erzbischofs Korum, die Schulen zu patronisieren und in seine Gewalt zu bekommen; ganz treffend bezeichnete daher bei der Inthronisation des Kölner Erzbischofs der dortige Weihbischof Dr. Berlage im Februar 1903 in einer Tischrede die katholischen Kleriker als „schwarze Husaren“. Fürwahr, sie kämpften stets, wenn auch zumeist hinterrücks, für die Erweiterung ihrer Machtsphäre und haben bei diesem Kampfe mehr Opfer gefordert, als der Islam mit seinen blutigen Eroberungskriegen.

Im Protestantismus tritt dieselbe Erscheinung, „das Losringen von veralteten Satzungen“, zutage, und will ich nun auf den auf Seite 139 bereits erwähnten Vortrag des Professors Delitzsch mit seinen Konsequenzen näher eingehen.

Delitzsch stellt uns den ältesten bekannten Gesetzgeber der Welt, Hammurabi, vor, der 2250 v. Chr. regierte. Die mosaische Sinaigesetzgebung ist demnach um mindestens 500 Jahre später als die historisch beglaubigte Gesetzgebung Hammurabis erfolgt, in welcher man auf Schritt und Tritt Anklänge an die Gesetzgebung Moses findet. In 282 Gesetzesparagraphen hat er, Hammurabi, seine Rechtsnormen aufgestellt

und in einem Nachworte noch Folgendes gesagt: „Den Menschen, die Bel mir geschenkt, deren Regierung mir Marduk (der Stadtgott Babylons) gegeben hat, entzog ich mich nicht; ich war nicht säumig; eine Wohnstätte des Friedens verschaffte ich ihnen; steile Engen erschloß ich; Licht ließ ich über sie strahlen! Mit der mächtigen Waffe, welche Zamama und Istar mir verliehen, mit dem Scharfblick, den Ea mir bestimmt, mit der Weisheit, die Marduk mir gegeben, habe ich die Feinde oben und unten (in Nord und Süd) ausgerottet, die Erde unterworfen, dem Lande Wohlbefinden geschaffen u. s. w.“ Mit einem kurzen Segensspruch für die, welche seine Gesetze halten, und mit einem langen Fluche für die Abtrünnigen schließt diese Kundgebung.

Im weiteren Verlaufe seiner Vorträge kam Delitzsch dann auf das neue Testament zu sprechen und erklärte, daß er die Gottheit Christi nicht anerkenne, und daher soll als Rückschluß auf das alte Testament dieses keine Offenbarung auf denselben als Messias enthalten. Das war des Pudels Kern, der soviel Staub aufwirbelte.

Hier setzt auch die Opposition des Kaisers ein, und gibt er seinem persönlichen Standpunkte bezüglich der Offenbarungslehre Ausdruck. In dem veröffentlichten Briefe an Hollmann heißt es: „Ich unterscheide zwei Arten der Offenbarung: eine fortlaufende, gewissermaßen historische, und eine rein religiöse, auf die spätere Erscheinung des Messias vorbereitende Offenbarung.

Zur ersten ist zu sagen: Es ist für mich keinem, auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, daß Gott sich immerdar in seinem von ihm geschaffenen Menschengeschlecht andauernd offenbart. Er hat dem Menschen „seinen Odem eingeblasen“, d. h. ein Stück von sich selbst, eine Seele gegeben. Mit Vaterliebe und Interesse verfolgt er die Entwickelung des Menschengeschlechts; um es weiter zu führen und zu fördern, „offenbart er sich bald in diesem oder jenem großen Weisen oder Priester oder König, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser

Wilhelm der Große. — Die hat er ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten. Wie oft hat mein Großvater dieses nicht ausdrücklich betont, er sei ein Instrument nur in des Herrn Hand. Die Werke der großen Geister sind von Gott den Völkern geschenkt, damit sie an ihnen sich fortbilden, weiterfühlen können durch das Verworrene des noch Unerforschten hienieden. Gewiß hat Gott der Stellung und Kulturstufe der Völker entsprechend den Verschiedenen sich verschieden „geoffenbart", und tut das auch noch heute. Denn so wie wir am meisten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir sie betrachten, und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung staunen, ebenso sicherlich können wir bei jedem wahrhaft Großen und Herrlichen, was ein Mensch und ein Volk tut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein.

Die zweite Art der Offenbarung, die mehr religiöse, ist die, welche zur Erscheinung des Herrn führt. Von Abraham an wird sie eingeleitet, langsam, aber vorausschauend, allweise und allwissend, denn die Menschheit war sonst verloren. Und nun beginnt das staunenswerteste Wirken, Gottes Offenbarung. Der Stamm Abrahams und das sich daraus entwickelnde Volk betrachten als Heiligstes mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott. Sie müssen ihn hegen und pflegen. — In der ägyptischen Gefangenschaft zersplittert, werden die zerteilten Stücke von Moses zum zweitenmale zusammengeschweißt, immer noch bestrebt, ihren „Monotheismus" festzuhalten. Es ist das direkte Eingreifen Gottes, das dieses Volk wiedererstehen läßt. Und so geht es weiter durch die Jahrhunderte, bis der Messias, der durch die Propheten und Psalmisten verkündet und angezeigt wird, endlich erscheint. Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöst uns; er feuert uns an; es lockt uns, ihm

zu folgen; wir fühlen ſein Feuer in uns brennen, ſein Mitleid uns ſtärken, ſeine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch ſeine Fürſprache uns retten. Siegesgewiß, allein auf ſein Wort bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod; denn wir haben in ihm Gottes offenbartes Wort; und er lügt niemals.“

Das ſind große und erhabene Worte, wie ſie nur eine ſo groß angelegte Natur, wie die des Kaiſer, wie ſie ein lutheriſcher Fürſt nur ſprechen kann. Sie ſind wie der Stab und die Stütze, an welchen ſich das zarte Pflänzchen des Glaubens emporranken kann; und dieſer Glaube iſt unzweifelhaft ſchön und rührend, weil er dem zweifelnden Menſchen nicht nur einen ſichern Halt gibt, ſondern ihn auch empfinden läßt, daß eine gütige Vaterhand ſchirmend ſeine Wege lenkt. Deſſenungeachtet gibt es aber auch andere Anſichten und Meinungen, die dieſe Offenbarungslehre anders auffaſſen und doch zu demſelben Endziel, der Erkenntnis Gottes und der bewundernden Liebe zu ihm, kommen. — Wie ſich Gott allüberall in der ganzen Natur offenbart, ſo offenbart er ſich auch in allen Menſchen, nicht nur in den Koryphäen der Geiſteswelt. Aber dieſe Koryphäen ſind von der Gottheit beſonders begnadet und als Führer der Menſchheit auserſehen, und doch ſind ſie andererſeits immer wieder aus den Verhältniſſen hervorgegangen und nach den verſchiedenen Entwicklungsſtufen geartet, von Hammurabi bis Wilhelm den Großen. Offenbarung in dieſem Sinne iſt alſo weiter nichts, als eine außergewöhnliche Begabung, Intelligenz und Verſtandesſchärfe, zu welcher ſich aber ſtets die günſtigſten Zeit- und ſonſtigen Umſtände geſellen müſſen, damit dieſe Erleuchteten, einem inneren Triebe folgend, ihre Miſſion erfüllen können. Gar viele außer den bekannten Koryphäen ſind gleich hoch veranlagt, aber ſie reüſſieren nicht und verſinken im Meere der Vergeſſenheit, weil die Umſtände ihnen nicht günſtig ſind. Talleyrand ſagte einſt zu dem Stifter einer neuen Religion, er finde ſie gut, aber eins fehlt noch der neuen Lehre: „L'auteur de christianisme s'est fait crucifier par son doctrine; je vous

conseillerais de faire autant.“*) — Voilà tout! Und so ist denn nach meinem Dafürhalten auch Christus aus den Verhältnissen hervorgegangen (wie ich in meinem Artikel über das Christentum (S. 97) dargelegt habe); er ist Gottes Sohn, wie auch wir Gottes Kinder sind, er wurde von den Propheten und Psalmisten verkündet, weil bei den damaligen zerrütteten Verhältnissen auf allen Gebieten notwendigerweise endlich einmal ein unerschrockener, erleuchteter Geist auftreten mußte, der dem wankelmütigen Volk einen Halt zu geben befähigt war, wozu sich die Propheten nicht stark genug fühlten.

Der Kaiser beschließt dann seinen Brief mit folgendem Bekenntnis:

„a) Ich glaube an Einen, Einigen Gott.

b) Wir Menschen brauchen, um ihn zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.

c) Diese Form ist bisher das alte Testament in seiner jetzigen Ueberlieferung gewesen. Diese Form wird unter der Forschung und den Inschriften und Grabungen sich entschieden wesentlich ändern; das schadet nichts, auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volkes verloren geht, schadet nichts. Der Kern und Inhalt bleibt immer derselbe, Gott und sein Wirken!

Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott.“

Ja, daß wir an einen einigen Gott glauben müssen, da uns doch stündlich überall sein Wirken vor Augen tritt, wer wollte es leugnen? Und wenn der Atheist wirklich sagt: es ist kein Gott! er muß es doch glauben; wenn er sagt: es gibt nur eine Weltordnung! gut, dann ist diese Weltordnung eben Gott, welchen wir bewundernd verehren. Tut er das nicht, so ist er nur noch Tier in menschlicher Gestalt, denn das macht uns eben zu wahren Menschen, daß wir uns der uns und der Natur immanenten Gottheit und der hohen

*) Der Stifter des Christentums hat sich für seine Lehre kreuzigen lassen, ich würde euch raten, dasselbe zu tun.

Bevorzugung bewußt sind, die wir vor den andern Geschöpfen der Erde haben. Daß wir aber eine Form brauchen, um den Kindern und dem Volke Gott zu lehren, liegt in der Beschaffenheit unserer Natur. Alle großen Menschen, wie auch Jesus, haben die Kindheitsstufen, in denen noch nichts von Geist zu spüren war, durchgemacht, und nur durch die Lehren der Verständigen ist ihr Geist erst ausgereift. Die Vergesellschaftung der Menschheit hat sie erst sehr allmählich von Stufe zu Stufe zur Erweiterung ihrer Erkenntnis gebracht, und sicherlich wäre keiner der Großen der Erde das geworden, was er war, wenn ihm nicht Lehre und Anleitung von Jugend auf zuteil geworden wäre. Die Offenbarung an solche Größen geht also eigentlich aus einer besseren Komplikation des Gehirns, einem größeren Fassungs-, Begriffs- und Kombinationsvermögen hervor; die weiteren Umstände tragen ihn dann zur Höhe empor.

Im Laufe der Zeiten vollzieht sich die Weiterentwickelung der Menschheit und schreibt nun Delitzsch im Schlußpassus seines Vortrages Folgendes:

„Laßt uns nicht blind festhalten an veralteten, wissenschaftlich überwundenen Dogmen, etwa gar aus Angst, es möchte hierdurch unser Gottesglaube und wahrhafte Religiosität Schaden leiden! Bedenken wir, daß alles Irdische in lebendigem Fluß ist. Stillstehen gleichbedeutend mit Tod. Schauen wir hin auf die gewaltig pulsierende Kraft, mit welcher die deutsche Reformation große Nationen der Erde auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlichen Fortschritts erfüllt! Aber auch die Reformation ist nur eine Etappe auf dem Wege zu dem uns von Gott und in Gott gesteckten Ziele der Wahrheit. Ihm streben wir nach in Demut, aber mit allen Mitteln der freien Forschung der Wissenschaft, freudig uns bekennend zu der von hoher Warte mit Adlerblick geschauten und hochgemut aller Welt kundgegebenen Losung der Weiterbildung der Religion.“

Das war ein rechtes Wort zur rechten Zeit. — Von den vielen Kontroversen, die dieser Vortrag hervorgerufen, will ich nur noch einige Bemerkungen aus dem Artikel im Märzheft der

„Preußischen Jahrbücher" von dem liberalen Theologen Professor A. Harnack anführen. Er schreibt darin über die religiöse Offenbarung und die Gottheit Christi Folgendes:

„Der evangelische Glaube erkennt — abgesehen von der ehrfurchtsvollen Betrachtung des Weltganzen — heute Offenbarungen nur noch in Personen. . . . Es gibt nur eine Offenbarung, deren Träger freilich nach Art und Größe, Beruf und Aufgabe ganz verschieden waren und noch sind. Leidet Jesus Christus nichts an seiner Eigenart und Einzigkeit, wenn er auf die Linie des Moses, Jesaias und der Psalmisten gestellt wird, so büßt er auch nichts ein, wenn wir ihn auf der Linie des Sokrates, Plato und der anderen schauen, die in dem kaiserlichen Schreiben genannt sind . . . Ob die starre Formel „Gottheit Christi" die richtige ist, das darf und muß gefragt werden. Er selbst hat sie nie gebraucht, sondern andere Bezeichnungen gewählt, und ob sie irgend einer seiner Jünger jemals in den Mund genommen hat, ist mindestens sehr zweifelhaft." —

Lebhaften Widerspruch finden diese Ausführungen des Professors Harnack bei dem orthodoxen „Reichsboten" vom 28. Februar 1903. In diesem heißt es:

„Entweder ist Christi Gottheit Wahrheit und er ist unser Heiland und Erlöser, oder er ist ein Lügner und Betrüger . . . Wer, wie Harnack, die Bedeutung Christi auf seine Lehre von der Liebe und der persönlichen Frömmigkeit reduziert, der weiß nicht, was er tut; (?) denn mit der Gottheit fällt auch seine religiöse und sittliche Autorität; er steht uns dann nicht näher, als Sokrates oder Buddha, und mit dem Christentume wäre es aus." — Doch genug davon. Das sind die Auslassungen des starren Muckertums, welches jeder Neuerung hartnäckig das Ohr verschließt. Mögen sie es immerhin, mag doch Jeder nach seiner Façon selig werden, wie schon der alte Fritz gesagt hat. Es kommt ja auch garnicht darauf an, was man glaubt, wenn wir nur die Lehre Christi, „Liebet euch untereinander", beherzigen; Orthodoxe und Heterodoxe, Juden, Buddhisten, Mohamedaner und Heiden, alle sind sie Gottes Kinder und neigen sich in Demut vor ihrem Gotte,

der für alle der gleiche ist. In dieser Liebe zu Gott und den Menschen gipfelt auch das Glaubensbekenntnis des greisen Philanthropen, Leo Tolstoj, welches ich hier folgen lasse:

„Ich glaube an Gott, der für mich der Geist der Liebe, das Prinzip aller Dinge ist. Ich glaube, daß Gottes Wille nicht klarer, reiner ausgedrückt werden konnte, als in der Lehre des Menschen Christus; aber man kann Christus nicht als Gott ansehen und an ihn nicht Gebete richten, sonst begeht man, nach meiner Meinung, den größten aller Gottesfrevel. Ich glaube, daß das wahre Glück des Menschen darin besteht, Gottes Willen zu erfüllen; ich glaube, daß es Gottes Wille ist, daß jeder Mensch seinen Nächsten liebe und gegen Andere immer so handle, wie er wünscht, daß man gegen ihn handeln soll; diese Lehre schließt, wie das Evangelium sagt, das ganze Gesetz und die Propheten in sich ein. Ich glaube, daß des Lebens Bedeutung für jeden von uns darin besteht, die Liebe im Herzen zu vermehren; ich glaube, daß diese Entwickelung unserer Kraft zu lieben uns in diesem Leben ein Glück verschaffen muß, das jeden Tag größer wird, und in der andern Welt eine Glückseligkeit, die um so vollkommener sein wird, je mehr wir lieben gelernt haben werden. Ich glaube außerdem, daß dieses Wachsen der Liebe mehr als jede andere Macht dazu beiträgt, auf Erden das Reich Gottes zu fördern, d. h. eine Gestaltung des Lebens, wo Zwietracht, Lüge und Gewalt herrschen, nach und nach durch eine neue Ordnung zu ersetzen, welche Eintracht, Wahrheit und Brüderlichkeit zur Herrschaft bringen wird. Ich glaube, daß es nur ein Mittel gibt, um im Leben Fortschritte zu machen: „das Gebet, nicht das öffentliche Gebet in Tempeln, das Christus ausdrücklich verworfen hat (Matth. VI, 5—13), sondern das einsame Gebet, das in uns das Bewußtsein unseres Lebens und das Gefühl, daß wir nur von dem Willen Gottes abhängen, wieder herstellt und befestigt."

Tolstoj hebt hier insonderheit das Gebet hervor und in der Tat ist es unter allen Aeußerungen des religiösen Lebens die allgemeinste, dem Christentum, wie auch allen anderen Religionen eigen. Wie verschieden sich auch sonst das Bild

der Gottheit in der Vorstellung der Völker widerspiegelt, das Gebet ist das religiöse Band, welches die ganze Menschheit umschlingt und das graue Altertum mit den Genossen der erleuchteten Gegenwart verbindet. — Die Furcht vor den dunkeln Mächten des Erdenlebens einerseits und der Glaube, daß unsere Bitten und Wünsche erhört werden können, andrerseits sind wohl die Hauptmotive, welche die Gläubigen zum Gebet treiben. Der Pantheismus dagegen, welcher im ganzen Universum die Gottheit sieht, die nach unabhängigen Gesetzen die Welt regiert, hält alles Bitten und Beten für nutzlos, da dieser allgewaltige Gott doch nicht allen diesen sich oft widersprechenden und unangemessenen Wünschen Gehör geben kann und will, wenn dieselben nicht im Einklang mit dem allgemeinen Weltgeschehen sind; es ist daher ein wunschloses Lobpreisen der Herrlichkeit Gottes das Gebet des Pantheisten, welches ihn mehr erhebt und für die Gottheit begeistert, als ein gedankenloses Herplappern eines in bestimmte Formen gezwängten Bitt- und Dankgebets. Aber betet — betet immerhin, ein Jeder, wie es ihm ums Herz ist und in seiner Weise; denn ein Gebet im stillen Kämmerlein allein oder beim Betrachten der Natur, aus welchen Motiven es auch immer entspringen möge, beruhigt, erhebt das Gemüt und führt uns zu Gott, mit dem wir uns dann verbunden fühlen. Freilich, wenn man nur darauf bedacht ist, die zum Gebet vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten und damit der Pflicht genügt zu haben meint, sich Gott wohlgefällig zu machen, so ist dieses Gebahren der reine Fetischdienst. Kant sagt sogar in seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“: „Wenn die Verehrung Gottes das Erste ist, der man also die Tugend unterordnet, so ist dieser Gegenstand ein Idol, d. i. er wird als ein Wesen gedacht, dem wir nicht durch sittliches Wohlverhalten in der Welt, sondern durch Anbetung und Einschmeichelung zu gefallen hoffen dürften; die Religion ist aber alsdann Idolatrie. Gottseligkeit ist also nicht ein Surrogat der Tugend, um sie zu entbehren, sondern die Vollendung derselben, um mit der Hoffnung des endlichen Gelingens aller unserer guten Zwecke

bekrönt werden zu können . . . Das Beten als ein innerer, förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn, welcher den Glauben an Wunder, Geheimnisse und Gnadenmittel involviert; denn er ist ein bloß erklärtes Wünschen gegen ein Wesen, das keiner Erklärung der inneren Gesinnung des Wünschenden bedarf, wodurch also nichts getan und also keine von den Pflichten, die uns als Gebote Gottes obliegen, ausgeübt, mithin Gott wirklich nicht gedient wird."

Also Tugend üben und Rechttun geht auch dem Gebete vor. Was ich als meine Pflichten gegen Gott anerkenne, was mein Verstand für recht hält und was mein Gewissen, als die sich selbst richtende moralische Urteilskraft, zuläßt, das ist, wenn es mit den Gesetzen der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, nicht kollidiert, Tugend und Gott wohlgefällig; das ist die wahre, echte und rechte Religion, die alle Menschen des ganzen Erdkreises, zu welchem Glauben sie sich immer bekennen mögen, als Brüder betrachtet und die Geistigschwachen, Unkultivierten und von Irrwahn Befallenen als Kinder, deren Weiterentwickelung liebevoll gefördert werden muß, freilich nicht durch Feuer und Schwert und Ketzergerichte.

Ich will hier noch Einiges aus der Debatte über „die Handhabung der evangelischen Religionswissenschaft auf den deutschen Universitäten" in der Schlußsitzung des Herrenhauses am 3. April 1903 niederschreiben, das auf die Krisis in der evangelischen Kirche einige Streiflichter wirft.

Der Wortführer der Orthodoxie, Freiherr v. Durant, erklärte mit großer Schärfe, daß die religionswissenschaftlichen Forschungen unserer liberalen Theologen lediglich zu Irrlehren führen, die dem Unglauben Vorschub leisten. „Von dieser Seite sieht man in einem Manne, wie Harnack, nur einen Ungläubigen, einen „Ketzer", wie man vor vier Jahrhunderten gesagt haben würde. Er lehnt sich besonders dagegen auf, daß man die göttliche Offenbarung leugnet, Jesus Christus aus dem Evangelium hinausweist, ihm den göttlichen Ursprung abspricht und alle Wunder in Abrede stellt."

Professor Schmoller sprach darauf gelassen das Wort

aus: „Wer die Freiheit der evangelischen Religionswissenschaft beschränken wolle, der müsse logischerweise katholisch werden.“ Die Schlußsätze seiner Rede lauteten:

„Um die Deutung der Ueberlieferungen der heiligen Schrift und der Bekenntnisse dreht sich der Streit. Soll das Bekenntnis gelten, wie es die Theologie des 4. und 5. oder die des 16. Jahrhunderts oder gar die moderne Theologie versteht? Die Forderung der Orthodoxie ist eben für die evangelische Kirche unerfüllbar, weil diese Forderung durchaus unevangelisch ist. Sie ist nur durchführbar unter einer Institution, die von der des unfehlbaren Papstes höchstens durch Aeußerlichkeiten sich unterscheidet. Denn das käme schließlich auf eins heraus, ob wir uns einem Unfehlbaren unterwerfen oder einem Kollegium unfehlbarer Päpste. Für beides ist in der evangelischen Kirche kein Platz. Denn zum evangelischen Bekenntnis gehört nicht nur die evangelische Wahrheit, sondern auch die evangelische Freiheit. Die katholische Theologie hat die Aufgabe, immer neue Stützen für das Dogmengebäude der Kirche herbeizuschaffen. Diese Beschränkung nimmt ihr den Charakter einer freien Wissenschaft. Eine freie theologische Wissenschaft ist erst durch die Reformation möglich geworden. Und diese evangelische Theologie hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die alte Wahrheit des Evangeliums in neue Formen zu gießen und sich mit den Begriffen und Anschauungen unserer Zeit auseinanderzusetzen. Erstarrung und Entwickelung, das sind die beiden gegensätzlichen Prinzipien, die für die katholische und die evangelische Kirche charakteristisch sind und sein müssen, wenn beide nicht ihre Natur verleugnen wollen. Das freie Suchen, Fragen, Forschen ist das Lebenselement der Kirche, der Reformation, und es sind ihre schlimmsten Feinde, die solche Betätigung unterbinden möchten, indem sie sie als Unglauben stigmatisieren — wenn sie nicht zu einem von ihnen approbierten Ziele gelangt. Die Orthodoxie hat sich auf das Wort berufen, die Reformation sei nicht aus dem Wissen, sondern aus dem Gewissen geboren. Aber auch die moderne, liberale Theologie darf den Anspruch erheben, daß es ihr Gewissenspflicht ist,

für das von ihr Erkannte und Erforschte einzutreten. Die im Herrenhaus zur Sprache gebrachten Wünsche der starren Orthodoxie werden mit der Sorge um den theologischen Nachwuchs begründet. Man müsse sie vor dem rauhen Luftzug ungläubiger Zweifelsucht bewahren. Auch das ist eine evangelische Forderung, gegen die sich Dryander gewandt hat. Die Kirche der Reformation will keine Priester, die lediglich Ueberliefertes blindlings weiter geben; sie will Prediger des Wortes, Seelsorger, die auf der Höhe der theologischen Wissenschaft stehen und, wie Dryander sagt, ihre Zeit kennen, Seelsorger, die auch den ehrlich Suchenden und ehrlich Zweifelnden anerkennen und verstehen, weil sie sich selbst in wissenschaftlicher Wahrheitsliebe durch Zweifel hindurchgerungen haben. Wer den Weg von der Schule ins Amt, mit dogmatischen Scheuklappen versehen, wandern soll, für den ist die Universität ein überflüssiger Luxus. Denn was für ihn erstrebt wird, ist nicht freie wissenschaftliche Bildung, sondern eine unfreie Dressur. Die wird sicherer in Konvikten- und Priesterseminaren gefunden, in denen man vor wissenschaftlicher Ventilation geschützt wird und sich diejenige „Geschlossenheit" der Anschauungen und des Glaubens aneignen kann, um welche die evangelische Orthodoxie die katholische Kirche beneidet."

Hierzu habe ich nur noch zu bemerken, daß viele Vereine und Sekten sich von der evangelischen Kirche losgesagt haben, weil sie ihnen zu orthodox, andere freilich auch, weil sie ihnen nicht orthodox genug war. Daher lasse man der Theologie die freie Forschung, übe Toleranz gegen jeden Andersdenkenden und liebe auch die „Ketzer" nach Christi Gebot. Dixi!

In seinen „Grundzügen der Völkerkunde" gibt Ratzel die Bevölkerungszahl der Erde auf 1470 Millionen an. Man zählt 570 Millionen Eingottgläubige (Juden, Christen und Mohamedaner); davon bekennen 440 Millionen das Christentum. Unter den übrigen 900 Millionen Erdbewohnern bilden mit 600 Millionen die Buddhisten die größte, dem Christen-

tum am schwersten zugängliche Masse. Warum gewinnt nun das Christentum so wenig Terrain bei den Hindus? — Wohl deshalb, weil die geschlossenen Priesterkasten durch ihren Mysticismus eine zu große Macht über die geknechteten Gemüter besitzen. Unser Religionssystem ist ihnen zu nüchtern; sie sind ausschweifender in ihrer Phantasie, und das führt auch die vielen Spaltungen in ihrem System herbei; die einen sind immer phantastischer als die anderen. — Aber welches Religionssystem kann sich einer Einheitlichkeit rühmen? — Keines von allen. In allen haben sich die mannigfaltigsten Sekten gebildet. Aus dieser Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse kann man aber auch schließen, daß alle Religionen in menschlichen Köpfen kombiniert sind, wie Tolstoj bereits andeutete. Das einfachste, gemeinverständlichste und alle Religionen in sich schließende Bekenntnis findet sich im Evangelium Mathäi, Kap. 22, V. 37—40, und lautet:

„Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. — In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten."

Wer diese Gebote befolgt, wird Andere glücklich machen und selbst glücklich sein. — Sela!

Ich habe in Vorstehendem nun die Religionssysteme in kurzem Abriß vorgeführt und die Ideen großer Männer über Religion hinzugefügt, auch wohl meine eigenen Gedanken hineingewoben; im folgenden zweiten Teile werde ich die auf Religion bezughabenden Anschauungen der Philosophen und sonstiger Gelehrten skizzieren, welche von statuarischen, kirchlichen Dogmen ganz abstrahieren.

Zweiter Teil.

Philoſophiſche Anſchauungen.

Motto:

Was ihr wißt iſt Stückwerk, was ihr glaubt Chimäre,
Was ihr hoffen könnt, iſt auch ein Schemen nur;
Zweifel liegt in Allem; nur die hohe, hehre
Liebe iſt real, die jede Kreatur
In ſich ſchließt und die, verklärend ihre Sphäre,
Glückerfüllt erkennet Gott in der Natur.

Robert Oloff.

Die älteste Tradition.

Vom Himmel herab, von der Gottheit selbst, kam uns die Religion; der Menschen erstes Empfinden und logisches Denken führte sie zur Gottheit hinan, und so ist die Vorstellung von etwas Höherem, Geistigem, Göttlichem die älteste und heiligste Tradition des Menschen; sie erst unterscheidet uns vom Tier; sie ist der erste Gottesfunke, der in unsere Brust gelegt ward, der uns erleuchtete und zu weiterem Denken anspornte. Die Spuren der Religion finden sich auch unter dem rohesten, geistigärmsten Volke der Erde. Nicht was man auf Erden greifbar wahrnehmen konnte, machte einen besonderen Eindruck, sondern nur das, was man in unerreichbarer Ferne unfaßbar sah, von woher Licht, Wärme, Blitz, Donner, Regen und Sturm kam; das war das Rätselhafte, das Unerforschbare, das Nichtgreifbare; dort, am hohen Himmelszelt mußte ein Etwas, ein Wesen, ein Geist sein, der alle diese Wunder hervorbrachte. Diese Vorstellung, mag sie nun monotheistisch oder polytheistisch gewesen sein, war jedenfalls die Grundidee der Urmenschen, auf welcher sich ihre Philosophie, ihre denkende Betrachtung der Dinge und Geschehnisse aufbaute. Aber wie sehr geriet sie auf Abwege. Das Philosophieren der Alten war mehr ein Phantasieren und beschäftigte sich in der Hauptsache nur mit der Kosmogonie und dem Schöpfer des Alls.

Beinahe jedes Volk Asiens, die Aegypter und Griechen mit eingeschlossen, erzählte die Tradition vom Chaos oder vom bebrüteten Ei auf seine Weise. Daß die ersten Samen der Geschöpfe in einem Schlamme gelegen und die ersten mit

Verſtand begabten Weſen eine Art Wundergeſtalten, Spiegel des Himmels geweſen ſind, die nachher, durch den Knall des Donners erweckt, aufwachten und die mancherlei Geſchöpfe aus ihrer Wundergeſtalt hervorbrachten, iſt ebenfalls eine weitherrſchende Sage, die mit andern Ausbildungen über die mediſchen und tibetaniſchen Gebirge bis nach Indien und China hinauf und bis nach Phrygien und Thrazien hinab reicht; denn noch in der Heſiodiſchen und Orphiſchen Mythologie finden ſich von ihr Reſte. Alle dieſe Sagen ſind phantaſtiſche Träumereien; erſt das Syſtem Zoroaſters hat ein philoſophiſches Lehrgebäude, das, wenn es auch mit den Sagen anderer Sekten nicht vermiſcht wäre, dennoch ſchwerlich für eine Urtradition gelten könnte; Spuren indes von dieſer ſind allerdings in ihm kennbar. Der große Berg Albordj in Mitte der Erde erſcheint wieder und ſtreckt ſich mit ſeinen Nebengebirgen rings um ſie. Um ihn geht die Sonne; von ihm rinnen die Ströme; Meere und Länder ſind von ihm aus verteilt. Die Geſtalten der Dinge exiſtieren zuerſt nur in Urbildern, in Keimen, und wie alle Mythologien des höhern Aſiens an Ungeheuern der Urwelt reich ſind, ſo hat auch dieſe den großen Stier Kagamorts, aus deſſen Leichnam alle Geſchöpfe der Erde wurden. Oben auf dem Berge iſt, wie in Tibet auf dem Berge der Lahen, das Paradies, der Sitz der ſeligen Geiſter und verklärten Menſchen, ſowie der Urquell der Ströme, das Waſſer des Lebens. Uebrigens iſt das Licht, das die Finſternis ſcheidet, ſie zertrennt und überwindet, das die Erde fruchtbar macht und alle Geſchöpfe beſeligt, offenbar der erſte phyſiſche Grund des ganzen Lichtſyſtems der Parſen, welche eine Idee ſie auf gottesdienſtliche, moraliſche und politiſche Weiſe tauſendfach anwandten.

Vergleichen wir dieſe Sage mit der moſaiſchen Schrifttradition, ſo fällt in die Augen, daß hier eine viel reinere und einfachere Philoſophie der Erdgeſchichte gegeben wird. Moſes, der gelehrte Aegypter, kannte jedenfalls die alten Traditionen der Völker Aſiens von der Schaffung der Welt, aber in ſeiner Erdgeſchichte iſt alles phantaſtiſche Beiwerk von Ungeheuern, guten und böſen Geiſtern ꝛc. fortgelaſſen; ſo ein-

fach und so natürlich wie möglich stellt er die Schöpfung dar, alles Geschehen nur von dem Willen und der Schaffenskraft eines allmächtigen Gottes abhängend. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht u. s. w.“ Mit diesem Schöpfungsakte beginnt die Thora. Die Schöpfung der Dinge fängt mit dem Lichte an; hierdurch trennt sich die alte Nacht, hierdurch scheiden sich die Elemente. Damit war aber nicht das Licht der Sonne gemeint, denn es heißt 1. Mose 1, 15: „Und Gott machte zwei große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne.“ Das geschah erst am vierten Schöpfungstage. Es ist also mit „Licht“ das wärmespendende Feuer im Erdinnern gemeint. Ueberall ist es in der Natur verbreitet, in beständiger Bewegung und Tätigkeit; alles Leben in der Natur wird nur durch Wärme entwickelt, und so wird in dieser alten philosophischen Kosmogonie nichts anderes als das Licht der erste Wirker und Ausgestalter der Schöpfung. Zu diesem gesellten sich noch Wasser und Luft, welche auf der sich gestaltenden Erde organisch einwirkten, sodaß alle Kreatur aus ihr hervorging.

Wie weit ab hatten sich die Urvölker von der monotheistischen Gottesidee entfernt; aber sie waren ja Kinder, denen die Priester wie die Wärterinnen allerlei Märchen erzählten, damit sie stille wären; den Verstand aber ließen sie schlafen, damit sie der Rute nicht entwüchsen. Nicht der Schöpfer, sondern das Geschaffene wurde als Schöpfer göttlich verehrt. Die Aegypter heiligten Sonne und Mond in ihrem Osiris und ihrer Isis, verehrten Ochsen, Katzen, Hunde, Ichneumon, Ibis, Krokodile, Sperlinge und Käfer. Der Hausvater, dessen Haus brannte, rettete zuerst die heilige Katze, und die Mutter pries sich glücklich, deren Kind ein heiliges Krokodil gefressen hatte. Schlangen und gewisse Fische sind dem Neger heilig. Der wilde Pelzjäger im hohen Norden Asiens und Amerikas hängt ein Zobel- oder Biberfell auf einen Stock und erhebt sein Herz gegen diesen seinen Manitu. Wenn der Mongole

auf die Jagd geht, legt er eine Bärentatze auf's Haupt und betet: „Schlag' mich nicht tot", und der Ostiake schnitzt sich etwas Menschenähnliches aus Holz, das er anbetet, wenn's ihm nach Wunsch geht, aber prügelt, wenn's ihm schlecht geht, wie es bei einem schlechten Herbst St. Urban, dem Gott des Weines, noch im Jahre 1799 in Franken ergangen ist. Welche ungeheure Kluft zwischen allen diesen Gottesverehrern und dem weitzurückschauenden ältesten Naturphilosophen Moses. Alle diese Götzen faßt er in einen Weltschöpfer zusammen, der befahl, daß das Licht werde, die Luft sich läutere, das Meer sinke und die Erde hervortrete; er setzte lauter wirksame Naturkräfte in Bewegung, damit jede derselben organische Wesen nach seiner Art hervorbringe und sich die Schöpfung durch eigene, diesen Elementen eingepflanzte organische Kräfte selbst belebe. Zuerst bildeten sich Pflanzen, dann belebte sich das Wasser und die Luft mit lebendigen Geschöpfen, dann, am 6. Schöpfungstage, erschuf er die Tiere und als Krone seiner Schöpfung den Menschen. Moses läßt sich nicht ein auf die vagen Zeitbestimmungen der Urvölker, die so und soviel Jahrtausende als Schöpfungszeit annahmen; er teilt sie einfach in Zeitabschnitte, die er Tage nennt, wie lang ein solcher Tag ist, weiß Gott allein. — Eben so kurz, einfach und klar war auch seine ganze Gesetzgebung, die in der Hauptsache in den noch heute geltenden zehn Geboten gipfelt. Zu wünschen wäre, daß auch die Philosophen der Neuzeit sich solcher Kürze, Einfachheit und Klarheit befleißigen möchten, denn das macht jede Kundgebung recht anerkennenswert und interessant, daß sie Jedermann sofort verständlich ist. Schon Moltke sagte: „Der Rede Kürze ist ihre Würze."

Was war den prähistorischen und auch noch den viel späteren Menschengeschlechtern Himmel und Erde? Besten Falles ein Aufenthaltsort für ihre Götter und bösen Geister. Die ersteren wohnten und wohnen für Viele noch heute im Himmel, oder auch in den Himmeln, denn die Moslemiten haben deren sieben und die Buddhisten noch viel mehr; in den Tiefen der Erde aber, wo das hölliſche Feuer brennt, logieren die bösen Teufel, die alles Ungemach über die Mensch-

heit bringen. Und was waren den Alten Sonne, Mond und Sterne? Besten Falles von Gott hingestellte Leuchten oder auch Götter selbst, die man verehren mußte, weil sie uns nützten und unerreichbar hoch über uns standen. Fern ab lag ihnen der Gedanke, daß diese am Himmelszelt verstreuten Lichter Sonnensysteme, wie das unsere, sein könnten. Die Erde war ihnen der Mittelpunkt, um den sich alle Gestirne drehten. Die Pythagoräer dachten sich in der Mitte des Weltalls ein Zentralfeuer; den äußeren Umkreis des Weltalls bildete ein ätherischer feuriger Kreis; dazwischen sind der Fixsternhimmel, fünf Planeten, die Sonne, der Mond, die Erde. Durch die Bewegungen und Schwingungen der Himmelskörper entsteht die „Harmonie der Sphären", die wir aber nicht wahrnehmen. Das war die Kosmologie 500 Jahre vor Christi. 150 Jahre v. Chr. hatte Hipparch schon tausend Oerter von Fixsternen durch geographische Länge und Breite bestimmt; das änderte aber die alte Anschauung nicht, und Ptolomäus stellte in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi noch sein nach ihm benanntes Ptolomäisches Weltsystem dar, nach welchem die Erde den festen Mittelpunkt der Bewegung für die sogenannten sieben Planeten (Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) bildete. Dieses System dauerte das ganze Mittelalter hindurch als Grundlage der geographischen Kenntnis, bis Kopernikus endlich dieses System über den Haufen warf.

Also drei Jahrtausende seit dem Erscheinen der Mosaischen Theogonie und zwei Jahrtausende seit den Anfängen der griechischen Philosophie ist es her, bis das Kopernikanische Weltsystem eine neue Aera in der Weltanschauung schuf; aber welche Anfeindungen hatte dieses System noch zu bestehen, ehe es zur vollen Geltung kam. Immer war es die katholische Kirche, die sich jeder freien Forschung feindlich gegenüberstellte und bei ihrem auf die heilige Schrift und die Tradition basierenden, finstern Aberglauben mit hartnäckiger Konsequenz beharrte. Mußte doch Galilei, der als eifriger Verfechter der Kopernikanischen Lehre dieserhalb in einen

Prozeß mit der römischen Inquisition verwickelt war, am 20. Juni 1633 seine Meinung feierlich abschwören. Wie in der vorchristlichen und ersten christlichen Zeit die Priester die Beförderer und Bewahrer der Wissenschaft waren, so waren sie in der späteren nachchristlichen Zeit die der Wissenschaft abholden Bewahrer des finstern Aberglaubens.

Daß auch unser biedere Luther mit seinem starren Bibelglauben nichts von der Kopernikanischen Theorie*) hielt, kann uns nicht befremden, da selbst der berühmte Astronom Tycho de Brahe, welcher noch bis 1601 lebte, die Erde als Mittelpunkt des Weltalls betrachtete, um welche sich der Mond und die Sonne mit ihren damals bekannten fünf Planeten bewegten.

Die altgriechischen Philosophen.**)

Mit Thales von Milet (640—550 v. Chr.) beginnt wohl schon das von der Tradition unabhängige Philosophieren, dessen Tendenz aber vorläufig noch auf eine bloße Erklärung der Natur, wie sie sich dem Auge darbot, hinauslief. Er erhob das Wasser zu seinem Prinzip, zum Urgrund aller Dinge, aus welchem Alles entsteht und in dem Alles wieder vergeht. Er wurde in seiner Richtung auf ethisch-politische Weisheit den sogenannten sieben Weisen zugezählt.

Anaximander definierte sein Urwesen als das „Unbegrenzte, Ewige, Unbestimmte", als das „alles Umfassende und Regierende". Er läßt die Tiere durch den Einfluß der Sonne aus dem Schlamm entstehen (also Licht resp. Wärme, Feuchtigkeit und Erde). Der Mensch entwickelte sich allmählich aus den Fisch- und Tiergestalten, ähnlich der Darwin'schen Theorie.

Anaximenes machte die Luft zum Prinzip des Alls.

Diese drei jonischen Philosophen haben also nur nach einem Urstoff gesucht, aus dem sich Alles herausbildete.

---

*) Das Kopernikanische System wurde erst im Todesjahr seines Begründers (1543) veröffentlicht.

**) Ich folge hier vorzugsweise den Ausführungen der Dr. A. Schwegler'schen „Geschichte der Philosophie" und extrahiere nur die auf Kosmologie, Ethik und Theologie Bezug habenden Grundsätze.

Auf dieſe folgte Pythagoras aus Samos (540 bis 500 v. Chr.). Sein Prinzip iſt die Zahl. Man iſt ſich über dieſes Zahlenprinzip aber nie recht klar geworden. Der Grundgedanke iſt wohl, daß die Geſetze der Natur in Maß und Zahl dargeſtellt werden können, d. h. es kommt bei allen Bildungen lediglich auf das beſtimmte Maß der einzelnen Elemente, auf das Miſchungsverhältnis der Materie und auf das räumliche und zeitliche Verhältnis an.

Xenophanes aus Kolophon iſt Urheber der Eleatik, deren Prinzip das reine Sein und Nichtſein iſt, das Werden nicht; ſie führt die Mannigfaltigkeit alles Seins auf ein einziges letztes Prinzip zurück und iſt ziemlich verworren, da ſie die Erſcheinungswelt nicht aus dem vorausgeſetzten Urgrunde ableiten kann. Die Idee der Einheit Gottes und die Polemik gegen den Anthropomorphismus der Volksreligion iſt der Ausgangspunkt der Xenophanes'ſchen Philoſophie. Er eifert gegen den Wahn, die Götter würden geboren, hätten menſchliche Stimme, Geſtalt u. ſ. w. und ſchmäht Homer und Heſiod, die Raub, Ehebruch, Betrug den Göttern angedichtet. Nach ihm iſt die Gottheit ganz Auge, ganz Verſtand, ganz Ohr, unbewegt, ungeteilt, mühelos durch ihr Denken alles beherrſchend, den Menſchen weder an Geſtalt noch an Verſtand ähnlich. Gott iſt das eleatiſche „Eins und Alles".

Parmenides, das Haupt der eleatiſchen Schule, erklärt Sein und Denken für identiſch. Die Naturprodukte ſind nach ihm mehr oder minder vollkommen, je nach den Miſchungsverhältniſſen des Warmen und Kalten.

Zeno, der dritte der Eleaten, war mehr Dialektiker und wies die Widerſprüche nach, in welche die gewöhnlichen Vorſtellungen von der Erſcheinungswelt ſich verwickelten; mit ihm löſte ſich die Eleatik auf.

Heraklit aus Epheſus, ein Zeitgenoſſe des Parmenides, ums Jahr 500 blühend, hatte zum Prinzip das Werden. Alles Werden iſt als das Ergebnis kämpfender Gegenſätze, als die harmoniſche Verbindung entgegengeſetzter Beſtimmungen zu begreifen. Das Feuer iſt das Symbol des Werdens, es iſt die ſtetige Kraft der ewigen Wandlung und Umſetzung,

der Begriff des Lebens. Je mehr Wärme, desto mehr Bewegung, Lebenskraft, Bewußtsein; je mehr Nässe und Kälte, desto mehr Starrheit und Tod. Die Seele ist ein feuriger Dunst, die trockene Seele ist daher die weiseste und beste. Er verdammt die Trunkenheit, weil sie die Seele naß macht. Die Ethik Heraklits verlangt, daß der Mensch der allgemeinen Vernunft folgen solle. Selbstbeherrschen und Maßhalten ist ihm die höchste Tugend.

Empedokles aus Agrigent (440 v. Chr.) Von dem eleatischen Gedanken ausgehend, daß weder zuvor Nichtgewesenes werden, noch Seiendes untergehen könne, setzte er als unvergängliches Sein vier ewige, selbständige, nicht aus einander abgeleitete, wenngleich teilbare Urstoffe (Erde, Wasser, Luft und Feuer), welche durch zwei bewegende Kräfte, Freundschaft und Streit, gemischt und gestaltet werden.

Leukipp und Demokrit von Abdera (460 v. Chr.) sind die Stifter der Atomistik. Sie erklären die unveränderlichen Atome für das Seiende und Gestaltende, den leeren Raum für das Nichtseiende. Der Grund zu den mannigfaltigen Kombinationen der Atome ist die Notwendigkeit, der Zufall.

Anaxagoras (500—428) bekennt sich zum Dualismus. Der Geist, die Intelligenz (νοῦς) ist Ordner der Materie. Die Ursamen sind unendlich an Menge und Kleinheit und qualitativ verschieden.

Die Sophistik hat die Subjektivität (Ichheit) im Gegensatz zur Objektivität (Außenwelt) zum Prinzip (d. h. schrankenlose Willkür des Ichs.) Sie hat sich über alle Gebiete des Wissens verbreitet und die Dialektik besonders ausgebildet; ihr Recht ist, das Prinzip der Freiheit, der Selbstgewißheit aufgestellt, ihr Unrecht, das zufällige Wollen und Vorstellen des Individuums auf den Thron gesetzt zu haben. Protagoras als Tugendlehrer, Gorgias als Rhetor und Politiker, Prodikus als Grammatiker und Hippias als Polyhistor waren ihre Vertreter.

Protagoras aus Abdera (440 v. Chr.) wurde als Gottesleugner aus Athen, wo er lehrte, verbannt und sein Buch über die Götter auf öffentlichem Markte durch einen Herold

verbrannt. Es begann mit den Worten: „Von den Göttern kann man nicht wissen, ob sie sind oder nicht sind; denn vieles hindert uns, das zu wissen, sowohl die Unklarheit der Sache als die Kürze des Lebens.“ — Der Mensch ist das Maß aller Dinge. — Gut oder schlecht ist nichts an sich, sondern nur durch Satzung oder willkürliche Uebereinkunft. Das natürliche Recht ist das Recht des Stärkeren; wer in einem Staate die Macht hat, der gibt Gesetze nach seinem Nutzen. Die späteren Sophisten gingen in ihren Konsequenzen noch weiter. Sie waren größtenteils Freigeister, welche vaterländische Religion, Gesetze und Sitten zu Grunde richteten; namentlich Kritias, Polus, Kalliklos und Phrasymachus.

Es tritt hier deutlich zu Tage, wie sich die Freiheit des Gedankens immer mehr von dem Althergebrachten loslöst und wie die Götter Griechenlands allmählich verblassen. Aus der bloßen Naturbetrachtung der ersten jonischen Philosophen ringt sich das Denken allmählich zur Betrachtung der auf tönernden Füßen stehenden alten Institutionen durch. Alles Gesetz und Recht hatte man von jeher auf religiösen Grundlagen aufgebaut; die geheimnisvolle Macht der Götter verlieh ihnen Ansehen und Geltung, und die Sophisten mit ihrer rhetorischen Dialektik deckten gar bald viele Schäden auf. Doch ihre Schönrednerei wurde in der Folge ihnen Hauptsache; sie faßten ihre dialektischen Künste in gewisse Formeln für Trug- und Fangschlüsse zusammen.

Mit Sokrates beginnt die zweite Periode der griechischen Philosophie. Sie verläuft in drei philosophischen Systemen, deren Urheber, auch persönlich im Verhältnis von Lehrern und Schülern stehend, drei auf einander folgende Generationen darstellen: Sokrates, Plato, Aristoteles.

Als Mensch, als praktischer Weiser wird Sokrates (geb. 469) von allen Berichterstattern in den leuchtendsten Farben geschildert. „Er war,“ sagt Xenophon von ihm, „so fromm, daß er nichts ohne den Rat der Götter tat, so gerecht, daß er nie Jemand verletzte, so Herr seiner selbst, daß er nie das Angenehme statt des Guten wählte, so verständig, daß er in der Entscheidung über das Bessere und

Schlechtere nie fehl ging; kurz, er war der beste und glücklichste Mensch, den es geben konnte.“ Trotzdem wurde er noch in seinem siebzigsten Jahre vor Gericht gefordert und der Nichtanerkennung der Staatsgötter, der Einführung neuer Gottheiten, sowie der Jugendverführung angeklagt und zum Giftbecher verurteilt, den er im Jahre 399 trank.

Das positive Philosophieren des Sokrates ist ausschließlich ethischer Natur, ausschließlich Untersuchung über die Tugend; Selbsterkenntnis erschien ihm als der Ausgangspunkt alles Philosophierens und Tugend als letzter Endzweck; sie ist ein Wissen, das gelehrt werden kann. Im Uebrigen war er abergläubisch, glaubte an Wahrsagung und Traumerscheinungen und opferte fleißig den Göttern, denen er größte Ehrfurcht erwies.

Ich erwähne kurz die unvollkommen Sokratiker (Cyniker, Hedoniker, Megariker), welche mehr oder weniger die Lust als letzten Lebenszweck, als höchstes Gut hinstellten. Der Cyniker Diogenes von Sinope, ein Schüler des Antisthenes, ist durch seine unzerstörbare Originalität noch der bekannteste unter ihnen. Er, wie überhaupt die Cyniker, suchte die Tugend im naturgemäßen Leben, d. h. in der Zurückziehung auf sich selbst, in der Erlangung völliger Unabhängigkeit und Bedürfnislosigkeit, in der Verzichtung auf Kunst und Wissenschaft, wie überhaupt auf alle bestimmten Lebenszwecke. Der Cynismus bildet den Uebergang zur Stoa, der Hedonismus zur Lehre Epikurs und die megarische Eristik zur Skepsis.

Aristipp aus Cyrene bildete das System des Hedonismus (Genußlehre) aus. Sinnliches Vergnügen ist der höchste Zweck des Lebens. Er verlangt aber einen gebildeten Geist zur Beurteilung des wahren Vergnügens.

Euklides von Megara stiftete die Schule der Megariker, die ihrer Trug- und Fangschlüsse wegen Eristiker (Streitsüchtige) genannt wurden.

Ich komme zu Plato (geb. 429), von welchem 86 Werke auf uns gekommen sind. Auf sein System und seine weitere Bedeutung kann ich mich hier nicht einlassen und skizziere nur kurz seine Ideen über Religion und Ethik. — Die sinnliche

Welt hält er für unvollkommen und schlecht; höchste Aufgabe des Menschen ist ihm daher die Ablösung der Seele vom Körperlichen. Die Ideen sind ihm das Seiende, die Erscheinungswelt das Nichtseiende; die höchste Idee ist für Plato die Idee des Guten, d. h. nicht des moralisch, sondern des metaphysisch Guten; sie ist der Güter höchstes. Wir sollen nicht Gott gleich werden, weil dies nicht möglich ist, sondern ihm ähnlich zu werden streben. Die Tugend ist Nachahmung Gottes, aus welcher die höchste Glückseligkeit entspringt. Sie besteht aus vier Grundsätzen: Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit oder Gerechtigkeit. Er entwickelt ganz buddhistische Ansichten über Seelenwanderung. Die Seele, die sich der Sinnlichkeit ergeben hat, verfällt dem Geschick der Wanderung in neue Körper, nach Umständen auch in niedrigere Existenzformen, wovon sie nur erlöst wird, nachdem sie sich wieder zur Reinheit emporgearbeitet hat. Die reine Seele kehrt nach dem Tode in den Zustand seliger Ruhe zurück. Von der Unterwelt und der einstigen Belohnung und Bestrafung der Guten und Bösen spricht er ganz in den Vorstellungen seines Volkes. Seinen Unsterblichkeitsglauben erklärt Plato aber ausdrücklich nur als praktisches Postulat und Beweis menschlicher Wahrscheinlichkeit. Der Zweck seines Idealstaates, der eine Erziehungsanstalt im Großen sein soll, ist die Realisierung des Guten, die Ethisierung des Individuums und der Gesellschaft; dabei will er aber, daß schlecht geborene oder kranke Kinder ausgestoßen, Kranke nicht genährt und gepflegt werden; wie er überhaupt nur drei Stände anerkennen will: Regierende, Krieger und Handwerker. Dieser unterste Stand ist ihm nur Mittel zur Erhaltung des Staates und wird wenig berücksichtigt.

Aristoteles (geb. 384, gest. 322 auf Euböa, wohin er, des Atheismus beschuldigt, flüchtete), geht von der Wirklichkeit und Erfahrung aus und schreitet nicht, wie Plato, vom Allgemeinen zum Besonderen, sondern vom Besonderen zum Allgemeinen fort. Philosophie ist ihm daher Erkenntnis des Weltalls. In seiner Naturphilosophie ist ihm die Natur der Inbegriff aller wirklichen Dinge, zugleich aber auch das innere

Prinzip der Veränderungen. Das erſte Bewegende, das nicht wieder bewegt wird, iſt Gott; ſein Weſen iſt ewige Tätigkeit und Leben; er iſt das Urweſen, die abſolute Urſache der geſetzmäßigen Bewegung, die vollkommenſte Intelligenz oder Vernunft, welcher Unveränderlichkeit und die vollkommenſte Seligkeit durch ſich ſelbſt zukommt. Im Menſchen unterſcheidet Ariſtoteles eine doppelte Intelligenz (νοῦς), eine endliche, vergängliche, die dem Individuum eigen iſt, mit ihm entſteht und ſtirbt, und eine ewige, die vom Körper trennbar und mit der göttlichen Vernunft identiſch iſt. Der ariſtoteliſche Dualismus bricht auch hier hervor. Offenbar verhält ſich dieſe tätige Intelligenz zur Seele, wie Gott zur Natur. Seele iſt die Entelechie eines organiſchen Körpers, d. h. deſſen Lebensprinzip. Seine praktiſche Philoſophie iſt ethiſche Glückſeligkeitslehre und dieſe iſt eine vollkommene praktiſche Tätigkeit in einem vollkommenen Leben oder tugendhafte Tätigkeit der Seele.

In der Politik zeigt er, wie der in der Ethik aufgeſtellte Zweck des Menſchen, Tugend und Glückſeligkeit, in der bürgerlichen Geſellſchaft erlangt werden kann; ihm iſt der männliche Menſch aber nur Zweck und Mittelpunkt der irdiſchen Natur ſowohl als auch des Staates, das Weib iſt nur etwas Unvollkommenes; er bekämpft zwar die Güter- und Weibergemeinſchaft des platoniſchen Staates, aber deſto energiſcher verteidigt er die Sklaverei. (Dieſe ganz beſondere Inferiorität der Unterdrückten iſt typiſch bei allen alten Völkern). Ferner ſoll die Uebervölkerung dadurch verhütet werden, daß die Erzeugung von Kindern über eine geſetzlich beſtimmte Zahl hinaus geſetzlich verboten und die Leibesfrucht vor dem Eintritt der Empfindung und Bewegung abgetrieben werde. — Das vertrug ſich alles damals mit der Moral.

Ariſtoteles löſte im Allgemeinen die Moral von der Religion; er lehrte, daß Gott ein perſönliches, vernünftiges Weſen ſei. Die Wurzeln der Moral liegen nicht in der Religion, ſondern nur im vernünftigen Weſen des Menſchen; ſie geht im letzten Grunde auf in der Beziehung zum Staat und trägt politiſchen Charakter an ſich. Alle Sittlichkeit und

alle Sünde ist daher politischer Art. Das Ziel der Sittlichkeit ist also auch nicht ewige Seligkeit (er glaubte nicht an Unsterblichkeit), sondern das Wohlbefinden im diesseitigen Leben. —

Nach Aristoteles schlug die Philosophie eine ganz neue Bahn ein. Bis dahin war das theoretische Wissen als selbständiger Zweck des Philosophierens angesehen worden, jetzt gilt es nur noch als Mittel zum vernunftmäßigen Handeln. Der Dualismus des platonisch-aristotelischen Systems, die beiden Gegensätze, Subjekt und Objekt, Geist nnd Materie, auf einen letzten Grund zurückzuführen, hatte ohne befriedigenden Erfolg geendet. Der Stoizismus führte nun den Grundsatz durch, daß nichts Unkörperliches existiere, daß alles Wesentliche, alle Dinge körperlich seien. Die unmittelbarste Konsequenz dieser materialistischen Anschauungsweise ist sein Pantheismus. Die Stoiker setzten daher Gott und Welt, sowie Kraft und Aeußerung, als eins. Bei der Identifikation von Gott und Welt, durch welche den Stoikern die gesamte Weltbildung eine Entwicklungsperiode Gottes wurde, gestaltete sich ihre übrige Lehre von der Welt sehr einfach. Alles in der Welt erscheint ihnen von dem göttlichen Leben beseelt, aus dem Göttlichen, dem Ganzen, zu eigner Existenz hervortretend und in dieses wiederum sich auflösend und so einen Kreislauf beständigen Entstehens und Vergehens bildend, in welchem nur das Ganze das Beharrende, sich ewig neu Erzeugende ist. Aber in allem Einzelnen ist wiederum das Göttliche; nichts ist ohne Zweck; in allem Wirklichen ist Vernunft. —

Ueber die Unsterblichkeit der Seele waren die Ansichten der Stoiker verschieden. Nach einigen lebten nur die Seelen der Gerechten nach dem Tode fort; andere glaubten an die Fortdauer aller Seelen ohne Unterschied.

Marc Aurel (Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, 121—180 n. Chr.) äußerte sich in seinen „Selbstbetrachtungen", Buch 4, Nr. 21, hierüber folgendermaßen: „Wenn die Seelen fortdauern, wie konnte der Luftraum sie von Ewigkeit her alle fassen? — Aber enthält denn nicht die Erde die Körper aller derjenigen, welche seit eben so vielen Jahrhunderten begraben

wurden? Gleich wie diese hier nach einiger Zeit des Aufenthalts in Folge ihrer Verwandlung und Auflösung anderen Toten Platz machen, ebenso dauern auch die in den Luftraum versetzten Seelen dort eine Weile fort, werden dann verwandelt, zerstreut, geläutert, in den Grundstoff des Alls aufgenommen und machen auf diese Art den Nachkommenden Platz."

In der Ethik setzt der Stoizismus das höchste Ziel unseres Strebens darin, daß wir unser Leben dem allgemeinen Weltgesetz anpassen, der Weltharmonie, der Natur gemäß leben. Alles sittliche Tun muß auf Erkenntnis beruhen. Der wahrhaft Tugendhafte ist selig wie Gott. Das Gefühl gilt garnichts, von der Macht der Liebe keine Spur. Die Nächstenliebe wird nur als Handlungsweise, nicht als Herzenssache betrachtet. Die Ehe wurde gering geschätzt. Zeno und Chrisipp forderten sogar Weibergemeinschaft unter den Weisen, auch fleischliche Vermischung unter Blutsverwandten. Hochmut gegen die Masse. Das war ihre ausgeartete Moral. Zeno war der Stifter der stoischen Schule.

Epikur (geb. 342) stiftete ziemlich gleichzeitig mit der Stoa in Athen die epikuräische Schule. Seine Philosophie ist ein Streben nach Glückseligkeit, die er durch Befreiung von der Furcht vor den Göttern, welche keinen Einfluß auf die durch Zufall entstandene Welt hätten, und durch Ablegung der Furcht vor einem Leben nach dem Tode, das nicht vorhanden sei, zu begründen suchte. Glücklich lebe, wer natürliche Begierden befriedige, diese aber mit Klugheit und Gerechtigkeit zu leiten wisse. Nicht die ausgesuchtesten Genüsse führen zu einem glückseligen Leben, sondern weise Mäßigung. Wohltaten erweisen gehört zu einem höheren Genuß, als Wohltaten zu empfangen. Die epikuräische Ethik atmet durchweg einen humanen Geist und schätzt namentlich die Freundschaft sehr hoch. Somit führt der Epikuräismus zur Veredelung der Genüsse und ist nicht, was man heute darunter versteht, ein Schwelgen und Schlemmen. Der epikuräische Weise wird nicht wie ein Cyniker leben; er wird genießen, wo er es ohne Schaden kann; er wird sich auch die Mittel zu verschaffen suchen, um mit Anstand und Behaglichkeit

zu leben. Doch diese feineren Lebensgenüsse kann der Weise auch entbehren, wenn er es auch nicht soll; denn er hat in sich selbst den größten Schatz seiner Glückseligkeit; er genießt die beständigste und wahrste Lust, die Ruhe der Seele, die Unerschütterlichkeit des Gemüts.

Der Skeptizismus bezweifelt Alles. Dieser Zweifel aber an Allem, was einst der alten Welt als wahr und gut gegolten, erzeugte statt der vermeintlichen Seelenruhe vielmehr das Gegenteil; der sehnsüchtige Drang nach etwas Höherem als die erscheinende Welt, nach einem absoluten Gewissen, machte sich geltend. Weder unsere Sinneswahrnehmungen, sagen die Skeptiker, gewähren uns ein sicheres Wissen, da sie uns die Dinge nur kundgeben, wie sie uns erscheinen, aber nicht wie sie sind, noch die Vernunfterkenntnis, da alle unsere Begriffe auf traditioneller Satzung und Gewöhnung beruhen. Man kann daher nichts Positives behaupten; jedem Lehrsatze, jeder Aussage läßt sich das Gegenteil entgegenstellen. Daher auch die widersprechenden Ansichten der Menschen und besonders der Schulphilosophen über eine und dieselbe Sache. Diese Stimmung ist es, in welcher die Religionsbewegung der drei ersten christlichen Jahrhunderte wurzelt, und welche dem Christentum den Eingang so sehr erleichterte.

Die Philosophien dieser Zeit (ca. 2 bis 3 Jahrhunderte vor und nach Christi) haben alle einen transzendenten, mystisch-theosophischen Charakter. Was sie suchen, ist nicht das erscheinende Reale, sondern das jenseitig Göttliche, das Ueberweltliche. Der Weg, auf dem sie es suchen, ist nicht der des Denkens, sondern des unmittelbaren Schauens, der Ekstase, der Verzückung in das Mysterium der göttlichen Welt. An die Stelle der Moral tritt die Askese. Damit verbindet sich manigfacher Aberglaube, der Hang zu Zauberkünsten (Theurgie), der Glaube an Wunder, Dämonen und göttlichen Erscheinungen. Die Vermischung der griechischen Philosophie mit orientalischen Religionsvorstellungen förderte diesen Zug des Zeitgeistes. Eine synkretistische (vermittelnde) Vermischung aller Religionen und Philosopheme kam auf. Man gedachte auf diesem Wege die zerstreuten Spuren der Wahrheit zu sammeln, den religiösen

Glauben von nationalen Einseitigkeiten und eingeschlichenen Verderbnissen zu reinigen und eine Philosophie zu stiften, die zugleich Universalreligion sein könnte.

Dieser religiös-philosophische Synkretismus ging vorzugsweise in Alexandrien vor sich, wo die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie und der Neupythagoräismus sich bildeten. Hauptvertreter der ersteren war der Jude Philo, ein Zeitgenosse Christi, der die platonische Ideenlehre mit den Gottesvorstellungen des jüdischen Schrifttums verquickte. Als Hauptvertreter der letzteren gelten der Wundermann Apollonius von Tyana zur Zeit Neros, sein Zeitgenosse Moderatus von Gades und Nikomachus von Gerasa (150 nach Chr.)

Im Neuplatonismus machte der antike Geist den letzten verzweifelten Versuch einer monistischen, die Entzweiung zwischen Subjektivität und Objektivität aufhebenden Philosophie. Die Platoniker der Alexandrinischen Schule im dritten Jahrhundert nach Christi verschmolzen auf Grund platonischer Denkweise griechische Philosophie mit morgenländischen Philosophemen, um dadurch eine religiöse Weltansicht zu gewinnen, welche die Beibehaltung der heidnischen Mythologie möglich und den Uebertritt zum Christentum unnötig machte. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Plotinus (205—270 n. Chr.), Schüler des Ammonius Sakkus, des eigentlichen Gründers des Neuplatonismus, der ums Jahr 200 n. Chr. zu Alexandrien platonische Philosophie lehrte.

Der Neuplatonismus ist eine Emanationslehre. Das Eine, das Absolute, Grund und Wesen aller Dinge ist durch geistige, dem Denken vorausgehende Anschauung erkennbar. Der Abglanz oder die Emanation des Einen oder des Urlichts ist der göttliche Verstand, von welchem die Weltseele, die Quelle aller bildenden Kräfte der Natur, ausgeht. Die menschlichen Seelen, Ausflüsse des göttlichen Verstandes, streben zu dem Einen wieder zurück. — Zu den beiden auch schon bisher angenommenen kosmischen Prinzipien der Weltseele und Weltvernunft fügten die Neuplatoniker also noch ein drittes höheres Prinzip, eben dieses Urwesen, aus dem Alles ausstrahlt oder ausströmt.

Jede Emanationslehre, also auch die der Neuplatoniker, setzt die Welt als Ausstrahlung Gottes, in der Art, daß je die mittelbarere oder entferntere Emanation einen geringeren Grad von Vollkommenheit besitzt, als ihr Prinzip, und die Gesamtheit des Seienden also ein absteigendes Stufenverhältnis darstellt.

„Das Feuer", sagt Plotin, „entsendet Wärme; die duftenden Gegenstände hauchen Gerüche aus, und jedes Organische erzeugt etwas ihm Aehnliches. So läßt auch das Vollkommenste und an sich Ewige im Ueberflusse seiner Vollkommenheit dasjenige aus sich hervorgehen, was gleichfalls ein Immerdauerndes und nächst ihm das Beste ist — die Vernunft oder Weltintelligenz (νοῦς), die der unmittelbare Abglanz, das Urbild des Ur-Einen ist. Nächst dem Ur-Einen ist die Vernunft das Vollkommenste. Sie enthält in sich die Ideenwelt, das All des unveränderlichen, wahrhaften Seins. Von ihrer Erhabenheit und Herrlichkeit kann man eine Vorstellung gewinnen, wenn man die sinnliche Welt, ihre Größe und Schönheit, die Regelmäßigkeit ihrer unaufhörlichen Bewegung mit Aufmerksamkeit betrachtet, und alsdann zu ihrem Urbilde, zum Sein der intelligibeln Welt den Gedanken erhebt, die intelligibeln Dinge in ihrem lauteren, unvergänglichen Wesen anschaut, und als den Urheber und Vorsteher derselben die Intelligenz anerkennt. Wie die Vernunft aus dem Ureinen, so strömt aus der Vernunft wiederum ewig die Weltseele aus. Die Weltseele ist das Abbild der Vernunft; sie stellt die Idee äußerlich dar an der sinnlichen Materie, die das Unbestimmte, Qualitätslose, Nichtseiende und in der Stufenfolge der Emanationen das Letzte und Unterste ist. In dieser Weise ist die Weltseele die Bildnerin des sichtbaren Weltalls, welches sie als ihr Abbild aus der Materie gestaltend, durchdringt und belebt."

Nach diesem ist die Neuplatonische Philosophie Monismus, somit Vollendung der antiken Philosophie, sofern sie die Gesamtheit alles Seins auf einen letzten Grund zurückzuführen bestrebt ist. Durch Askese aber und mystische, träumerische Versenkung in die Gottheit artete der Neuplatonismus in einen Hang zur Schwärmerei und Ekstase, Theosophie und

Theurgie aus. Indem er jedoch sein oberstes Prinzip nicht durch selbstbewußtes Denken, sondern durch Ekstase und Theurgie findet, hört er zugleich auf Philosophie zu sein.

Die Philosophie des Mittelalters.

Mit der Verbreitung des Christentums entwickelte sich auch die christliche Philosophie, die sogenannte Patristik oder Philosophie der Kirchenväter. Den ersten Versuch hierzu haben die Gnostiker gemacht. Aber dieser Versuch schlägt angesichts der ungeheuern Tragweite der den Gnostikern in genialer Weise sich aufdrängenden und doch weit über ihr wissenschaftliches Vermögen hinausgehenden spekulativen Ideen in Mystik, Theosophie, Mythologie, kurz in eine durchaus unphilosophische Darstellung um. Bestrebt, vom bloßen Glauben zum Wissen vorzuschreiten, versuchten sie die Religion der Juden bezw. auch der Heiden mit der christlichen Religion zu verbinden, indem sie Keime und Anklänge der christlichen Wahrheiten in den der christlichen Religion vorangegangenen Religionen aufzeigten.

Die Grundgedanken der gnostischen Systeme sind folgende: Der vom Weltschöpfer und Gesetzgeber (dem Judengott) unterschiedene höchste, namenlose und unerkennbare Gott ist von der Materie durch eine unendliche Kluft getrennt. Von ihm strömte eine Stufenreihe von Geisterwesen oder ewigen Kräften, Aeonen, hervor, welche zusammen die göttliche Lebensfülle bilden. Aus der untersten Aeonenreihe tritt ein Aeon, der Judengott, als Weltschöpfer mit der Materie in Verbindung und bewirkt durch göttliche Beseelung die Schöpfung der endlichen Welt mit dem Menschengeschlecht. Infolge ihrer Vermischung mit der Materie ist die endliche Welt unvollkommen und der Sitz alles Uebels. Aus dieser Gebundenheit an die Materie strebt sich der Weltgeist, die sogenannte Achamod, zu befreien. Zu diesem Behufe wurde vom höchsten Gotte aus der obersten Reihe der Aeonen ein Aeon gesendet, der sich mit dem Menschen Jesus in einen Scheinkörper verband und die Erlösung vollbrachte, indem er den endlichen Geistern den Weg zur Rückkehr in die Geisterwelt und zu Gott zeigte.

Durch Beherrschung der Lüste und Enthaltsamkeit soll der materielle Mensch sich zu einem reingeistigen Menschen umbilden.

Ein dualistisch-christlicher Gnostizismus, hervorgehend aus der Verbindung der parsischen Anschauung vom Gegensatz eines lichten und finstern Prinzips mit christlichen Elementen, wurde seit 240 durch den Parsen Manes zum System ausgebildet, welches unter dem Namen Manichäismus lange in Blüte stand.

Clemens (gest. 211) entwickelte eine kirchliche Gnosis. Gott selbst, der Vater, ist unerkennbar. Nur der Sohn, der des Vaters Macht und Weisheit ist, erzeugt aber nicht geworden, ist positiv denkbar. — In seiner Psychologie und Ethik nahm Clemens viel von der Stoa auf (die stoische Apathie). Mit der Gnosis verbindet sich notwendig die Liebe wie auch die guten Werke.

Origenes (185—254) erklärt: Die Seelen sind ursprünglich in gleicher Qualität von Gott erschaffen; von ihrer Selbstbestimmung aber hängt es ab, ob sie sich für das Gute oder Böse entscheiden. Diejenigen, welche nicht das Gute ergriffen haben, sind zur Strafe von Gott verstoßen und mit Materie umhüllt worden. Auch jetzt haben die menschlichen Seelen noch Wahlfreiheit zwischen dem Guten und Bösen, doch gewährt Gott seinen Beistand zur Wahl des Guten durch seinen heiligen Geist. Im Jenseits findet Lohn und Strafe statt; doch können die Folgen des Bösen nicht bis über das Weltende hinaus dauern. Das Ende ist die Apokatastasis, die Wiederbringung aller Dinge zur Einheit mit Gott.

Augustin (354—430) deduzierte, daß die Unsterblichkeit der Seele philosophisch folgt aus ihrem Teilhaben an der unveränderlichen Wahrheit, aus ihrem wesentlichen Vereintsein mit der ewigen Vernunft. Die Seele ist eine immaterielle, vom Leibe wesentlich verschiedene Substanz. Sie ist in jedem Teile des Körpers gegenwärtig und empfindet jede Affektion desselben. Ursache des Bösen ist der Wille, der sich vom Höheren zum Niederen abwendet. Der Wille ist frei, aber nur durch die Gnade Gottes ist der freie Wille in uns wirksam. — Er huldigte demselben Grundsatze, welchen später Cartesius mit

seinem berühmten: „cogito ergo sum“ andeutete. Das eigene Denken und das eigene Sein ist das Gewisseste; die psychischen Phänomene sind das Fundament der Erkenntnis. — Gott ist an sich unerkennbar, aber höchstes Sein, Ideenwelt, Ursache aller Dinge, alles Wahre, Gute und Schöne; doch können wir ihn erkennen aus Natur und Offenbarung, durch Glauben und Liebe.

Als Einteilungsgrund der gnostischen Systeme betrachtete man das Vorherrschen des orientalischen oder hellenischen, des christlichen oder jüdischen Elements. Die außerordentliche Gnosis wurde von der Kirche als willkürliche Verflüchtigung des geschichtlich Gegebenen bestritten und verfolgt; doch finden sich gnostische Parteien noch im fünften Jahrhundert.

Die darauf folgenden Scholastiker (Kirchenlehrer) gehen alle von dem unerschütterlichen Grundsatze und der Voraussetzung aus, daß der Kirchenglaube absolute Wahrheit und unantastbar sei. Sie machten die Theologie zur Universitätswissenschaft und bearbeiteten die Kirchenlehre in der Form von wissenschaftlichen Systemen, die nur Spitzfindigkeiten und keine neuen Gedanken brachte.

a) Johannes Scotus, auch Erigena (d. h. in Irland geboren) genannt, war der früheste namhafte Philosoph der scholastischen Schule. Er verbindet die neuplatonische Emanationstheorie mit der christlichen Schöpfungslehre. Alles strömt aus Gott hervor und wieder in ihn zurück. Gott ist die oberste Einheit; der Weltprozeß ist die Vervielfältigung Gottes. Er wurde 889 als Abt von Malmesbury von seinen Mönchen ermordet.

b) Anselm von Canterbury (geb. 1033) hielt darauf, daß an dem als Dogma feststehenden Glaubensinhalt nicht gerührt werde.

c) Abälard (1079—1142), berühmt durch seine unglückliche Liebe zu Heloise, war der Erste, der eine Moral im modernen Sinne aufgestellt hat. Nicht die Tat als solche, sondern schon die Absicht begründet Sünde oder Tugend.

d) Unter den arabischen Scholastikern war Ibn Roschd, genannt Averroes, der berühmte Kommentator des Aristoteles (1126—1198). Eine Schöpfung aus Nichts leugnet er.

In der ewigen Materie liegen keimartig die Formen, die durch Einwirkung der höheren Formen und zuhöchst der Gottheit entwickelt werden.

e) Bei den Juden entwickelte sich neben der neuplatonisch-mystischen Theosophie, der sog. Kabbalah, eine aristotelische Religionsphilosophie, deren Begründer Maimonides ist (1135—1204). Bemerkenswert ist seine Seelenlehre. Durch die Erkenntnis und Sittenreinheit erwirbt sich der Mensch die Unsterblichkeit; wogegen die Seelen, die am Materiellen, Tierischen haften und sich nicht zum Wissen und Guten erheben, mit dem Leibe zu Grunde gehen.

Es folgen noch Albertus Magnus (1193—1280), Thomas von Aquino (1225—74), Johannes Duns Scotus (gest. 1308), Wilhelm von Occam (gest. 1347), die zwar bedeutende Werke hinterlassen, aber doch nichts Sonderliches hervorgebracht haben.

Im 13. Jahrhundert entwickelte sich eine Richtung, welche die Kirchenlehre auf dem Wege der Phantasie und nach der Seite des Gemüts zu vertiefen und zu verinnerlichen sucht: die deutsche Mystik, welche die volkstümliche Seite der Religionsphilosophie repräsentierte und viele Anhänger fand.

Der Bruch der neueren Philosophie mit der Scholastik zieht sich in einer Reihe vorbereitender Erscheinungen und Anzeichen durch das 15. Jahrhundert hindurch, vollendet sich negativ im Laufe des 16., positiv in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Scholastik hat insofern ihre guten Folgen gehabt, weil sie die Gegenstände des Glaubens zu Gegenständen des Denkens gemacht hat, und indem sie die theologischen Satzungen des Autoritätsglaubens zu beweisen suchte, begründete sie grade dadurch, wider Wissen und Willen, die Autorität der Vernunft.

C. Uebergang zur neueren Philosophie.

Eine jahrtausendlange Winterstarre, hervorgerufen durch die mit eiserner Konsequenz hochgehaltene Machtstellung der Kirche, hat über den in geistiger Umnachtung geknebelten Gemütern der Menschheit gelegen, bis endlich im 15. Jahr-

hundert das Wiederaufleben der klassischen Literatur, das Emporkommen der Naturwissenschaften, die Errungenschaft des Kopernikus, welche den Blick erweiterte, ebenso die Entdeckung Amerikas und vor allem die Reformation, welche die geknechtete Menschheit aus ihrer Starre zum Bewußtsein ihrer selbst erweckte, der gährende Zeitgeist — alles das wirkte zusammen — die Eisdecke endlich schmolz, die Quellen der Wissenschaften sich auftaten und die sich bildenden Bäche der in alle Volksschichten eindringenden Erkenntnis sich zu reißenden Strömen vereinigten, um allen Unflat fortzuschwemmen, den die nimmersatte Priesterschaft um ihr Dogma gehäuft hatte. Zwei Jahrtausende waren verflossen, seit die jonischen Philosophen über die Natur nachzudenken begannen; seitdem aber der starre Kirchenglaube das Denken lahm legte, versumpfte allmählich die Menschheit. Nun trat endlich die wissenschaftliche Naturforschung auf. Der Standpunkt der experimentierenden Empirie setzt ein unabhängiges Selbstbewußtsein des Individuums, eine Losreißung von Autorität und Autoritätsglauben, kurz, er setzt Skepsis voraus; daher auch die Anhänger der neueren Philosophie, Baco von Verulam (1516—1626) und Cartesius (1596—1650), mit ihr anhuben, jener indem er zur Bedingung der Naturerkenntnis die Abstraktion von allen Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen macht, dieser in seiner Forderung, daß man am Anfange an allem zweifeln müsse.

Alle Elemente der Neuzeit, der Kampf gegen die Scholastik, die Interessen des Humanismus, das Streben nach nationaler Unabhängigkeit, die Versuche des Staats und des Bürgertums, sich von Kirche und Hierarchie zu emanzipieren, der Zug der Geister zur Natur und zur Wirklichkeit, vor allem das Verlangen des denkenden Selbstbewußtseins nach Autonomie, nach Freiheit von den Fesseln der Autorität — alle diese Elemente fanden ihren Brenn- und Einigungspunkt in der deutschen Reformation. Die Ehelosigkeit der Geistlichen und das faule Mönchtum hörten auf und an Stelle des blinden Gehorsams trat kirchliche Freiheit.

Die Wissenschaften, sagt Baco von Verulam, befanden sich bisher in einem höchst kläglichen Zustande; alles war

leere und unaufgeklärte Wortklauberei, und das kam daher, daß sie sich von ihrer Wurzel, der Erfahrung und Natur, losgerissen hatten. Die Schuld hieran tragen mehrere Ursachen. Zuerst das alte eingewurzelte Vorurteil, daß der menschliche Geist sich von seiner Würde etwas vergebe, wenn er sich mit Experimenten, mit materiellen Dingen viel und anhaltend beschäftige. Ferner der Aberglaube und der blinde Religionseifer, von jeher der unversöhnlichste Gegner der Naturphilosophie. Dann die ausschließliche Beschäftigung mit der Moral und der Politik, welche die Römer — und mit der Theologie, welche seit den christlichen Zeiten die guten Köpfe ausschließlich in Anspruch nahm.

Die italienischen Philosophen der Uebergangsepoche waren Brauseköpfe von wildem, unstetem Charakter, voll Phantasterei und Einbildung; in ihrer ganzen historischen Erscheinung sind sie den Eruptionen eines Vulkans vergleichbar.

Der bedeutendste unter ihnen war Giordano Bruno (1548—1600, in welchem Jahre er wegen Ketzerei am 17. Februar in Rom verbrannt wurde). Er erneuerte die alte, von den Stoikern ausgebildete Idee, daß die Welt ein lebendiges Wesen sei und eine Weltseele das Ganze durchdringe. Der Inhalt seiner allgemeinen Gedanken ist die tiefste Begeisterung für die Natur und die in ihr gegenwärtige, schaffende Vernunft. Das Weltall ist ein unendliches Tier, in welchem alles auf die mannigfaltigste Weise lebt und webt.

Jakob Böhme, Schuster in Görlitz! (1575—1624). Wie Baco unter den Engländern, Bruno unter den Italienern, so bezeichnet unter den Deutschen Böhme die in Rede stehende Uebergangsperiode. Vermöge mystischer Anschauung betrachtete er Gott außer der Natur als den Urgrund, das ewig Eine, die Stille ohne Wesen, das stille Nichts, den unergründlichen Willen. Durch das Prinzip der Negation geht aus Gott das Kreatürliche hervor. Das Böse ist die Bedingung aller Entwickelung in der Welt, daher notwendig, aber nicht unüberwindlich. Ohne Unterschied, Gegensatz oder Entzweiung ist keine Erkenntnis, kein Bewußtsein möglich; durch das Böse wird man sich also nur des Guten bewußt.

Die neueren Philosophen.

Cartesius (René Descartes, 1596—1650) ist der Anfänger und Vater der neueren Philosophie. Er beginnt mit dem Zweifel an allem Wissen; als unmittelbar gewiß steht ihm zuerst das Selbstbewußtsein oder das Denken fest, woraus sich ihm die Gewißheit des Daseins ergibt. Daher sein berühmter Fundamentalsatz „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich). Ich bin also wesentlich ein denkendes Wesen, d. h. Geist, Seele, Intelligenz, Vernunft. Unsere Ideen sind teils angeboren, teils beigebracht, teils selbstgemacht. Unter unsern Ideen finden wir die Idee Gottes vor. Es fragt sich, woher wir diese Idee haben. Offenbar nicht von uns selbst: diese Idee kann uns vielmehr nur von einem Wesen eingepflanzt sein, das die Fülle aller Vollkommenheiten in sich hat, d. h. nur von einem wirklich existierenden Gotte. Gott ist die unendliche Substanz und hat seinen Grund, seine Ursache in sich selbst. Geist und Materie sind geschaffene Substanzen im weiteren Sinne. Die Seele, deren Sitz im menschlichen Körper die Zirbeldrüse, ist einfach, völlig immateriell, daher auch unsterblich. Die Tiere sind lebende Maschinen. Er nimmt also beim Menschen Dualismus, bei Tieren Monismus an. Das Attribut und Wesen der Materie ist die Ausdehnung, das Wesen des Geistes Denken. Cartesius hat also die neue Epoche der Philosophie begründet: erstens durch das Postulat gänzlicher Voraussetzungslosigkeit, zweitens durch das Prinzip des Selbstbewußtseins (der Geist oder die denkende Substanz als individuelles Selbst gefaßt), — ein neues, dem Altertum in dieser Fassung unbekanntes Prinzip —, drittens durch den Gegensatz von Sein und Denken, Dasein und Bewußtsein und Vermittelung dieser Gegensätze als philosophische Aufgabe.

Die beiden Cartesianer Geulinx und Malebranche haben das cartesianische System mehr vertieft. Sie nehmen an, daß in Gott die Vermittelung zwischen Geist und Materie sowohl als auch mit der Außenwelt zu suchen ist, wodurch die äußeren Erscheinungen zu innern Vorstellungen werden.

Spinozas's (1632—1677) System ruht auf drei Grundbegriffen. Diese Begriffe sind: der Begriff der Substanz, der des Attributs und der des Modus.

a) Außer der einen Substanz aller Dinge kann es garnichts geben, was ein substanzielles Sein hätte. Diese Substanz ist eben Gott.

b) Was Cartesius die beiden von Gott abgeleiteten Substanzen nennt, den Geist (Denken) und die Materie (Ausdehnung), sind bei Spinoza Attribute der Substanz. Geist (Empfindung, Idee, Wille) und Materie (Körperlichkeit, Realität, Natur), sind verschieden, aber überall zusammen, wie Subjekt und Objekt; das Reale reflektiert sich idealiter im Subjekt.

c) Die Einzelwesen, die unter dem Attribut der Ausdehnung betrachtet Körperdinge sind, faßt Spinoza unter den Begriff des Accidens oder Modus.

Die Ideen sind teils inadäquate, verstümmelte oder verworrene, teils adäquate, klare und deutliche. Die inadäquaten stammen aus Sinneswahrnehmungen, die adäquaten aus Verstands- oder Vernunfterkenntnis. Des Menschen höchstes Glück oder die Glückseligkeit besteht in Vervollkommnung der Vernunft. Das höchste Gut ist Erkenntnis; die höchste Tugend ist die Erkenntnis Gottes. Die Seligkeit ist nicht Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst.

Mit Spinoza sind wir an einen Knotenpunkt der Philosophie gelangt. Es beginnen jetzt die zwei parallel laufenden Entwickelungsreihen des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus (Empirismus, Sensualismus, Materialismus).

Thomas Hobbes (1588—1679) scheidet streng die Theologie von der Philosophie. Gott, als Geist gedacht, sei kein Gegenstand der Philosophie; übrigens haben sehr fromme Männer Gott Körperlichkeit zugesprochen. Der Ursprung alles Wissens liegt in den Einwirkungen der Dinge auf die Sinnesorgane. Erinnerung oder Gedächtnis ist die Fortdauer einer Affektion des Sinnesorgans. Die Moralgesetze sind der Vernunft von Gott eingepflanzt.

John Locke (1632—1704) ist Stifter der realistischen Entwickelungsreihe, der Vater des modernen Empirismus und Materialismus. Er sagt: alle Erkenntnis stammt aus Erfahrung. Es gibt keine angeborenen Ideen. Der Verstand (oder die Seele) an und für sich ist eine tabula rasa, ein leerer, finstrer Raum, ein weißes Papier, worauf nichts geschrieben steht. Die Erfahrung entsteht entweder durch Wahrnehmung äußerer Gegenstände durch Vermittelung der Sinne, dann nennen wir sie Empfindung (Sensation); oder sie ist Wahrnehmung der Tätigkeiten unseres eigenen Verstandes, dann ist es Reflektion. Der Geist ist ihm das Sekundäre und er steht also auf dem Standpunkt des Realismus. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu. — Dem Lockeschen Empirismus huldigten viele große Männer, wie Isaak Newton (1642—1727), Samuel Clarke (1675—1729), Graf Shaftesbury (1671—1713) u. v. A.

David Hume (1711—1776) erläutert den Begriff des Ichs als einen Komplex vieler schnell auf einander folgender Vorstellungen, welchem wir ein erdichtetes Substrat unterlegen, das wir Seele (Selbst, Ich) nennen. Dieses Ich beruht somit durchaus auf einer Illusion. — Von einer Unsterblichkeit der Seele kann bei diesen Voraussetzungen natürlich nicht die Rede sein. Ist die Seele nur ein Komplex unserer Vorstellungen, so hört notwendig zugleich mit den Vorstellungen, also mit den körperlichen Bewegungen, auch der Komplex derselben, die Seele, auf.

Dem Lockeschen Empirismus am nächsten steht der Sensualismus des Abbé von Condillac (1715—1780). Während Locke zwei Quellen als Erfahrungserkenntnis angenommen hatte, Sensation und Reflexion, reduzierte Condillac diese beiden auf eine, die Reflexion auf die Sensation. Reflexion ist ihm gleichfalls nur sinnliche Empfindung. Konsequent nennt Condillac die Menschen vollkommene Tiere, die Tiere unvollkommene Menschen.

Helvetius (1715—1771) hat die Befriedigung der sinnlichen Lust zum Prinzip der Moral gemacht. Die Selbstliebe oder das Interesse ist der Hebel aller unserer geistigen

Tätigkeit. Da nun alle Selbstliebe im Grunde nur auf leibliche Lust geht, so folgt, daß auch die geistigen Vorgänge in uns zu ihrer eigentlichen Quelle nur das Streben nach sinnlicher Lust haben. Es ist eine Absurdität, zu verlangen, daß der Mensch das Gute um des Guten willen tue. Dies kann er ebensowenig, als er das Böse um des Bösen willen will.

Der französische Materialismus hängt aufs engste mit den allgemeinen Zuständen des französischen Volkes und Staates im Zeitalter der Revolution zusammen. Der gemeinsame Charakter der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts ist vorzugsweise die Oppositionstendenz gegen alles in Staat, Religion und Sitte herrschende Unfreie und Verkehrte. Sie ging gegen die Brüderlichkeit eines elenden Hofes, den sklavischen Gehorsam — eine herrschsüchtige, heuchlerische, bis ins Mark verdorbene Pfaffenschaft, welche blinde Unterwürfigkeit — eine tief gesunkene Kirche, welche Ehrfurcht forderte, eine Staatsverwaltung, einen Rechtszustand, einen Zustand der Gesellschaft, der jeden denkenden Menschen und jedes sittliche Gefühl aufs tiefste empören mußte.

Der einflußreichste Sprecher dieser Aufklärungsperiode war Voltaire (1694—1778). Er war kein Atheist; im Gegenteil, er hielt den Glauben an Gott für notwendig; ebensowenig leugnete er die Unsterblichkeit der Seele, wenn er auch häufig Zweifel gegen sie äußerte. Den atheistischen Materialismus eines La Mettrie hielt er vollends für eine Narrheit. Aber sein ganzer Haß gehörte dem positiven Christentum.

In Jean Jaques Rousseau's (1728—1778) gefühlvollem Idealismus fand Voltaire's satirischer Realismus seine positive Ergänzung. Auch er bekämpft den atheistischen Materialismus und die kirchliche Offenbarungsreligion, an deren Stelle er aber die Religion des Herzens setzt. Er stellt die Gleichheit aller Menschen als obersten Grundsatz des Staates auf.

Diderot (1713—1784), früher Theist, dann Pantheist, früher Verteidiger der Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele, äußerte sich später dahin: nur die Gattung habe ein

Bestehen, die einzelnen Individuen seien vergänglich und die Unsterblichkeit sei nichts als das Leben im Andenken kommender Geschlechter.

Mit rücksichtsloser Keckheit hat Diderots Zeitgenosse La Mettrie (1709—1751) das letzte Wort des Materialismus gesprochen: alles Geistige sei ein Wahn und physischer Genuß das höchste Ziel des Menschen. Die Welt werde nicht eher glücklich sein, als bis der Atheismus allgemein herrschend geworden. Dann erst werde es keine religiösen Kriege mehr geben; dann erst werden die schrecklichen Krieger, die Theologen, verschwinden, und die gegenwärtig vergiftete Natur wird wieder zu ihrem Recht kommen. — Was den Menschen einen Vorzug vor den Tieren gibt, ist erstlich die Organisation seines Gehirns und zweitens der Unterricht, den dasselbe empfängt. Unsterblichkeit ist eine Absurdität. Die Seele als ein Teil des Körpers vergeht mit ihm. Mit dem Tode ist alles aus; la farce est jouée!

Das Système de la nature, welches pseudonym in London 1770 erschien, schließt die materialistische Richtung ab. Es heißt darin: Der Mensch ist kein Doppelwesen aus Geist und Materie. Mit dieser Selbstverdoppelung in Leib und Seele hängt eine andere Chimäre zusammen, der Glaube an das Dasein Gottes. Dieser Glaube ist auf ähnliche Weise entstanden, wie die Annahme einer Seelensubstanz aus einer falschen Unterscheidung des Geistes von der Materie, aus einer Verdoppelung der Natur. Die Uebel, die der Mensch erfuhr und deren natürliche Ursachen er nicht entdecken konnte, leitete er von einer Gottheit ab, die er sich erdichtete. Leiden, Furcht und Unwissenheit sind also die Quellen der ersten Vorstellung von einer Gottheit.

Wir kommen jetzt zur idealistischen Entwickelungsreihe, an deren Spitze Leibniz (1646—1716) steht. Im Gegensatz zum Spinozismus, nach welchem die Substanz als das bestimmungslos Allgemeine zum einzig Positiven wird, faßt Leibniz die Substanz als lebendige Aktivität. Es gibt eine Vielheit substanzieller Einzelwesen oder Monaden. Sie sind die einfachen Grundbestandteile und geistigen Kräfte der zu-

sammengesetzten Dinge. Gott ist die monas monadum, von der alle wirklichen Wesen als Fulgurationen (Blitze) ausgehen; er ist die ursprüngliche Monade; alle übrigen Wesen sind abgeleitete Monaden, welche sich durch den Grad und die Qualität des Vorstellens unterscheiden. Jede Monade ist ein Spiegel des Universums, welches von Gott ursprünglich so geordnet ist, daß alle Dinge zu einander stimmen nach vorher bestimmter Harmonie. Die bestehende Welt ist die beste, und alles, was wirklich ist, ist das Beste in dem Zusammenhange mit anderen Dingen. Er unterscheidet Monaden der organischen Natur, der Pflanzen- und Tierwelt und der Menschen, welche letzteren zu Empfindung und Gedächtnis gelangen. Sie sind wirkliche, urteilbare (metaphysische) Punkte. Die Seele ist unsterblich. Der Tod besteht darin, daß, indem die Seele einen Teil der Monaden, die des Leibes, verliert, das Lebendige in den früheren Zustand vor dem Leben zurückgeht.

Berkley (1684—1753) hat den Standpunkt des Idealismus bis zum Extrem durchgeführt. Für ihn existiert keine materielle Außenwelt; es gibt nur Geister, d. h. denkende Wesen, deren Natur im Vorstellen und Wollen besteht. Die sinnlichen Empfindungen und die Ideen erhalten wir von Gott.

Christian-Wolff (1699—1754) beweist das Dasein Gottes durch das kosmologische Argument. Ins Dasein gerufen ist diese Welt durch den Willen Gottes. Das Böse in der Welt entspringt nicht aus dem göttlichen Willen, sondern aus dem eingeschränkten Wesen der menschlichen Dinge. Gott läßt es nur zu als Mittel zum Guten. — Die Seele, sagt er, ist eine einfache, unkörperliche Substanz. Es wohnt ihr eine Kraft inne, sich eine Welt vorzustellen. In diesem Sinne kann eine Seele auch den Tieren zukommen; aber eine Seele, die Verstand und Willen besitzt, ist Geist, und Geist kommt den Menschen allein zu. Ein Geist, der mit einem Körper verbunden ist, heißt eine Seele, und dies ist der Unterschied des Menschen von höheren Geistern. Die menschliche Seele ist unsterblich, weil sie sich nach dem Tode ihres vorhergehenden Zustandes erinnern kann. (?)

Der bedeutendste aller neueren Philosophen ist unbestritten Immanuel Kant (1724—1804). Er war es, der die einseitigen Bestrebungen der Früheren wie einen Knotenpunkt zur Einheit und Totalität zusammenfaßte, und er ging dabei aus von einer Kritik (Untersuchung) des Ursprungs und der Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Eine Erkenntnis aus Ideen ist nicht möglich; denn die Vernunft kann das Dasein übersinnlicher Gegenstände nicht beweisen. Seine „Kritik der reinen Vernunft“ hat zum Resultat die theoretische Unbeweisbarkeit der drei Vernunftideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. In seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ hat er sie aber als Postulate wieder eingeführt. Die Hauptfaktoren alles Erkennens sind Sinnlichkeit und Verstand. Gott ist ein Ideal, dessen objektive Realität nicht apodiktisch bewiesen, aber auch nicht widerlegt werden kann.

Kant hat mit großem Scharfsinne an sämtlichen Beweisen für das Dasein Gottes, welche die bisherigen dogmatischen Philosophieen aufgestellt hatten, nachgewiesen, daß die theologische Idee auf lauter logischen Erschleichungen und Fehlschlüssen beruht. Es ist unmöglich, das Dasein Gottes als eines höchsten Wesens, das Dasein der Seele als eines realen Subjekts und das Vorhandensein eines umfassenden Weltsystems zu beweisen und zu begreifen; die eigentlichen Probleme der Metaphysik liegen jenseits der Grenzen des philosophischen Wissens. — Was allein eine allgemeine Kirche gründen kann, ist der moralische Vernunftglaube. Allein die eigentümliche Schwäche der menschlichen Natur ist daran schuld, daß auf diesen reinen Glauben niemals soviel gerechnet werden kann, um eine Kirche auf ihr allein zu gründen. Denn die Menschen sind nicht leicht zu überzeugen, daß das Streben nach Tugend, ein guter Lebenswandel, alles sei, was Gott fordere; sie meinen immer, sie müssen Gott noch einen besonderen, durch Tradition vorgeschriebenen Dienst leisten, wobei es nur darauf ankommt, daß er geleistet werde. Zur Gründung einer Kirche gehört also ein auf Fakta gegründeter, historischer und statuarischer Glaube; das ist der sogenannte Kirchenglaube. Je reifer die Vernunft wird, je mehr sie den

moralischen Sinn für sich festhalten kann, um so entbehrlicher werden die statuarischen Satzungen des Kirchenglaubens.

Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) gründete alles philosophische Wissen auf das Gefühl. Das Vermögen der Gefühle ist das Höchste im Menschen, was ihn allein vom Tiere unterscheidet; die Vernunft geht aus ihm hervor. — Ein Gott, welcher bewiesen werden könnte, ist kein Gott. — Der Spinozismus ist Atheismus, denn nach ihm ist die Ursache der Welt keine Person, kein nach Zwecken wirkendes, mit Vernunft und Willen begabtes Wesen, also kein Gott. Er ist Fatalismus, denn nach ihm hält sich der menschliche Wille nur fälschlich für frei. Wie Kant behauptet auch Jacobi, der Verstand sei unzureichend, das Uebersinnliche zu erkennen, und die höchsten Vernunftideen könnten nur im Glauben erfaßt werden. Sein Glaube ist aber nicht blinder Autoritätsglauben, sondern ein aus dem inneren Gefühl hervorgegangener Vernunftglaube.

Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) sagt in seiner Religionslehre: „Die moralische Weltordnung ist das Göttliche, das wir annehmen. Der Glaube an eine solche Weltordnung ist der ganze und vollständige Glaube; denn jene lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott, wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern fassen. Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend. Jeder Glaube an ein Göttliches, der mehr enthält, als diesen Begriff, ist mir ein Greuel und eines vernünftigen Wesens unwürdig. Unaustilgbar ertönt im Menschen eine Stimme, daß etwas Pflicht sei und lediglich darum getan werden müsse; dadurch erhalten wir eine höhere Existenz, die von der ganzen Natur unabhängig und lediglich in uns selbst begründet ist. Ich will jene absolute Selbstgenügsamkeit der Vernunft, jene gänzliche Befreiung von aller Abhängigkeit Seligkeit nennen." — Später gestaltete sich sein System allmählich um; Gott wurde ihm zum absoluten Anfange und einzigen Element seiner Philosophie. — Was der Prolog im Evangelium Johannis von der Menschwerdung des Logos in der Person Jesu sagt, hat nach Fichte nur historische Giltigkeit. In Jedem,

der seine Einheit mit Gott lebendig einsieht, erhält das ewige Wort ein persönlich sinnliches und menschliches Dasein.

Herbart's (1776—1841) Religionsphilosophie bekämpfte den Pantheismus und trat für den Theismus ein. Ein persönlicher Gott erscheint ihm notwendig aus theologischen Gründen. Aber dieser theoretisch notwendige Gedanke eines die Welt zweckmäßig gestaltenden, obersten persönlichen Wesens erhält doch erst religiösen Wert durch Hinzufügung ethischer Bestimmungen. Das Prädikat der Weisheit Gottes, der teleologisch erschlossen werden kann, wird daher ergänzt durch die den ethischen Ideen entsprechenden sittlichen Eigenschaften dieses Gottes: 1. Heiligkeit, 2. Allmacht, 3. Liebe, 4. Gerechtigkeit, 5. Vergeltung.

Schelling (1775—1854) ist aus Fichte hervorgegangen. Die Menschwerdung Gottes ist eine Menschwerdung von Ewigkeit. Der ewige aus dem Wesen des Vaters aller Dinge geborene Sohn Gottes ist das Endliche selbst, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist. Christus ist nur der geschichtlich erscheinende Gipfel der Menschwerdung; als Individuum ist er eine aus den damaligen Zeitumständen völlig begreifliche Person. Da Gott ewig und außer aller Zeit ist, so ist undenkbar, daß er in einem bestimmten Moment der Zeit menschliche Natur angenommen habe. Die zeitliche Form des Christentums, das exoterische Christentum, entspricht seiner Idee nicht und hat seine Vollendung erst zu erhoffen. Ein Haupthindernis der Vollendung des Christentums war und ist die sogenannte Bibel, die ohnehin an echt religiösem Gehalte anderen Religionsschriften weit nachsteht. Eine Wiedergeburt des esoterischen Christentums oder eine neue höhere Religionsform, in der Philosophie, Religion und Poesie sich zur Einheit verschmelzen, muß die Zukunft bringen.

Schelling stellt an die Spitze der Geschichte eine Art goldenen Zeitalters. Es ist undenkbar, sagt er, daß der Mensch, wie er jetzt erscheint, durch sich selbst sich vom Instinkt zum Bewußtsein, von der Tierheit zur Vernünftigkeit erhoben habe. Es muß also dem gegenwärtigen Menschengeschlechte ein anderes vorangegangen sein, welches die alte Sage unter

dem Bilde der Götter und Heroen verewigt hat. Der erste Ursprung der Religion und Kultur ist allein aus dem Unterrichte höherer Naturen begreiflich. — Das ganze Weltsystem ist ihm eine Art von Organisation, die sich von einem Zentrum aus gebildet hat und von den niedrigeren zu immer höheren Stufen aufsteigt; es ist die aktuose Einheit eines positiven und negativen Prinzips, „und diese beiden streitenden Kräfte, zusammengefaßt oder im Konflikt vorgestellt, führen auf die Idee eines organisierenden, die Welt zum System bildenden Prinzips, einer Weltseele." — In seiner Theogonie und Kosmologie schließt er sich Jakob Böhme an (s. S. 199). Ein Grundgedanke Böhmes war die Selbstentzweiung des Absoluten. Böhme betrachtet Gott als Urgrund, als außer der Natur, aus dem die Natur hervorgeht. Schelling stellt drei Hauptmomente der Geschichte Gottes fest: 1. Gott als Indifferenz oder als Urgrund; 2. Gott als Entzweiung im Grunde und Existenz, Reales und Ideales; 3. Versöhnung dieser Entzweiung und Erhebung der anfänglichen Indifferenz zur Identität. Die Weltentwickelung hat zwei Stadien: 1. die Geburt des Lichts oder die stufenweise Entwickelung der Natur bis zum Menschen; 2. die Geburt des Geistes oder die Entwickelung des Menschen in der Geschichte. — In einer Streitschrift gegen Jacobi (1812) erklärte er: Die wahre Gottesidee ist eine Vereinigung des Naturalismus und Theismus. Der Naturalismus sucht Gott als Grund (immanent), der Theismus als Ursache der Welt (transzendent) zu denken; das Wahre ist, beide Bestimmungen zu verbinden. Gott ist Grund und Ursache zugleich.

Hegel (1770—1831). Setzte Schellings Philosophie an die Stelle des subjektiven Idealismus von Fichte einen objektiven Idealismus, so stellt sich die Hegelsche über diese beiden Gegensätze; sie strebt nach einem absoluten Idealismus, der das Natürliche dem Geistigen wieder unterordnet und doch zugleich beide als innerlich eins und identisch faßt. In seiner Philosophie des Geistes unterscheidet er: 1. den subjektiven Geist, der sich als Geist fühlt und die Freiheit des Denkens hat; 2. den objektiven Geist, dessen

freier Wille das Recht ist; 3. den absoluten Geist, sofern er aus der Sphäre des Objektiven zu sich selbst, zur Idealität des Erkennens zurückkehrt. Die erste Stufe des absoluten Geistes ist die Kunst, die zweite die Religion. Die Poesie bildet den Uebergang der Kunst zur Religion. In der Kunst war die Idee vorhanden für die Anschauung; in der Religion ist sie es für die Vorstellung. Der Inhalt aller Religion ist die innere Erhebung des Geistes zum Absoluten, das Sicheinswissen des Subjekts mit Gott. Alle Religionen suchen eine Einheit des Göttlichen und Menschlichen. — Am rohesten tun dies

1. die Naturreligionen des Orients. Gott ist ihnen noch Naturmacht, Naturſubstanz, gegen welche das Endliche, Individuelle als Nichtiges verschwindet. — Zu einer höheren Gottesidee schreiten fort

2. die Religionen der geistigen Individualität, in denen das Göttliche als Subjekt angeschaut wird; — als erhabene Subjektivität voll Macht und Weisheit im Judentum, der Religion der Erhabenheit; als Kreis plastischer Göttergestalten in der griechischen Religion, der Religion der Schönheit; als absoluter Staatszweck in der römischen Religion, der Religion des Verstandes und der Zweckmäßigkeit. — Zur positiven Versöhnung vor Gott und Welt bringt es aber erst

3. die offenbare oder christliche Religion, indem sie in der Person Christi den Gottmenschen, die verwirklichte Einheit des Göttlichen und Menschlichen anschaut, und Gott als sich selbst entäußernde (menschwerdende) und aus dieser Entäußerung ewig in sich zurückkehrende Idee, d. h. als dreieinigen Gott auffaßt. Der geistige Gehalt der offenbaren Religion oder des Christentums ist somit der gleiche, wie derjenige der spekulativen Philosophie, nur daß er dort in der Weise der Vorstellung, in der Form einer Geschichte, hier in der Weise des Begriffs dargestellt wird.

Die Form der religiösen Vorstellung abgestreift, und es ergibt sich der Standpunkt der

absoluten Philosophie, des sich selbst als alle Wahrheit wissenden, das ganze natürliche und geistige Universum

aus sich selbst reproduzierenden Gedankens, dessen Entwickelung eben das System der Philosophie — ein geschlossener Kreis von Kreisen — ist.

Schleiermacher (1768—1834) hat dem Radikalismus gegenüber, welcher in seinem Aufklärungsfanatismus die psychologische Seite übersah, die in der Religion Befriedigung sucht und findet, die Religion wieder in ihr Recht einzusetzen gesucht, indem er derselben das Gemüt als Domäne anwies, im Gegensatz zu Kant, der sie ins Gebiet des Handelns, und zu Hegel, der sie in das intellektuelle Gebiet verlegt. Die Anschauung des Universums, das Gefühl und Bewußtsein der Abhängigkeit vom Universum, bildet das Wesen der Religion. „Mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“ Man erkennt in diesem „Gefühlspantheismus“ leicht den amor dei intellectualis Spinozas, dem Schleiermacher hohe Verehrung zollte und dessen verfehmten Namen er durch sein berühmt gewordenes Wort rehabilitierte: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. Voller Religion war er und voll heiligen Geistes, und darum steht er auch erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht.“

Benecke's (1798—1854) Sittenlehre verwirft Kants kategorischen Imperativ und begründet dagegen die Ethik auf die psychischen Wertverhältnisse.

Der Positivismus, dessen Begründer Auguste Comte (1798—1857) ist, fußt auf dem Grundgedanken, daß der Mensch, sein Fühlen, Denken, Wollen, ein Produkt der Gesellschaft ist, welche ihn fortwährend modifiziert.

Schopenhauer's (1788—1860) Lehre gliedert sich in seine Metaphysik, seinen Pessimismus und seine Ethik, sagt Schwegler. Der Wille in der Natur ist das Erste, das Wesen an sich; seine Erscheinung ist das Tier (auch Pflanze, Stein, Mensch), ausgerüstet mit allen Organen, die den Willen

darstellen. Zu diesen Organen gehört auch der Intellekt, die Erkenntnis selbst, und ist, wie das Uebrige, der Lebensweise jedes Tieres genau angemessen; während Lemark erst aus ihr den Willen entstehen läßt. Materie ist bloße Sichtbarkeit des Willens. Dieser Wille als Ding an sich ist der intelligible Charakter, der, von Raum, Zeit und Kausalität unabhängig, demnach transscendental und frei ist. Der empirische Charakter wird aber von drei Grundtriebfedern bestimmt: Egoismus, Bosheit, Mitleid. Das Mitleid ist das Fundament der Moral. Mitleid mit Tieren beweist die Güte des Charakters. — Gerechtigkeit ist der ganze Inhalt des alten und Menschenliebe der des neuen Testaments. — Sein Pessimismus hält diese Welt für die schlechteste unter den möglichen Welten, im Gegensatz zu der Leibniz'schen Auffassung. „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist Schopenhauers bedeutendstes Werk. Der Theologe E. Koch sagt darüber in seinem Aufsatz über „Pessimismus und Christentum": „Der Wille ist nicht ein Ding, sondern die Eigenschaft eines Dinges; das Ding ist nicht ein Wille, sondern hat einen Willen. Der Wille Schopenhauers ist also im Grunde nichts."

Fechner's (1801—1887) philosophische Weltanschauung faßt Seele und Leib mit Spinoza als zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines Realen. Seelen haben auch Pflanzen, allerdings keine Tierseelen. So wie wir nun genötigt sind, unterhalb der Menschen- und Tierwelt Seelen anzunehmen, so auch über derselben. Zunächst solche, deren Körper die Weltkörper mit allem, was darauf ist, bilden. Es kann fraglich sein, ob den einzelnen Planetensystemen wiederum ein größerer Geist innewohnt, fest steht aber, daß, wie unser Leib von der Seele, so die Welt von Gott durchwohnt wird. Aber dieser Dualismus wird gleichwohl von Fechner in einen idealistischen Monismus aufgelöst.

Fechners Atomistik will einen scharfen Gegensatz zur Monadologie bilden. Das Atom ist gerade so Ganzbegriff nach unten, wie Gott oder das All nach oben. Seine Atome sind nicht Dinge an sich, wie Monaden, sondern einfachste Erscheinungen, also solches, was nur im Bewußtsein (Gottes

und darum aller) existiert. Da die Materie nichts ist als Kraft, d. h. Gesetz, so sind die Atome Kraftcentra. Fechner nennt seine Lehre materialistisch, ja übermaterialistisch, indem sie behauptet, daß nicht nur kein menschlicher Gedanke ohne Gehirn, sondern auch kein göttlicher ohne Welt und Bewegung möglich sei. Zugleich aber könne sie sich ein Identitätssystem nennen, weil nach ihr beide Erscheinungen ein Wesen (d. h. gesetzmäßige Wesensbedingtheit) zeigten, indem ihre Untrennbarkeit zuletzt durch die Einheit des göttlichen Bewußtseins bedingt sei.

Lotze (1817—1881) hat die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen mit dem Idealismus durch ein System des „teleologischen Idealismus" in Einklang zu setzen gesucht. Der letzte Grund für den Inhalt alles Seins und Geschehens liegt in der Idee des Guten. — Alle Monaden sind ihm nur Modifikationen des Absoluten, der Substanz, welche ebensowohl Grund der realen, wie der idealen Welt ist.

Eduard von Hartmann, der Philosoph des „Unbewußten" (geb. 1842), erklärt, daß das Absolute unbewußt einem Endzweck entgegenarbeitet in allen seinen Erscheinungen, denen allen Willensakte und Vorstellungen zukommen. Für Hartmanns transscendentalen Realismus, wie er sein System nennt, sind Wille und Vorstellung (Intelligenz) die beiden Attribute des Absoluten, die Vorstellung ist weder ein sekundäres Produkt des Willens, noch umgekehrt, sondern Vorstellung und Wille sind koordinierte Prinzipien, Funktionen des unbewußten Geistes.

Das reale Dasein ist die Inkarnation Gottes; der Weltprozeß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreuzigten; die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges.

In dem auf Seite 212 erwähnten Aufsatze von E. Koch läßt sich derselbe über Schopenhauer und Hartmann noch folgendermaßen aus: „Schopenhauer und Hartmann bekennen sich zum Alleinen. Sch. verwahrt sich allerdings dagegen, die alleine Weltsubstanz Gott zu nennen. „Ein schöner Gott,

der eine so erbärmliche Welt geschaffen hat." v. H. dagegen glaubt für seine allgemeine Weltsubstanz den Gottesnamen in Anspruch nehmen zu müssen, zieht es aber doch vor, sie das „Unbewußte" zu nennen, da man sie doch ohne Selbstbewußtsein denken müsse. Der Monismus Hartmanns fällt alsbald in einen Dualismus auseinander. Die eine Weltsubstanz hat nämlich noch zwei Attribute, die er nicht, wie Spinoza, als „Ausdehnung und Denken", sondern als „Wille und Vorstellung" bezeichnet. Der Wille ist „blind und dumm", die Vorstellung „allsehende Weisheit". Die Vorstellung gehört bekanntlich nach Schopenhauer einzig der Welt der Erscheinung an und hat mit dem eigentlichen Weltwesen, dem „Ding an sich", das nur aus Willen besteht, nichts zu tun; wobei freilich die große Inkonsequenz bleibt, daß die platonischen Ideen als reine und adäquate Objektivationen des Willens angesehen werden. Schopenhauers Erlösungslehre geht auf Askese und Mortifikation des Willens aus.

Nach Wundt (geb. 1832) wird die Seele in eine Summe von Funktionen aufgelöst, die der Beobachtung zugänglich und immer mit bestimmten psychischen Vorgängen vereint sind; sie ist nicht als ein Selbständiges neben oder in dem Leibe zu denken, sondern unabänderlich mit dem körperlichen Dasein verbunden; wie auch umgekehrt das körperliche Dasein nur mit dem psychischen vereint gedacht werden kann.

2. Der Materialismus.

Bis hierher habe ich aus der Geschichte der Philosophie einzelne Grundideen hervorragender Gelehrten herausgefischt, gleichsam als ob ich aus einem großen See einzelne Fischchen, bald einen kleinen Hecht oder Barsch, bald nur einen Stint oder Stichling angelte. Sie geben alle zusammen kein Mittagsmahl, aber sie dienen zur Feststellung der Art, und das soll uns vorläufig auch genügen. Alle diese angeführten Gelehrten haben jeder Einzelne mehr Bände über ihre Prinzipien geschrieben, als ich Zeilen; wir sehen aber hieraus doch, wie alle mit eifrigem Bemühen an dem Kolossalbau der Philosophie gearbeitet und einen Stein nach dem andern zugetragen haben.

Jeder glaubte mit dem Gebäude fertig zu ſein; aber immer wieder kamen andere, ihre Epigonen, und hatten daran zu beſſern; bald wurden neue Fenſter eingeſetzt, um den Ausblick zu erweitern; bald ein Erker, bald ein Türmchen hinzugebaut; bald wurde eine ganze Front niedergeriſſen und neu gemacht, dann wieder ein ganz neuer Grundſtein gelegt; und ſo iſt es ſchon durch Jahrtauſende gegangen, doch nie wurde der Bau ganz fertig. Carus Sterne präziſiert in ſeinem Werke „Werden und Vergehen“ den Unterſchied zwiſchen Dualismus und Monismus folgendermaßen:

„Von Anfang an ſchlug die Philoſophie zwei Wege ein. Auf dem einen wurde eine Weltſeele konſtruiert, die Alles ſchafft (Heraklit, Sokratiſche Schule, Ariſtoteles), der zweite Weg oder die Schule, deren Haupt Demokrit iſt, faßt ihre Hauptgrundſätze in drei zuſammen:

1. Nichts entſteht aus Nichts; nichts Beſtehendes kann vernichtet werden.

2. Alle Verſchiedenheit und aller Wechſel der Dinge hängt von der Miſchung und Bewegung ihrer kleinſten Teile (Atome) ab.

3. Nichts geſchieht ohne Urſache, ſondern Alles aus einem Grunde und mit Notwendigkeit.

Daher die erſte Schule von einer körperloſen Urſache der Welt ausging (Spiritualismus), die zweite von einer materiellen (Materialismus). Nachdem Kraft und Stoff als einheitlich erkannt ſind, bezeichnet man die erſte als dualiſtiſch, die zweite als moniſtiſch. Beide Weltauffaſſungen unterſcheidet man auch beſſer noch als zweckſuchende (teleologiſche) und beobachtende (mechaniſche) Philoſophie.“ — Dieſe beiden Gegenſätze werden auch wohl immer beſtehen bleiben, ſo lange irrende Menſchen ſich an die Löſung überſinnlicher Dinge heranwagen; ſo alt wie die Philoſophie iſt auch der Riß, welcher den Spiritualismus vom Materialismus trennt. Die eine Anſicht hat ſo viel für ſich, wie die andere. Die großen Errungenſchaften des verfloſſenen Jahrhunderts auf den mannigfaltigſten Gebieten der Naturwiſſenſchaft haben

aber doch dem Materialismus viele Anhänger gewonnen; und so steht auch immer dem Idealismus, der die Realität der Materie ebenfalls leugnet, der Materialismus gegenüber, welcher die Materie als das wahrhaft Seiende erklärt und das Denken als deren Eigenschaft resp. Produkt bezeichnet. Auch vom früheren französischen Materialismus unterscheidet sich der heutige wesentlich, indem jener (s. S. 204) dem Geistigen körperliche Beschaffenheit zuschrieb, wogegen dieser von physiologischer Basis ausging. Carl Vogt, Moleschott, Büchner, Czolbe, Feuerbach, Strauß, Häkel u. v. A. waren und sind teilweise noch ihre eifrigsten Vertreter.

Der Materialismus führt das Wesen der Dinge also auf die Materie als ihren letzten Grund zurück; der Geist ist nur die sekundäre Erscheinungsform; hierbei tritt der Dualismus in einen scharfen Gegensatz zum Monismus. Ernst Häkel (geb. 1834) hat diese Gegensätze in seinem hier folgenden Substanz- oder Universalgesetz präzisiert:

Mechanische Weltanschauung im Monismus.	Teleologische Weltanschauung im Dualismus.
1. Die Welt (Kosmos) besteht aus einem einzigen, untrennbaren Gebiete, dem einheitlichen Substanzreiche; seine untrennbaren Attribute sind die Materie (der ausgedehnte Stoff) und die Energie (die wirkende Kraft).	1. Die Welt besteht aus zwei getrennten Gebieten, dem Naturgebiete (der materiellen Körperwelt) und dem Geistesgebiete (der immateriellen Seelenwelt).
2. Das gesamte Reich der Wissenschaft bildet ein einziges, einheitliches Gebiet; die sogenannten Geisteswissenschaften sind nur Teile der Naturwissenschaften. Wahre Wissenschaft beruht auf Empirie, nicht auf Transscendenz.	2. Demnach zerfällt das Reich der Wissenschaft in zwei ganz getrennte Gebiete; Naturwissenschaft (empirische Lehre von den mechanischen Vorgängen) und Geisteswissenschaft (transscendente Lehre von den physischen Vorgängen.

3. Die Erkenntnis aller Erscheinungen ist ausschließlich empirisch. Offenbarung und Transcendenz ist Täuschung.	3. Die Erkenntnis der Naturerscheinungen geschieht auf empirischem Wege; die der Geisteserscheinungen durch Offenbarung.
4. Das Substanz-Gesetz hat ganz allgemeine Geltung im Gebiete der Natur und des Geistes. Auch bei den höchsten geistigen Funktionen ist die Arbeit der bewirkenden Nervenzellen notwendig.	4. Das Substanzgesetz in seinen beiden Teilen hat nur Geltung für das Gebiet der Natur. Die Tätigkeit der immateriellen Seele ist frei, nicht an physikalische und chemische Veränderungen geknüpft.

Hierzu kommen noch die „Gegensätze der fundamentalen Prinzipien im Gebiete der monistischen und dualistischen Philosophie."

1. Monismus. (Einheitliche Weltanschauung). Materielle Körperwelt und immaterielle Geisteswelt bilden ein einziges, untrennbares und allumfassendes Universum.	1. Dualismus. (Zweiheitliche Weltanschauung.) Materielle Körperwelt und immaterielle Geisteswelt sind zwei völlig getrennte Gebiete (von einander ganz unabhängig).
2. Pantheismus (und Atheismus). Deus intramundamus. Welt und Gott bilden eine einzige Substanz. (Materie und Energie sind untrennbare Attribute.)	2. Theismus (und Deismus). Deus extramundamus. Welt und Gott sind zwei verschiedene Substanzen. (Materie und Energie sind nur teilweise verknüpft).
3. Genetismus (Evolutismus). Entwickelungslehre. Der Kosmos (Universum) ist ewig und unendlich, ist niemals erschaffen und entwickelt sich nach ewigen Naturgesetzen.	3. Kreatismus (Dmiurgit). Schöpfungslehre. Der Kosmos ist weder ewig noch unendlich, sondern einmal (oder mehrmals) von Gott aus Nichts erschaffen.

4. Naturalismus (und Rationalismus). Das Substanzgesetz (Erhaltung der Materie und der Energie) beherrscht alle Erscheinungen ohne Ausnahme; alles geht mit natürlichen Dingen zu.

5. Mechanismus (und Hylozoismus). Es gibt keine besondere Lebenskraft (vis vitalis), welche den physikalischen und chemischen Kräften unabhängig und selbständig gegenübersteht.

6. Thanaismus (Sterblichkeitsglaube). Die Seele des Menschen ist kein selbständiges, unsterbliches Wesen, sondern auf natürlichem Wege aus der Tierseele entstanden, ein Komplex von Gehirnfunktionen.

4. Supernaturalismus (und Mysticismus). Das Substanzgesetz beherrscht nur einen Teil der Natur; die Erscheinungen des Geisteslebens sind davon unabhängig und übernatürlich.

5. Vitalismus (und Teleologie). Die Lebenskraft wirkt in der organischen Natur zweckmäßig, unabhängig von den physikalischen und chemischen Kräften.

6. Athanaismus (Unsterblichkeitsglaube). Die Seele des Menschen ist ein selbständiges, unsterbliches Wesen, übernatürlich erschaffen, teilweise oder ganz unabhängig von den Gehirnfunktionen.

Nach Häckels monistischer Auffassung sind daher die materiellen Atome und deren mechanische Arbeitsleistung das Primäre; der unbewußte und der bewußte Geist ist ihm nur eine Funktion der Materie.

Die kosmologischen Lehrsätze der rein naturalistischen und monistischen Lehre Ernst Häckels sind gleich (Spinoza und Goethe):

1. Das Weltall ist ewig, unendlich, unbegrenzt.

2. Die Substanz desselben mit ihren beiden Attributen (Materie und Energie) erfüllt den unendlichen Raum und befindet sich in ewiger Bewegung.

3. Alle Körper unterliegen dem Substanzgesetz. Geist und Materie bilden die Substanz.

Der Theismus hat also einen Deus extramundanus, welcher ein von der Welt verschiedener Gott ist; man nimmt daher

eine Weltseele an, die die Welt regiert und welche der Inbegriff der im Universum wirkenden Kräfte ist. Diese Kräfte sind: Schwere, mechanische Kraft, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Cohäsion und Affinität. Sie wirken anziehend und abstoßend, konvergierend und divergierend, zentripetal und zentrifugal, einander bekämpfend und neutralisierend, teilend und verbindend, sie bilden und bauen die Welt. Es ist demnach eine unsichtbare Kraft, die in der sichtbaren Materie auf die verschiedenste Weise wirkt; bei aller Verworrenheit der Phänomene ist Klarheit und Einfachheit, planvolles Wirken, stylvolles Aufbauen, ein einheitliches Zusammenwirken der Weltkräfte, ein principium movens, eine Weltseele. Mag man sie nun als bewußtes oder unbewußtes Zusammentreffen physischer und physikalischer Kräfte oder als Urkraft des Universums auffassen, immer muß sie als selbständig wirkende Kraft betrachtet werden, die überall unter einheitlicher Leitung gewissermaßen wirkt. Der Dualismus nimmt nun aber Gott (Intelligenz, Vernunft, νους) als reinen Geist, der Alles aus Nichts schafft, a priori an und die Welt (Materie) als durch den Geist aus Nichts Entstandenes; der Pantheismus dagegen hält Geist und Materie für eine einzige, mit einander engverbundene und untrennbare Substanz, die von Ewigkeit war und in beständigem Fluß und Wechsel ist. Das ist eigentlich der einzige Gegensatz, der Dualismus von Monismus, Pantheismus von Theismus scheidet und die andern Gegensätze als Konsequenz nach sich zieht. Die Gelehrten sind in Jahrtausenden nicht einig darüber geworden, darum wäre es doch am ersprießlichsten, wenn jeder denkende Mensch sich selbst eine eigene Meinung bildete; ich bin sicher, daß er mit der korruptesten Idee auch heute noch, wie in den verflossenen Zeitaltern, auf Gleichgesinnte stößt.

Nach meinem Dafürhalten ist die monistische Idee viel großartiger, die Gottheit viel vollkommener, als nach dualistischer Anschauung. Gott ist nicht eine bloße schaffende Kraft, sondern überhaupt Alles; Kraft und Stoff, Beides liegt in der Gottheit; ein wahrer Deus intramundanus, der nicht aus Nichts, sondern aus Sich Etwas schafft, aus seiner Materie die Kraft und aus seiner Kraft die Materie.

Carteſius (ſ. S. 200) hat in ſeinen „Betrachtungen über die Grundlagen der Philoſophie“ erklärt, daß ihm die Exiſtenz der ſinnlichwahrnehmbaren Dinge ungewiß iſt, da die Sinne vielfach täuſchen; nur ſein Denken, worunter er auch Geiſt, Seele, Intelligenz, Vernunft verſteht, giebt ihm die Gewißheit ſeines Seins. Sein Nachfolger Spinoza (ſ. S. 201) teilt dieſelbe Anſicht. Nun, die Carteſius'ſchen Prinzipien ſind ja vielfach teils acceptiert, teils modifiziert, teils widerlegt worden. Wenn ich die Sonne ſehe, ſo erſcheint ſie mir als kleine, leuchtende Scheibe. Durch die bloße Wahrnehmung meines Sehvermögens habe ich nun zwar keine richtige Vorſtellung von ihrer wirklichen Größe und ſonſtigen Beſchaffenheit; aber ihr Daſein kann darum nicht aus der Welt geſchafft werden, und erſt durch dieſe Sinneswahrnehmung bin ich zum weiteren Nachdenken über ſie und ihre Verhältniſſe gekommen; demnach iſt das Sinnliche immer das Primäre, aus welchem das Denken hervorgeht, und nicht umgekehrt. „An ſeinen Werken könnt ihr Gott erkennen“, heißt es ſchon in der Bibel (das ſoll zwar dualiſtiſch, kann aber ebenſo gut moniſtiſch gedacht werden); durch die Sinne wird uns alſo erſt das Daſein Gottes zum Bewußtſein gebracht. Womit will man nun aber die rein geiſtige Eigenſchaft Gottes dartun? Alle Beweiſe der Dualiſten für dieſe Annahme ſind von den Moniſten entkräftet worden; aber auch deren Annahmen können apodiktiſch niemals bewieſen werden, und ſo bleibt uns Gott, wie Nietzſche ſagt, immer nur eine Mutmaßung.

Um ſich nun ſelbſt ein Urteil über dieſes höchſte Problem bilden zu können, wäre es erſprießlich, alle Geſchehniſſe, wie die unendliche, allgewaltige Natur ſie uns vor Augen führt oder wie hervorragende Naturforſcher ſie dargeſtellt haben, an unſerm geiſtigen Auge kaleidoſkopiſch vorübergehen zu laſſen, und ſo will ich denn in gedrängter Kürze einzelne weſentliche Momente aus dem gewaltigen Material herausgreifen.

Naturbetrachtung.

O du unendliche, erhabene Gottheit! wie biſt du ſo herrlich und ſchön in deiner Weſenheit, die mir allüberall in der

allgewaltigen Schöpfung entgegentritt; ob ich den Blick hinauf in die ferne Sternenwelt oder hinab zu den unscheinbarsten Gebilden der Erde richte; alles ist groß und schön und unbegreifbar, selbst im niedrigsten Geschöpfe. Viele der urewigen Naturgesetze hat der menschliche Forschungsgeist entdeckt und sich zu Nutze gemacht; aber des Lebens schaffende Kraft bleibt uns ein nie zu lösendes Rätsel. Hier steht der menschliche Verstand still, verliert sich in unfruchtbare Hypothesen und beugt sich endlich in Erkenntnis seiner Schwäche vor dem Wunderbaren, das ihn wesenlos umschwebt und das ihn seit Jahrtausenden immer von neuem anzieht.

1. Der Makrokosmos.*)

Lenken wir nun unsern Blick hinauf zum Firmament, so tritt uns zuerst in ihrer strahlenden Schönheit die Sonne entgegen, sodaß die Menschheit, deren Geist noch ungeschult war und die alles nur aus der direkten Vermittelung ihrer Sinne beurteilen konnte, mit voller Berechtigung die Sonne als das weitaus wichtigste Gestirn am Himmel betrachtete. Und in der Tat ist sie es auch für uns Erdenbewohner insofern, als unser Planet von ihr abhängig ist und wir von ihr Leben und Gedeihen empfangen. Aber der grübelnde Verstand der Astronomen hat es herausgeklügelt, daß unsere Sonne mit ihrem ganzen Planetensystem doch nur ein winziger Teil des ungeheuern Weltsystems ist, welches uns der Fixsternhimmel offenbart. Der berühmte nordamerikanische Himmelsforscher Simon Newcomb hat unlängst die Ergebnisse seiner Studien über die Anordnung des Sternenhimmels veröffentlicht. Die Hauptergebnisse drückt er in folgenden Sätzen aus:

1. Wenn man mit einem Halbmesser, der 200000mal so groß ist, als die Entfernung der Erde von der Sonne, eine Kugel beschrieben denkt, so findet sich durchschnittlich in dem Raume, den acht dieser Kugeln einnehmen, ein einziger Fixstern.

2. Die Ansammlung der Sterne, die wir das Weltall zu nennen pflegen, ist in ihrer Ausdehnung begrenzt. Damit

*) nach Neumayr, M. W. Meyer, M. Reymond u. A.

wird indessen nicht ausgeschlossen, daß weit jenseits der Grenzen unseres Universums andere Ansammlungen von Sternen bestehen, über die wir aber weiter nichts wissen.

3. Die äußere Begrenzung unseres Universums ist etwas unregelmäßig. In dem Maße, als man sich derselben nähert, werden die Sterne wahrscheinlich spärlicher. Den Raum bis zu der Grenze des Universums zu durchlaufen, bedarf der Lichtstrahl etwa 3000 Jahre.

4. Das Universum erstreckt sich in der Richtung des Gürtels der Milchstraße weiter hinaus, als in der Richtung der Pole derselben, d. h. in der Richtung senkrecht zur Ebene der Milchstraße.

5. Die Gesamtzahl der Sterne unseres Universums ist auf Hunderte von Millionen zu veranschlagen.

Von diesen vielen Millionen sieht das gewöhnliche Auge am nördlichen Himmel nur 3300 bis höchstens 5000; alle übrigen sind nur teleskopisch wahrnehmbar.

Was ist dagegen unsere Erde? — Ein winziges Pünktchen im unendlichen Raume, wenn man bedenkt, daß jeder dieser Fixsterne eine selbständige, mit eigenem Lichte leuchtende Sonne ist, die wahrscheinlich auch, wie die unsrige, von Planeten umkreist wird. Der Abstand unserer Sonne von dem nächsten Fixsterne, dem leuchtenden α im Sternbilde des Centauren, wird auf annähernd acht Billionen Meilen geschätzt, d. h. er ist 400000 mal so groß, als derjenige der Erde von der Sonne. Das Licht, welches mehr als 40000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt, braucht über $6^1/_2$ Jahre um von dort zu uns zu gelangen. Die Entfernungen der übrigen Fixsterne sind bedeutend weiter, und kann man annehmen, daß viele von ihnen Hunderte, ja selbst Tausende von Sternweiten (1 Sternweite = 8 Billionen Meilen) von der Sonne abstehen und ihr Licht Jahrtausende gebraucht, um zu uns zu gelangen.

Die wie ein weißleuchtendes Band das ganze Firmament umziehende Milchstraße ist, durch ein starkes Teleskop betrachtet, ein Haufe zahlloser, dichtgedrängter, winzig kleiner Sternchen, von denen ein jeder eine Welt für sich ist. Man schätzt ihren

Abstand von uns auf 79 bis 497 Siriusweiten. (Eine Siriusweite gleich 26 Billionen Meilen.)

Welche Zahlen! welche unendliche Weiten! und alles nach unwandelbaren, unabänderlichen Naturgesetzen geordnet. Wer wollte dabei noch so kleinlich von einer Gottheit denken, die, wie wir Sterblichen hier auf Erden, an irgend einem Platze im weiten Himmelsraume ihren Sitz hat und nach deren Ebenbilde der Mensch geschaffen sein soll? Ist es nicht viel angemessener anzunehmen, daß dieses einheitliche Walten im Großen wie im Kleinen die Allgegenwärtigkeit und Immanenz der Gottheit in der ganzen Natur dokumentiert? Kann die in stetem Fluß befindliche Materie nicht ebenso gut ewig, wie der Geist und unlöslich mit ihm verbunden sein? Warum soll der Geist erst die Materie schaffen und sich dann mit ihr auf Zeit verbinden? Bei dieser Erwägung erscheint es mir doch viel plausibler, daß die aus Geist und Materie, Kraft und Stoff bestehende Substanz aus sich selbst heraus Alles bildet, was uns mit staunender Bewunderung erfüllt. Doch sollte man über solche ganz unbeweisbare Thesen nicht streiten; Gott ist Gott, ein Name, der alles Unfaßbare in sich schließt.

Gehen wir nun weiter in der Betrachtung dessen, was der menschliche Geist allmählich durch Beobachtung und Erfahrung der Natur abgelauscht hat. Man hat erkannt und berechnet, daß die Sonne nicht unabänderlich ihren Platz im Universum behält, sondern in einer rasch fortschreitenden Bewegung begriffen ist, und zwar bewegt sie sich samt allen ihren Planeten mit einer Geschwindigkeit von $2^{3}/_{4}$ bis 7 Meilen in der Sekunde gegen das Sternbild des Herkules hin; ebenso nähern wir uns (nach Huggins und Vogel) dem Sterne Vega im Sternbilde der Leier um 11,24 Meilen, dem Atair im Adler um 10,4 Meilen, dem Arcturus um 13,75 Meilen, dem Pollux um 12,25 Meilen in der Sekunde, während wir uns von Kastor 7, von Regulus im Löwen 3—4, von Riegel im Orion 3,75 Meilen in der Sekunde entfernen.

In derselben Weise, wie die Sonne, haben auch die anderen Fixsterne eine Eigenbewegung. Sirius hat seinen

Ort am Himmel seit Erbauung Roms um $1^1/_2$, Arcturus um 3, und der uns nächste, Alpha im Centauren, um 5 Vollmondsbreiten verändert. Alpha ist 4000 Milliarden georgr. Meilen von uns entfernt, Sirius 21 000, Arcturus 32 000, der Polarstern 60 000 und Capella 90 000 Milliarden Meilen. Mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß diese Eigenbewegung nach den nämlichen Gesetzen der Mechanik erfolgt, welche den Umlauf der Planeten um die Sonne regeln; ob aber die Sonne und die Fixsterne gradlinige Bewegungen haben, oder ob sie, zu einem oder mehreren Systemen vereinigt, Kurven um ihren gemeinsamen Schwerpunkt beschreiben, oder ob sie alle wieder um eine Zentralsonne kreisen, und ob wir diese in einem der Sterne der Plejaden im Sternbilde des Stiers zu suchen haben, wie vorgeschlagen worden ist, das sind Fragen, für deren Entscheidung wir noch kaum Anhaltspunkte besitzen.

Und dieses ganze Weltsystem, in dem unsere Sonne mit ihren Planeten nur ein einzelner Fixstern ist, stellt uns wahrscheinlich noch kein Weltall vor, sondern ist vielleicht eins von zahllosen Systemen einer höheren Ordnung, die vielleicht wieder untereinander in Verbindung stehen wie die einzelnen Fixsterne um uns herum; denn zwischen den flimmernden Sternen erscheinen noch an vielen Stellen des Firmaments helle Lichtwölkchen, sogenannte Nebelflecke. Mit Hilfe starker Teleskope hat man erkannt, daß sie aus zahllosen winzigen Sternchen bestehen, und so glaubt man denn, wie Kant zuerst annahm, daß diese Nebelflecke wahrscheinlich nichts anderes sind, als selbständige Sternsysteme derselben Natur und vielleicht derselben Größe wie unsere Milchstraße mit allen ihren Fixsternen und unserer Sonne. Das sind die andern Welten, von denen wir nichts wissen, wie Newcomb sagt. Aber welche Perspektive, welche unfaßbare Großartigkeit enthüllt sich hier dem denkenden Geiste. Wie bist du doch so unendlich groß, o Gott!

Diese ganze Wissenschaft hat nun zwar der denkende, kombinierende Menschenverstand allmählich gefördert und glaubhaft gemacht, aber der forschende Geist hat den ersten Impuls

immer erſt durch Sinneswahrnehmungen empfangen; er hat unſere Sinneswerkzeuge durch künſtliche Mittel nach fortſchreitender Erkenntnis der Naturgeſetze bedeutend verſchärft, wie beiſpielsweiſe das Auge durch das Teleſkop und Mikroſkop; zu dem kommen zahlloſe Beobachtungen und Erfahrungen, die, mit einander kombiniert, zu glänzenden Reſultaten führten. Keine der anderen Wiſſenſchaften verliert ſich ſo weit in das myſtiſche Dunkel prähiſtoriſcher Zeit, als grade die Aſtronomie. Dieſer glänzende Sternenhimmel hat vor allem Andern die Phantaſie und das Nachdenken der Menſchen ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit angeregt, und finden wir aus der grauеſten Vorzeit ſchon aſtronomiſche Aufzeichnungen bei den Chineſen, Indern, Chaldäern und Aegyptern. Doch erſt mit Kopernikus (1473—1543), welcher das alte Ptolomäiſche Planetenſyſtem über den Haufen warf, fing die Aſtronomie an, auf wiſſenſchaftlicher Baſis weiter zu forſchen. Kepler (1571—1630) löſte das Jahrtauſende alte Rätſel durch die Entdeckung ſeiner Geſetze von den Bewegungen der Himmelskörper, indem er feſtſtellte, daß die Planeten ſich in Ellipſen bewegen, in deren innerem Brennpunkte die Sonne ſteht, und daß die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten ſich verhalten wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne; und Newton (1642—1720) bewies die phyſikaliſche Grundlage dieſer Bewegungen und der Univerſalität ihrer Geſetze. Sein Gravitationsgeſetz, nach welchem ſich alle materiellen Körper gegenſeitig im geraden Verhältnis ihrer Maſſen und im umgekehrten Verhältnis der Quadrate ihrer Entfernungen anziehen, hat uns erſt eine Erklärung für die Kraft gegeben, welche die Planeten in ihren Bahnen um die Sonne, und die Monde um die betreffenden Planeten führt; dieſes iſt es, infolge deſſen ein Planet den andern und ebenſo die Kometen anzieht; es gibt Aufſchluß über die Geſtalt der Erde, über Ebbe und Flut auf derſelben, über Pendelbewegungen u. ſ. w.

Zu dieſer Erkenntnis und allen ſpäteren Entdeckungen ſind wir nur mit Hilfe des Fernrohres gekommen; aber es hat außerdem doch noch vieler Hilfsmittel der Optik, Mechanik und anderer Künſte und Wiſſenſchaften bedurft, um uns die

nähere Bekanntschaft mit den Himmelslichtern zu vermitteln. Die geistige Kurzsichtigkeit, welche das Mittelalter in allen Richtungen charakterisierte, wurde mit der Verschärfung unseres leiblichen Auges gründlich kuriert. Die Entdeckungen mit Hilfe des Fernrohres gaben dem uralten Dogmenglauben den Todesstoß; sie räumten mit den Vorurteilen aristotelischer Weisheit auf, welche überall der Entwickelung der Wissenschaft entgegenstanden, und zeigten, wie man in grellen Widerspruch mit dem unzweifelhaften Augenschein geraten mußte, indem man religiöse Anschauungen aus dem Wortlaut toter Buchstaben herausbilden wollte.

Die Entdeckung der Jupitermonde, der „mediceischen Sterne", welche Galilei mit seinem ersten selbstverfertigten Fernrohre machte, warf alle diese Dogmen aus dunkler Zeit über den Haufen. Diese vier Sterne, welche um einen andern Stern kreisten, bewiesen durch den bloßen Augenschein mit unüberwindlicher Kraft, daß es in der Welt auch Zentralbewegungen gibt, die nicht um die Erde als Zentrum stattfinden, wie es Aristoteles und mit ihm die ganze Menschheit für notwendig hielt, welche seine Lehren bis dahin geradezu als göttliche Offenbarungen für unantastbar betrachteten.

Hierbei möchte ich gleich des neuesten Wunders gedenken, worüber uns das Fernrohr Aufschluß gab und über welches man zu Betrachtungen über die Bildung der Sonnensysteme veranlaßt wird. M. W. Meyer berichtet darüber in seinem Werke „Auf der Sternwarte" wie folgt:

Am 16. August 1885 sah der unterhalb des ein lateinisches W bildenden Sternbildes der Cassiopeia befindliche Andromedanebel von ca. zwei Grad Länge noch wie sonst aus (in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man erst in dem bis dahin verschwommenen Nebel einige Tausend schwache Lichtpünktchen entdeckt); am 17. August bemerkte ein bloßer Liebhaber der Astronomie, Gully in Rouen, in der Nähe der Mitte des Nebels zuerst einen hellen Stern 6. oder 7. Größe. Plötzlich war er entstanden und allmählich nahm sein Licht wieder ab, bis er im Januar 1886 nur noch 12. Größe war und dann ganz verschwand.

Eine ähnliche Erscheinung in Nebelflecken ist überhaupt nur noch einmal in den Annalen der Sternkunde verzeichnet worden und zwar durch den Astronomen Auwers in Königsberg am 21. Mai 1860. — Zwischen dem Nebel und dem neuen Sterne müssen wir nach den Vorgängen einen innern physischen Zusammenhang für höchst wahrscheinlich halten. Keine Materie im endlosen Weltgebäude kann ruhen. Die Sterne sind nicht festgeheftet an das Firmament, sondern alles rast mit kosmischer Geschwindigkeit seiner Bestimmung entgegen. Auch im Andromedanebel können die Lichtpunkte, welche wir dichtgedrängt darin wahrnehmen, nicht stille stehen, wie es der naive Glaube des Altertums bei allen Gestirnen sich dachte. Dort mußte sich ganz besonders die Materie regen; denn wir wissen, daß in diesen Nebeln der bildende Geist der Natur seine Werkstätten aufgeschlagen hat, wo die Sonnensysteme tausendfältig geformt werden. Einige von ihnen bestehen noch aus luftigen, losen Gasen und haben Kugelform; in anderen ist schon die Bewegung, das Leben der Materie getreten. Sie platten sich durch den Umschwung ab und werden zu Weltlinsen, die sich nach ihrer Mitte hin verdichten. Andere haben wieder aus tausend dichteren Stellen, die sie von Hause aus besaßen und welche für sich die übrige Materie an sich rissen, ebenso viele Sonnen gebildet, die sich in dem Nebel verteilen und in ihrer Gesamtheit ihre ursprüngliche Form vorläufig behalten. In diesem Stadium der Weltbildung befindet sich in seinem mittleren Teile ohne Zweifel der Andromedanebel. In dem ungeheuern Wurfe, der tausende von Sonnen auf einmal gebar, ist Gutes mit Schlechtem, Bestandunfähiges mit Beständigem zur Welt gekommen. Die Sonnen schwärmen um ihr gemeinschaftliches Zentrum in vielfach sich durchkreuzenden Bahnen, und plötzlich schlagen zwei davon in fürchterlichem Anprall zusammen. Wie im Eisenhammer, wenn der mächtige Stahlblock niederfällt auf einen harten Stein, sich seine Umgebung plötzlich erhitzt und Funken ringsum sprühen von Gegenständen, die einen Moment früher noch kalt waren, so müssen sich in dem vehementen Zusammenstoß zweier Sonnenkugeln beide zu einer so gewaltigen Glut

erhitzen, daß sie dadurch das tausendfältige ihrer früheren Leuchtkraft gewinnen können. Einen solchen aufsprühenden Funken von einem Weltbrande haben wir damals oben aufblitzen sehen. Die Natur hat dort einen Schritt vorwärts getan in der Entwickelung eines Weltsystems. Was kümmert es sie, ob dabei eine Sonne zu Grunde ging. Eine Sonne ist dort so viel wert, wie hier ein Infusionstierchen.

Diese Vorgänge spielten sich in einer Region ab, die noch außerhalb unseres Weltalls mit allen seinen Fixsternen und der Milchstraße lag; ebenso sind schon sicherlich viele Jahrtausende verflossen, als diese Weltkatastrophe vor sich ging; denn wenn der Lichtstrahl nach Newcomb schon 3000 Jahre braucht, um den Raum unseres Universums zu durchlaufen, so wird er sicherlich sehr viel mehr Zeit gebrauchen, um von einem andern Weltsystem zu uns zu gelangen. —

Die jetzt noch geltenden Theorien über die Entwickelung des Kosmos wurden von Kant (1724—1804) und Laplace (1749—1827) aufgestellt, denen sich neuerdings noch eine Nordenskiöldsche Hypothese zugesellte.

Nach Kant wäre der ganze Raum, den unser Sonnensystem jetzt einnimmt, ursprünglich von der in ihre Grundstoffe aufgelösten Materie ausgefüllt gewesen, aus denen die Himmelskörper, die jetzt diesem System angehören, zusammengesetzt sind. Die dichteren Elemente hätten nach dem Gesetz der Schwere die weniger dichten angezogen; daneben hätten aber auch abstoßende Kräfte zwischen den dünneren Elementen gewaltet. Es hätte sich zunächst eine große kugelige Masse gebildet, die sich um ihre Achse bewegte und infolge dessen in Richtung dieser Achse sich abplattete. Allmählich habe sich als Kern dieser Masse ein großer Zentralkörper gebildet: das war die Sonne, die von den übrigen, in ihre Verdichtung nicht mit einbezogenen Teilchen umkreist wurden. Infolge der Verschiedenheit der Materie hätten sich dann noch eine Reihe anderer, selbständiger Verdichtungszentren gebildet, die außer ihrer Bewegung um den Hauptkörper auch noch eine solche um ihre eigene Achse annahmen. So seien die Planeten und in ähnlicher Weise aus diesen die Monde entstanden.

Laplace stellte unabhängig von Kant eine andere Theorie auf. Er nahm von vorneherein einen feurigen Zentralkörper an, der von einer glühenden, weit ausgedehnten Atmosphäre umgeben war. Diese letztere befand sich nach seiner Annahme in langsamer Umdrehung um ihre Achse und strahlte ihre Wärme allmählich in den Weltraum aus, wodurch die Masse sich zusammenzog und ihre Umdrehungsgeschwindigkeit zunahm. Hierbei mußte ein Zustand eintreten, in welchem die Anziehungskraft im Mittelpunkt des Zentralkörpers das gleiche Maß erreichte, wie die Zentrifugalkraft an der äußersten Schicht der ganzen rotierenden Masse. Als dann die Zentrifugalkraft bei noch weiterer Vermehrung der Umdrehungsgeschwindigkeit das Uebergewicht über die Anziehungskraft des Zentrums erlangte, mußte sich die äußerste Schicht am größten Umfange des Körpers ablösen und einen selbständigen Körper bilden, der nunmehr als Ring den Zentralkörper umkreiste. Je mehr dieser letztere im Laufe der Zeit durch seine Verdichtung an Umfang abnahm, an Umdrehungsgeschwindigkeit aber gewann, desto öfter mußte sich die Abtrennung von Ringen wiederholen. Diese verdichteten sich aber infolge der Abkühlung für sich und wandelten sich in rotierende Körper von sphäroider Gestalt um. War die Masse des Ringes keine gleichförmige, so zerfiel er in mehr oder weniger zahlreiche kleine Körper, wie dies bei den Asteroiden angenommen werden kann; im anderen Falle entstand ein einziges Sphäroid. Die Entstehung der Trabanten aus den Planeten dachte sich Laplace in ähnlicher Weise. Diese beiden Theorien hat die Wissenschaft unter dem Namen der Kant-Laplaceschen Theorie vereinigt und darauf die moderne Weltanschauung begründet.

Der Umstand nun, daß Laplace einen glühenden Zustand der Nebelmasse voraussetzte, läßt seine Theorie aber äußerst fragwürdig erscheinen. Denn nach allen unseren heutigen physikalischen Erfahrungen ist es ganz unmöglich, daß ein vollkommen durchsichtiges Gas seine Licht- und Wärmestrahlen in einem eisig kalten Weltraume auf Myriaden von Jahren erhalten könne. Hiergegen spricht auch der Umstand, daß, nach theoretischen Betrachtungen Zöllners und praktischen Versuchen

von Frankland und Lokyer, das Nebelspektrum und sein gelegentliches Zusammenschrumpfen auf eine Linie sich nur durch eine äußerst geringe Dichtigkeit und niedrige Temperatur der Nebelmasse erklären lasse. Mutmaßlich zeigt der Nebel nur das aus den Lichtquellen benachbarter Sonnen reflektierte Licht. Neuerdings hat jedoch der amerikanische Astronom T. J. J. See die Vermutung ausgesprochen, daß das Licht der Nebelflecke möglicherweise eine Phosphorescenzerscheinung sei oder einer Art von Leuchten entspreche, wie es von intensiv kalten Körpern ausgehen kann.

Auch gegen die Annahme einer fortgesetzten Ringablösung lassen sich Bedenken erheben. Zunächst erscheint es in hohem Grade fraglich, ob unter den gegebenen Umständen überhaupt eine Ringablösung möglich war. Der von Plateau 1866 gemachte Versuch zur Veranschaulichung dieser Ringablösung mit einer Oelkugel in Wasser und Weingeist kann nicht maßgebend sein, weil für flüssige Körper nicht dasselbe gilt, wie für gasförmige. Kirkwood und Fayl haben auch bezweifelt, daß unter den von Laplace gemachten Voraussetzungen der ursprüngliche Centralkörper durch Konzentrierung und vermehrte Rotation habe Ringe abgeben können. Kirkwood hat ferner gegen die Vereinigung der aus den losgelösten Ringen entstandenen sphäroidischen Kerne, aus denen die Planeten hervorgingen, geltend gemacht, daß sie eine außerordentlich lange Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Der Haupteinwand läßt sich aber gegen einen von Anfang an bestehenden glühenden Zustand der Sonne machen. Aus der Lehre vom Magnetismus wissen wir, daß ein ins Glühen geratener Magnet sein Attraktionsvermögen völlig verliert und außer Stande ist, auch auf die kleinste Entfernung hin noch einen andern Körper anzuziehen. Man wird nun wohl nicht bestreiten können, daß die ihrem inneren Wesen nach noch unerklärte Gravitation mit den auf der Erde beobachteten Anziehungskräften etwas Verwandtes haben muß. So wenig als ein im glühenden Zustande befindlicher Magnet in der Lage ist, auf andere, selbst in seine allernächste Nähe gebrachte Körper, anziehend zu wirken, so wenig vermag auch

der Sonnenball (oder ein anderer Weltkörper) auf die Entfernung von Milliarden von Kilometern, in welchem Abstande bekanntlich noch Kometen ihn umkreisen, eine Anziehung auszuüben. Der eigentliche Sonnenkörper ist ganz fest und besteht aus einer Masse, die in hohem Grade die Eigenschaften des Magnetismus besitzt, also aus Eisen. Diese Folgerung wird noch durch die neuesten Untersuchungen Dr. E. Wicherts, denen zufolge unsere Erde unter dem Mantel von Gesteinen, der seine äußeren Schichten ausmacht, einen Eisenkern von 10000 Kilometern Durchmesser besitzt, wesentlich gestützt. Eine weitere Bestätigung für diese Annahme bilden die in zahlloser Menge zu uns gelangenden Eisenmeteorite, die vielleicht Bruchstücke größerer Weltkörper sind. Ich möchte hier doch noch als meine persönliche Ansicht einschalten, daß diese Meteorite nicht sowohl Bruchstücke anderer Welten, als vielmehr selbständige Weltkörper sein können, die sich aus Partikelchen eines im Aether schwimmenden Urnebels selbst gebildet haben, welcher alle Urstoffe enthält, die zu einer Weltbildung erforderlich sind.

Nun wird man vielleicht einwenden wollen, daß diese Hypothese von der Festigkeit der Sonne und der dunkeln Masse ihres Kernes garnicht diskussionsfähig ist, da wir doch die Sonne leuchten sehen. Dem ist aber nicht so. Denn das, was wir als leuchtende Sonne, als Photosphäre erblicken, ist nur eine glühende, leuchtende Gasschicht, eine Schicht, deren Tiefe nach den Untersuchungen des Grafen Pfeil mindestens 265000 km beträgt. Es liegt auf der Hand, daß eine Atmosphäre von solcher Höhe wohl kaum in der Lage ist, ihre Wärme gegen den kühlen Sonnenkörper hin auszustrahlen.

Es geht sonach aus diesen Untersuchungen hervor, daß die Laplace'schen Annahmen, so schön und sinnreich sie auch erscheinen, nicht angetan sind, Garantieen für eine wirkliche Weltbildung zu bieten. Nun hat im Jahre 1883 der schwedische Polarforscher Baron von Nordenskiöld eine Weltbildungshypothese geliefert, die jedenfalls hohe Beachtung verdient. Nordenskiöld ist durch zahlreiche Beobachtungen in den Polargegenden zu der Ueberzeugung gelangt, daß der dort

stellenweise die Schneefelder bedeckende Staub, den er unter dem Namen „Kryokonit“ gesammelt hat, kosmischen Ursprungs sei, d. h. der Erdoberfläche im Verlaufe der Zeit aus dem Weltall zugeführt wurde und noch zugeführt werde. Er ist der Meinung, daß die Zahl der jährlich auf die Erde herabstürzenden Meteoriten und namentlich die Quantität des fallenden kosmischen Staubes eine viel größere ist, als man bisher vermutete. Nimmt man an, daß in Schweden jährlich etwa zehn größere Meteoriten beobachtet werden, so wird man nicht fehlgreifen, wenn man rechnet, daß in Wirklichkeit zehnmal soviel herabfallen, sodaß wohl der Schluß gestattet ist, daß jährlich auf die gesamte Erdoberfläche etwa 100000 Aërolithen aus dem Weltall gelangen. Unter der Voraussetzung, daß die Erdkugel alljährlich durch eine Zunahme von 10 Millionen Tonnen (5 Quadratkilometer) vergrößert worden ist und wird, würden 600 Billionen Jahre nötig gewesen sein, um ihre gegenwärtige Masse anzuhäufen. — Hierzu möchte ich doch noch persönlich bemerken, daß man wohl annehmen kann, der Zusammenfluß sei in der ersten Zeit der Bildung in großen Massen erfolgt, da der Aether viel mehr von Atomen und Molekülen angefüllt sein mußte, als jetzt. Ich vermute, daß die kreisende Bewegung der Gestirne durch Attraktion dieser Massen das Weltall in dem Maße säuberte, als die Gestirne sich vergrößerten. — Wahrscheinlich ist, daß diese Partikel kosmischen Staubes den Weltraum ganz gefüllt haben und wolkenartige Ansammlungen bildeten, die sich allmählich zusammenzogen ohne dabei zu einer hohen Temperatur zu gelangen. Es bildete sich schließlich ein fast scheibenförmiger Körper, der schwach um seine Achse rotierte, und die um diesen kreisende Materie gruppierte sich nach und nach um isolierte Kerne in der Wolke, die, keineswegs glühend, nichts weiter als Aggregate fester, kosmischer Staubpartikel waren und vielleicht von Anfang an den Aufenthaltsort für organische Keime bildeten. Auf diese Weise sind die Planeten und deren Monde entstanden. Eine Erhitzung trat erst ein, als feste Teile vorhanden waren; dieselbe wurde aber nie so bedeutend, daß sie den ganzen Planeten hätte in den Schmelzungsprozeß versetzen

können. Selbst für den gegenwärtigen Zustand der Sonne braucht man nach Nordenskiöld nicht ungeheure Temperaturen vorauszusetzen. Wenn angenommen würde, daß neben den drei Aggregatzuständen noch ein vierter existiert, welcher derjenige ist, den ein Körper im freien Weltall annehmen würde und bei dem äußerst fein verteilter Stoff mit dem Weltäther verbunden ist, so könnten die Stoffe, die wir heute mit unseren technischen Hilfsmitteln selbst bei höchsten Hitzegraden nicht zu verflüchtigen imstande sind, schon bei der niedrigen, anfänglichen Temperatur des Urnebels alle in seiner Form vorhanden gewesen sein.

Das sind in großen Zügen die kosmogonischen Ansichten Nordenskiölds. Man hat dieselben als einseitig bezeichnet, weil die angeblich an sich nur untergeordnete Bedeutung des Herabfallens kosmischer Staubpartikel übertrieben und den Erklärungen zu Grunde gelegt worden ist. Ich muß aber gestehen, daß die Nebularhypothese Laplaces, welche Helmholtz als einen der glücklichsten Griffe in der Wissenschaft bezeichnet, im Grunde genommen ebenso einseitig ist, als die Nordenskiöldsche Meteoritenhypothese, denn beide gehen von bestimmten Voraussetzungen aus, die je nachdem mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Aus allem bisher Gesagten ersehen wir wohl, daß all unser menschliches Wissen doch nur Stückwerk ist; zugleich aber haben wir erkannt, wie unendlich groß die Welt und wie unendlich lange sie bestanden hat und in Ewigkeit bestehen wird; denn ein ewiges Werden und Vergehen, ein fortwährendes Neugestalten und Verändern dokumentiert sich im Weltgeschehen; Alles ist in stetem Fluß; Alles ist ewig und unendlich. Gelassen sprechen wir diese Worte aus; aber begreifen können wir sie nicht. Von Ewigkeit her war Gott; Gott erfüllte den unendlichen Raum; das Chaos war die unentwickelte Materie mit ihrer immanenten göttlichen Schaffenskraft; die Materie ist daher die Verkörperung, die Materialisation der Gottheit. In Allem, was unser Auge erblickt und was unsere anderen Sinne wahrnehmen, haben wir einen Teil der Gottheit vor uns, welche sich in unendlicher Fülle und Mannigfaltigkeit in voll-

kommenſter Harmonie allüberall ſo herrlich offenbart. Die Materie lebt in Gott und Gott in der Materie, beide ſind untrennbar verbunden. Selbſt im Erſtarrten dokumentiert ſich die Gottheit durch die Eigenſchaften des Geſteins, das aus Atomen oder gar aus früheren organiſchen Stoffen einſt hervorgegangen iſt und wiederum im Laufe der Zeiten ſich verändern wird zu anderen Gebilden oder Organen.

Auch J. G. Vogt nimmt als Urkraft des Weltalls Verdichtung oder Denſation einer einheitlichen Subſtanz an, welche kontinuierlich den Weltraum erfüllt, im Anklang an Empedokles' Lehre vom Lieben und Haſſen der Elemente.

Wir haben hiermit einen Blick in die Allmächtigkeit des Makrokosmos geworfen; wenden wir uns nun dem Mikrokosmos zu, um auch in ihm die Herrlichkeit Gottes lobpreiſend zu bewundern und daraus zu erkennen, wie alles harmoniſch ineinander greift und auf die Einheit Gottes, den Monotheismus, hinweiſt. Aus dem Weltall ſteigen wir nun zur Erde nieder und fangen mit den Atomen an.

2. Der Mikrokosmos.

Leukipp und Demokrit, der lachende Philoſoph (ſ. S. 184), waren ſchon ein halbes Jahrtauſend vor Chriſti die Stifter der Atomiſtik und ſtellten die Hypotheſe auf: Es gibt im Wechſel der Dinge ein ewig Beharrendes, nämlich gewiſſe kleinſte Körperchen (Atome), welche keine anderen Eigenſchaften beſitzen als Ausdehnung, Geſtalt, Bewegung, Härte, Schwere. Leibniz (ſ. S. 204) hat den Verſuch gemacht, die Atome mit Denkkräften auszuſtatten; er erklärt ſie für geiſtige Subſtanzen (Monaden). Bei la Mettrie und andern Philoſophen des 18. Jahrhunderts finden wir noch die mechaniſche Betrachtungsweiſe der Atome. Ihr tritt der Dynamismus eines Schelling und Hegel gegenüber, welche die Materie aus einer Spannung relativ geiſtiger Kräfte oder Potenzen konſtruieren, während Herbart und ſeine Schule, Lotze u. A. ihnen Anlagen zu ideellen Tätigkeiten zuſchreiben. Bei Czolbe (Neue Darſtellung des Senſualismus, 1855) und Büchner (Kraft und Stoff, 1855) tritt der demokritiſche

Materialismus wieder auf. — Auch hier treten sich Idealismus und Materialismus, Dualismus und Monismus gegensätzlich gegenüber. Die ersteren sagen: Der Geist schuf und belebte die Atome, die andern: der Geist geht aus den Atomen hervor. Jedenfalls ist der eine nicht ohne das andere, warum also teilen, was doch zusammengehört? Nun bedenken wir auch noch, daß viele Atome erst ein Molekül bilden, welches so klein ist, daß wir Moleküle nicht auf mechanischem Wege von einander trennen und dieselben vermittelst eines Vergrößerungsglases einzeln nicht unterscheiden können, und doch steckt auch in diesen Stäubchen eine treibende Kraft.

Wir kommen nun zu der Frage: wie entstehen die Organismen? Die Dualisten sind mit der Antwort bald fertig. Gott schafft sie und bläst ihnen belebenden Odem ein. Der Monismus dagegen plädiert für eine Urzeugung (Autogonie) und eine allmähliche Weiterentwicklung der Organismen aus dem einfachsten bis zum kompliziertesten. Von der größten Wichtigkeit für die Hypothese der Urzeugung sind jene („Moneren" genannten) Lebewesen, welche nicht nur die einfachsten beobachteten, sondern auch überhaupt die denkbar einfachsten von allen Organismen sind. Nach Häckel gibt es zwei verschiedene Gruppen solcher kernlosen Plastiden: Phytomoneren als Anfangsstufen des Pflanzenreichs und Zoomoneren als die niedrigsten Stufen des Tierreichs. Der Bonner Professor Schaafhausen teilte schon 1862 mit, daß er unter dem Mikroskop Körnchen von $^1/_{2000}$ bis $^1/_{3000}$ Linie Größe beobachtet habe, aus denen sich die sogenannte Monas oder die Urform des tierischen Lebens entwickelte. Er sah dann weiter, wie sich die Monade nach und nach in höhere Infusorienformen umbildete, und beobachtete denselben Vorgang auch bei Pflanzen und Tieren, aber im Innern einer größeren Zelle. Berichte über ähnliche Beobachtungen finden sich übrigens, wie Ludwig Büchner in seinen „Vorlesungen über die Darwinsche Theorie" erwähnt, auch bei einer Reihe anderer Autoren, wie Pineau, Nicolet, Pruchet, Joly, Musset, Wymann, Mantegazza u. A., welche alle die freiwillige oder Urzeugung beobachtet haben wollen. In seinen „Physiologischen Bildern"

behauptet Büchner, daß der Meeresboden in Tiefen von 5000—25 000 Fuß mit ungeheuren Massen Protoplasma bedeckt ist, welches durch Urzeugung entsteht. — Das Leben der Organismen entsteht durch die Verbindung von Kohlenstoff mit Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, dazu treten noch andere anorganische Stoffe, wie Eisen, Kalcium, Natrium, Schwefel, Phosphor ꝛc. Der Kohlenstoff ist in jeder organischen Verbindung; Sauerstoff zersetzt und führt zur Verwesung; Kohlenstoff bleibt immer als letzter Stoff übrig. — Schleiden (1801—1881) begründete die Zellentheorie und die Kenntnis der Befruchtung der Phanerogamen und — Schwann stellte 1839 zuerst die Zelle als Grundlage aller organischen Bildungen auf; zur Bildung der Zellen gehört Eiweiß, Fett und phosphorsaurer Kalk. Der Zellenkern ist nach Kölliker ein Bläschen von $^1/_{500}$ bis $^1/_{250}$ Linie Größe (selten nur $^1/_{100}$ bis $^1/_{25}$ Linie) mit einer Flüssigkeit, in der wieder ein Kern von $^1/_{1000}$ bis $^1/_{2000}$ Linie Größe ist.

Wie wunderbar dokumentiert sich hier die Gottheit in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit selbst in diesen kaum wahrnehmbaren Partikelchen; sie bauten mit ihren Urstoffen die unendlich weite Welt und schufen das Leben in seiner allmählichen Entwicklung. Eine Ahnung davon ging ja schon den jonischen Philosophen auf; sie waren gewissermaßen die Ahnherren der Geschichte des Darwinismus. Empedokles hat zuerst diesem System sich anschließende Ideen entwickelt, Ideen, die man in der Tat als recht darwinistisch bezeichnen muß; denn er lehrte: das Leben habe in der Natur mit Anfängen begonnen, die sehr weit davon entfernt gewesen wären, die Vollkommenheit der späteren Lebewesen zu besitzen. Die Natur habe zahllose Massen lebensfähiger Materie erzeugt, die so lange wieder zu Grunde gegangen seien, bis einmal eine solche entstanden sei, die unter den vorhandenen äußeren Bedingungen lebensfähig war. Alsdann seien unvollkommene Wesen den vollkommeneren vorangegangen, so z. B. hermaphroditische Tiere denjenigen mit getrenntem Geschlecht. Xenokrates folgerte daraus, daß man das Zweckmäßige einfach aus dem Begegnen vieler Anfänge ableiten könne, und Aristoteles meint in seiner Physik,

daß neben dem Zweckmäßigen auch vieles Unzweckmäßige geschaffen oder erstanden sei, welches letztere, als nicht lebensfähig, wieder zu Grunde gegangen sei, während das Zweckmäßige sich zu größerer Vollkommenheit ausbildete.

Nur einige wenige Naturforscher und auch andere waren vor Darwin der Meinung, daß die Arten einer Veränderung unterlägen und daß die existierenden Lebensformen durch Zeugung hervorgebrachte Abkömmlinge früher bestandener Formen seien. Abgesehen von Buffon, welcher, von der Kirche zu sehr beeinflußt, sich in seinen freien Aeußerungen schwankend zeigte, war Lamark der Erste, welcher die Lehre aufstellte, daß die Arten, der Mensch einbegriffen, von andern Arten abstammen. Beziehentlich der Mittel der Abänderung schreibt er einiges der direkten Wirkung äußerer Lebensverhältnisse zu, einiges wieder der Kreuzung der bestehenden Formen, das meiste aber dem Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe; das heißt also: der Wirkung der Gewohnheit. Aber er nahm auch das Gesetz fortschreitender Wirkung an, und da demnach alle Lebensformen die Neigung zum Fortschritt haben, so war er, um von der Existenz einfacher Produkte in unsern Tagen Aufschluß zu geben, anzunehmen genötigt, daß solche Formen spontan erschaffen werden. Auch Goethe war derselben Ansicht; seiner 1786 auftauchenden Idee der Pflanzenmetamorphose widerstrebten die Botaniker, und seiner 1790 gemachten Entdeckung der Wirbelnatur des Schädels ist zuerst in unsern Tagen Gerechtigkeit widerfahren.

W. C. Wells erkannte 1818 deutlich den Grund der natürlichen Zuchtwahl an; Geoffroy Saint-Hilaire veröffentlichte 1828 seine Ueberzeugung, wonach sich dieselben Formen nicht seit dem Ursprung aller Dinge fortgesetzt hätten, und der Dechant W. Herbert erklärte 1822, daß gärtnerische Versuche es zweifellos festgestellt haben, daß Pflanzenarten nur eine höhere und permanentere Klasse von Varietäten sind. Er dehnt dieselbe Ansicht auch auf Tiere aus und meint, daß einfache Arten von jeder Gattung ursprünglich in einer sehr bildsamen Weise erschaffen wurden und daß diese hauptsächlich durch Kreuzung, aber auch Abänderung alle unsere existierenden

Arten hervorgebracht hätten. Dasselbe bekundeten Professor Grant 1834 und Patrick Matthew 1831 in seinem Werke „Naval Timber and Arboriculture“, worauf er noch 1860 in „Gardeners Chronicle“ aufmerksam machte. Er meinte, daß die Erde zu verschiedenen Zeiten fast ganz ausgestorben war (wahrscheinlich durch Erdrevolutionen, Sintfluten, Eiszeiten) und dann wieder durch neu erschaffene Formen belebt wurde ohne Anwesenheit eines Stoffes oder Keimes früherer Aggregate.

Robert Chambers sagt in dem in 10. Auflage 1853 erschienenen Werke „Vertiges of creation“: „Das nach reiflichem Ermessen hervorgebrachte Ergebnis ist, daß die verschiedenen Reihen belebter Wesen, von den einfachsten und ältesten bis zu den höchstgearteten und jüngsten, die unter Gottes Vorsehung entstandenen Resultate sind; erstens: eines den Lebensformen erteilten Impulses, der sie in bestimmten Zeiträumen, durch Generationen hindurch, von einem Grad der Organisation zum andern, bis zu den höchstgebildeten Dikotylebonen*) und Wirbeltieren vorschreiten läßt. Zweitens: eines andern Impulses, der mit den Lebenskräften verbunden ist und im Laufe der Generationen dahin zielt, die organischen Strukturen in Uebereinstimmung mit äußern Umständen, wie Nahrung, Aufenthalt und meteorische Kräfte, zu bringen. Dieses sind die Anpassungen der „Naturtheologen.“ Der Verfasser ist augenscheinlich der Meinung, daß die Organisation durch plötzliche Sprünge weiter komme, daß aber die von den Lebensbedingungen hervorgebrachten Wirkungen gradual erfolgen.

Die Annahme St. Hilaire's (im Magazin de Zoologie 1851), daß die Artencharaktere für jede Art fixiert sind, so lange sich dieselben inmitten derselben Verhältnisse fortpflanzen, sich aber verändern, wenn die Verhältnisse wechseln, schließt sich auch Herbert Spencer (1852 und 1858) an.

Der berühmte Geologe Graf Kaiserling hat im Jahre 1858 sich dahin geäußert, daß, sowie zu verschiedenen Zeiten durch irgend ein Miasma veranlaßt, eine neue Krankheit sich über die Welt verbreitet, so mögen auch zu gewissen Zeiten

*) Pflanzen mit zwei oder mehr Keimblättern (Zweisamenlappen).

auf Keime existierender Arten Moleküle besonderer Natur chemisch eingewirkt haben, wodurch neue Formen entstanden.

Mir erscheint diese Aeußerung durchaus nicht so unberechtigt, obgleich sich viele Naturforscher dagegen auflehnen und an dem Ausspruche Linné's: „Natura non facit saltum" festhalten. Vergegenwärtigen wir uns doch einmal alle diese verschiedenen unerklärlichen Kräfte in der Natur, welche so große Veränderungen in der Schöpfung hervorbringen; wir sehen ihre Wirkungen, wir geben ihnen Namen, wie Kryſtallisation, Elektrizität, Affinität, Magnetismus u. ſ. w. und dann sind wir mit unserer Wissenschaft zu Ende. Die größte aller Naturkräfte ist aber die geheimnisvolle göttliche Lebenskraft (wir brauchen sie nicht dualistisch aufzufassen), welche die Organismen als wunderbares Fluidum durchströmt, die ihnen den belebenden Odem gibt und unerforschlich dem Menschengeiste, der selbst von ihr belebt wird, bleiben wird. Das ist eben das Unbegreifliche in jedem Organismus, daß dieser Vitalismus lediglich aus physikalischen Kräften und chemischen Prozessen hervorgegangen ist und nicht von uns nachgeahmt werden kann, obgleich wir die Stoffe analytisch nachgewiesen und sogar aus anorganischen Stoffen nachgebildet haben.

Ernst Häckel, als begeisterter Anhänger des Darwinismus, schrieb hierüber in seinem Werke: „Ziele und Wege der heutigen Entwickelungsgeschichte, 1875, S. 7" folgendermaßen: „Bekanntlich war die ältere Naturphilosophie im Anfange des 19. Jahrhunderts, welche diesen innigen Kausalnexus zwischen Ontogenie und Philogenie (Keimes- und Stammesgeschichte) ahnungsvoll zu erfassen begann. Freilich war sie damals nicht imstande, ihn scharf zu formulieren und gehörig empirisch zu begründen. Im Gegenteil rief sie bald den lebhaftesten Widerspruch der strengeren Empirie dadurch hervor, daß sie dadurch den falschen Satz ableitete, jeder höhere Organismus durchlaufe während seiner Entwickelung die Formenreihe aller niederen. Allein die Ahnung des biogenetischen Grundgesetzes lag darin als Keim versteckt. Auch legte Jean Lamark in seiner bewundernswerten

„Philosophie zoologique“ schon 1809 den ersten Grund zu einer „natürlichen Schöpfungsgeschichte“, über welche bereits Kant, Goethe, Oken und Treviranus so viele treffliche Gedanken entwickelt hatten. Aber jene ältere Naturphilosophie, an deren Spitze in Deutschland Schelling, in Frankreich St. Hilaire traten, entfernte sich rasch allzu sehr von den empirischen Grundlagen und erhob sich mit allzu kühnem Fluge in unbekannte Sphären, in welche ihr die vorsichtige, empirische Naturwissenschaft zu folgen nicht imstande war. Es trat daher bald als natürlicher Rückschlag gegen jene „Uebersпekulation“ die nüchterne, streng an die bekannten Tatsachen sich bindende Richtung ein, die von 1830—1860 die herrschende blieb. Erst Charles Darwin (1809—1882) vermochte den auf der Naturphilosophie liegenden Bann zu lösen. Er verstand es, mit Hilfe des massenhaften, inzwischen angesammelten Materials die von Lamark systematisch begründete Abstammungslehre zu allgemeiner Geltung zu bringen und ihr durch seine Selektionstheorie (Abänderung durch natürliche oder geschlechtliche Zuchtwahl) eine neue und philosophische Basis zu geben.

Darwins Hauptverdienst ist eben, durch seine Selektionslehre all diesen Hypothesen eine feste Grundlage geschaffen zu haben, die Vermutung zur Wahrscheinlichkeit, ja fast zur Gewißheit erhöht zu haben — fast! Denn die vollkommene Beweisführung ist bisher nicht möglich gewesen und wird, zufolge der Grenzen, die der menschlichen Erkenntnis gesetzt sind, wahrscheinlich auch künftig nicht möglich sein.

David Strauß hat den Darwinismus „das erste Kind der Ehe zwischen Naturforschung und Philosophie“ genannt. Daß von kirchlicher Seite die neue Descendenzlehre, als der traditionellen Schöpfungsgeschichte zuwider, verdammt wurde, ist selbstverständlich, aber sie hat sich doch darin finden müssen, wie einst in das Kopernikanische Weltsystem; der Buchstabenglaube kann der Naturwissenschaft nicht standhalten.

Es ist unmöglich hier in der Kürze alle Gründe anzuführen, welche die Darwinsche Theorie bestätigen sollen, ich führe daher nur den Schlußsatz seines Werkes über „Die

Entstehung der Arten" an: „Die Naturgesetze, im weitesten Sinne genommen, sind: Wachstum und Fortpflanzung; Erblichkeit, die fast in der Fortpflanzung enthalten ist; Variabilität zufolge indirekter und direkter Wirkungen der Lebensbedingungen, und Gebrauch und Nichtgebrauch; ein so hohes Vermehrungsmaß, daß es zum Kampf ums Dasein führt und infolge dessen zur natürlichen Zuchtwahl die Divergenz des Charakters und Erlöschen der minder verbesserten Formen enthält. Aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Tod geht daher das Höchste, was wir zu erfassen vermögen, die Produktion der höheren Tiere, direkt hervor. Es liegt etwas Großartiges in dieser Ansicht vom Leben, wonach es mit allen seinen verschiedenen Kräften von dem Schöpfer aus wenig Formen, oder vielleicht nur einer, ursprünglich erschaffen wurde; und daß, während dieser Planet gemäß den bestimmten Gesetzen der Schwerkraft im Kreise sich bewegt, aus einem so schlichten Anfang eine endlose Zahl der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt wurden und noch entwickelt werden."

Die Naturforscher Heer und Kölliker treten für die Lehre von der heterogenen Zeugung oder die „Umprägungstheorie" ein. Sie nehmen an, daß die Abänderungen der Individuen nicht allmählich im Laufe von Jahrmillionen, sondern plötzlich und ruckweise erfolgt sind, und nicht durch Zufall oder natürliche oder geschlechtliche Zuchtwahl, sondern durch eine innere, vom Schöpfer in das ovolum gelegte Gestaltungskraft entstanden sind, wie es heute noch beim Frosch und Schmetterling ersichtlich ist.

Nach Wigand sind die neuen Arten nicht durch Umprägung der früheren, sondern unmittelbar aus Urzellen entstanden und zwar in der Weise, daß die Tochterzelle den Keim eines andern Werdegesetzes empfing, als die Mutterzelle. Es waren Urzellen verschiedener Gattungen und Arten als schlummernde Träger kräftigen organischen Lebens in der Erde vorhanden, die sich nach Zeit und Lebensbedingungen zu Organismen entwickelten. (In seinem Werke: „Genealogie der Urzellen" hat er sich des weiteren darüber ausgelassen.) Ein inneres Werdegesetz liegt den Veränderungen der Lebewesen

zu Grunde. — Das ist es. — Ob wir es nun Werdegesetz, Gestaltungs-, Lebens-, Naturkraft oder Vitalismus nennen, ist gleichgiltig. — Was ist Kryſtallisation? was Affinität? was Magnetismus? — Es ſind Lebensäußerungen verſchiedener Stoffmiſchungen der anorganiſchen Natur. Ebenſo iſt aber auch der Vitalismus eine Lebensäußerung, die aus der beſonderen Miſchung anorganiſcher, wie auch organiſcher Stoffe hervorgegangen iſt. Die Theorie Wiegands erklärt ſich am beſten aus dem Seite 238 erwähnten Beiſpiel des Grafen Kaiſerling von der chemiſchen Einwirkung beſonderer Moleküle auf exiſtierende Keime und den miasmatiſchen Krankheitserſcheinungen.

Ich will hier noch ein Kurioſum anführen, das nicht allgemein bekannt ſein dürfte und den Beweis liefert, wie variabel eine einzige Spezies iſt. Charles Rothſchild hat eine Flohſammlung, die aus 10000 verſchiedenen Exemplaren beſteht; denn jedes Geſchöpf mit warmem Blute hat ſeine beſondere Art Flöhe. Die größte bekannte Art iſt der Maulwurfsfloh, der $^1/_5$ Zoll lang iſt. Jetzt hat Rothſchild ſogar eine Expedition in die arktiſchen Gegenden geſandt, um dort Flöhe zu fangen. 20000 Mk. erhalten Kapitän und Mannſchaft, wenn ſie ihm einen Floh vom arktiſchen Fuchs ſichern. Auch viele foſſile Ueberreſte prähiſtoriſcher Flöhe hat er geſammelt.

Ich muß geſtehen, daß mir alle hier angeführten Hypotheſen gleich beachtenswert erſcheinen und daß auch wohl alle erwähnten Entſtehungsarten mitgewirkt haben, um die Ausgeſtaltung der Organismen zu vervollkommnen. Dieſe Ausgeſtaltung iſt aber ſehr allmählich und nur in Jahrmillionen vor ſich gegangen (wenn auch durch beſondere Umſtände plötzlich), und kann man immerhin auch die vollkommenſten Geſchöpfe als lineare Abkömmlinge einiger weniger Weſen betrachten, die ſchon lange, bevor die erſte Cambriſche Schicht abgelagert war, exiſtiert haben. Daß die erſten Geſchöpfe aber noch ſehr unvollkommen waren, lehrt uns die Paläontologie, und will ich daher die verſchiedenen Abſatzgebiete hier kurz ſkizzieren.

Häckel unterſcheidet fünf Perioden, und zwar:

1. Die Urzeit der Erde oder die Primordial-Periode. Die in ihr vorkommenden Formationen nennt man die Lauren-

tische, die Kambrische und die Silurische. An Gebirgsarten kommen vor: Gneißgebirge, Schiefergebirge, Grauwacke oder älteres Uebergangsgebirge. An Pflanzen und Tieren hat man in diesen Schichten nur Meertange und schädellose Tiere gefunden. Es sind dieses die einfachsten Gebilde der Schöpfung, welche auch noch heute ebenso gut existieren. Unter den damals obwaltenden Zuständen auf der Erde (Temperatur, Beschaffenheit der Erdoberfläche, der Hydro- und Atmosphäre, welche, wie sich aus chemischen, physikalischen und geologischen Gründen schließen läßt, sehr verschieden waren) konnten also wahrscheinlich keine anderen Lebewesen hervorgehen und existieren. 29 Tierarten fand man in der Kambrischen Schicht, 10209 in der Silurischen Formation, darunter die Haupttypen der wirbellosen Tiere bis zur höchsten Klasse derselben; in den oberen Schichten erscheinen schon Fische in 60 Arten.

2. Primär-Periode oder Altertum. Man unterscheidet darin Devonische, Carbonische und Permische Formation oder Dyas. Gebirgsarten sind: Alter, roter Sandstein, Kohlenkalk, Steinkohlen, Rottotliegendes, Kupferschiefer und Zechstein. An Pflanzen gab es Farnartige Gewächse. In der Devonischen Formation konnte man 5160, in der Carbonischen, der Steinkohle, 4901 und in der Dyas 303 neue Tierarten nachweisen. Fische und Amphibien belebten die Gewässer und das Erdreich. Hieraus läßt sich schließen, daß in dieser Periode Wasser und festes Land schon mehr geschieden waren.

3. Die Sekundär-Periode scheidet sich in Trias-Jura- und Kreideformationen. Gebirgsarten sind: Bunter Sandstein, Muschelkalk, Keuper, Lias, Oolith, Wealden, Quadersandstein. Pflanzen: Nadelhölzer und Palmenfarne; nacktsamige Pflanzen. Es treten hier Reptile auf, aber auch schon Vögel und Säugetiere in der Trias. In dieser fand man 1310, in der Jura 4730 und in der Kreide 5500 neue Tierarten.

4. In der Tertiär-Periode, die Eocäne, Miocäne und Pliocäne umfassend, waren Braunkohlengebirgsformationen, Blütenpflanzen, Säugetiere und 16900 verschiedene Arten von Tieren.

5. Die Jetztzeit oder Quartär-Periode, welche das Diluvium und Alluvium in sich schließt, hatte angeschwemmtes

Land und Kulturgewächse. Im Diluvium zeigten sich schon 150000 Tierarten und der Mensch.

Alle diese Perioden liegen in so großen, garnicht schätzbaren Zeitepochen von einander, daß die Umwandelungen der Arten nur successive von statten gingen, sodaß die Paar Jahrtausende, welche wir zurückblicken können und aus denen wir unsere Beobachtungen schöpfen, so verschwindend klein sind, daß sie garnicht maßgebend sein können. Es bleibt aber doch zu beachten, daß diese kleinsten und einfachsten Lebewesen auch heute noch existieren; demzufolge muß also, wenn die höheren Tiergattungen sich aus einigen dieser so einfachen Lebewesen herausgebildet haben, diesen Lebewesen auch in ihren ersten Anfängen zugleich die Gestaltungskraft gegeben sein, sich umzubilden, welche der Mehrzahl von ihnen nicht gegeben war; in der einfachen Zelle, im Samenkorn, in den Embryonen liegt schon die ganze Urkraft, welche die künftigen Formen der verschiedensten Geschöpfe hervorbringt. Die Erklärung Baers u. A., daß die Embryonen der Säugetiere, Vögel, Eidechsen, Schlangen und Schildkröten im frühesten Stadium sowohl im Ganzen, wie in der Entwicklung ihrer Teile tatsächlich so ähnlich sind, daß man sie oft nur ihrer Größe nach unterscheiden kann, beweist, wie wunderbar und rätselhaft uns noch das ganze Werdegesetz ist. Dieser Punkt dürfte noch am meisten dem Dualismus das Wort reden, da hier ein unerklärliches Etwas hinzutritt, das der chemischen Zusammensetzung von toten Stoffen Leben gibt. Freilich läßt sich der Monismus und Materialismus hierdurch nicht widerlegen, sondern behauptet mit demselben Grad von Wahrscheinlichkeit, daß aus dieser Zusammensetzung, die wir nur noch nicht ergründet haben, das Leben entsteht.

Ein mächtiger Faktor bei allen Lebensprozessen ist außerdem unser Zentralgestirn, die Sonne. In der mannigfaltigsten Form macht sich der einschneidende Einfluß geltend, welchen sie auf alles Leben auf der Erde ausübt und wie fast ausschließlich ihren uns Licht und Wärme spendenden Strahlen alle die Bedingungen zu verdanken sind, deren alle Organismen, vom Menschen bis zur unscheinbarsten Pflanze, zum Leben

bedürfen. Im Großen tritt ihre Wirkung in dem Wechsel von Tag und Nacht und in dem Wechsel der Jahreszeiten zu Tage. Aber auch im Kleinsten macht sich überall der belebende Einfluß der Sonnenstrahlen geltend, und nicht nur die direkte wärmende Wirkung allein ist es, welche uns die Existenzbedingungen auf der Erde schafft. Die gewaltige, uns in der Form der Wärmestrahlen von der Sonne zugesandte Energiemenge wird überall in der verschiedenartigsten Form in Arbeitsleistung umgesetzt und uns dadurch nutzbar gemacht. Der Keim der Pflanze entwickelt sich unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen, sie wächst und verarbeitet durch einen chemischen Prozeß das auf sie fallende Sonnenlicht zur Blüte und Frucht. Unter dem Einfluß der Sonnenwärme verdampft das Wasser der Oceane, der Seeen und der Flüsse, ihre warmen Dämpfe steigen mit der warmen Luft empor, verdichten sich in der Höhe zu Wolken und fallen als Regen hernieder, der den Wuchs der Pflanzen befördert, und nicht allein der Pflanzen, sondern auch in gleicher Weise der Tiere. Ohne Wärme und Licht würden die allermeisten lebendigen Geschöpfe überhaupt eingehen; je mehr Wärme und Licht aber, desto größer und kräftiger gestaltet sich alles. Daher ist auch der Pflanzenwuchs in den Tropen ein viel üppigerer; gibt es doch im Yosemit-Tale von Kalifornien Riesenbäume von 265—325 Fuß Höhe und 85 - 92 Fuß im Umfang; das größte Exemplar, das nun an der Erde liegt, hat einen Umfang 110 Fuß und eine Länge von 435 Fuß; ursprünglich muß es noch länger gewesen sein. — Helmholtz hat berechnet, daß die Wärmeausstrahlung so groß ist, wie wenn in jeder Stunde 150 Centner Kohlen auf jeden Quadratmeter ihrer Oberfläche verbrannt würden, oder wenn man sich lieber in mechanischer Arbeitsleistung den Wert dieses Wärmeverlustes anschaulich machen will, so ist er gleichartig der fortdauernden Arbeit von 70000 Pferdekräften, ebenfalls für jeden Quadratmeter. Und noch der auf die Erde fallende relativ geringfügige Betrag wäre imstande, alljährlich eine Eisschicht von 25 Meter Dicke abzuschmelzen. Daß er es nicht tut, liegt daran, daß er zum größten Teil wieder von der Erde in den kalten Weltraum zurückgestrahlt wird. Man nimmt

heutzutage an, daß die Temperatur der Photosphäre der Sonne zwischen 7000 bis 10000 Grad Celsius gelegen sein mag. Es ist verhältnismäßig wenig, wenn man die Temperatur des elektrischen Bogenlichtes auf 3000 bis 3500 Grad bemißt.

Noch eine andere Eigenschaft des Sonnenlichts will ich hier erwähnen; es ist der Druck, welchen es auszuüben imstande ist. Schon der englische Physiker James Clerk Maxwell (gest. 1879) und der italienische Physiker Bartold (1883) und Sir William Cooks vermuteten diese Eigenschaft des Lichtes; aber Peter Lebediew, Professor an der Universität Moskau, stellte im Jahre 1902 erst fest, daß der Druck der Aetherwellen in einem graden Verhältnis zu der Energie des einfallenden Lichtes steht und unabhängig von dessen Farbe ist. Die Tatsache, daß die durch Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. erzeugten Aetherwellen einen meßbaren Druck ausüben, bedingt das Vorhandensein des Aethers, d. h. eines alles durchstrahlenden und den ganzen Weltraum füllenden Stoffes. Insbesondere werden dadurch die Anschauungen der Astronomie eine Aenderung und Erweiterung erfahren. Wenn es als sicher gelten kann, daß die Sonnenstrahlen auf die Erde einen Druck von 6 Millionen Zentnern ausüben, der bisher unbekannt war, so kann die Beachtung dieser Tatsachen auf astronomische Rechnungen nicht ohne Einfluß bleiben. In einem ganz neuen Lichte wird die Beschaffenheit der Kometen und die Entfernung ihrer Schweife erscheinen. Da die weiteren Beobachtungen aber über den Rahmen dieses Werkchens hinausgehen, will ich nur noch bemerken, daß der Physiker E. F. Nichols von der York-Sternwarte einen höchst sinnreichen Apparat hergestellt hat, der Wärmeunterschiede von nur $^1/_{1000000}$ Grad noch sicher anzeigt. Mit Hilfe dieses Apparates hat er bei verschiedenen Sternen Wärmeausstrahlungen nachgewiesen. Wenn die Wahrnehmungen hier auf unserm Planeten auch ganz minimal sind, so muß die Wärmequelle doch eine ungeheure Hitze entwickeln, und können in jenen fernen Welten möglicherweise dieselben Verhältnisse wie in unserem Sonnensystem vorhanden sein. Welche Mannigfaltigkeit! welche Einheitlichkeit! welche Harmonie der

Sphären! O Gott, wie bist du so groß! Und wir armen Menschlein konstruieren uns da noch eine Menge Teilgötter, jetzt noch wie einst, bei aller vorgeschrittenen Kultur und Wissenschaft. Wir Christen brauchen noch einen heiligen Geist und einen Gottessohn, uns von allem Uebel zu erlösen.

Uebergang zum Menschen.

Ernst Häckel teilt die Namensreihe des Menschengeschlechts in 5 Reihen und 25 Stufen. Alle aus der Urzeit stammenden Tiere haben auch noch in der Gegenwart lebende nächstverwandte Formen. Hieraus ist also zu schließen, daß nur einzelne der Urtiere unter besonderen Verhältnissen sich zu einer höheren Stufe entwickelten, die meisten aber in ihrem Urzustande verharrten oder nur zu gleichwertigen Abarten sich umbildeten.

In die Primordialzeit fallen die erste Reihe mit 4 Stufen und die zweite Reihe mit 5 Stufen.

I. Urtiere: 1. Moneren (Bakterien ꝛc.). 2. Einzellige Protozoen (Amöben). 3. Zellhorden. 4. Hohlkugeln.

II. Wirbellose Metazoen: 5. Urdarmtiere. 6. Plattentiere. 7. Wurmtiere. 8. Kiemendarmwürmer. 9. Urchordatiere (Ascidenlarven).

Zur Primärzeit gehören 2 Reihen mit je 5 und 4 Stufen. Von hier ab treten schon Wirbeltiere auf.

III. Niedere Wirbeltiere: 10. Schädellose. 11. Rundmäuler.. 12. Urfische (Haifisch). 15. Schmelzfische (Stör). 14. Lurchfische.

IV. Amphibien und Reptilien: 15. Kiemenlurche. 16. Schuppenlurche (Salamander). 17. Proreptilien. 18. Säugereptilien.

In den drei folgenden Zeitaltern treten die Säugetiere als V. Reihe auf und zwar in der Sekundärzeit mit 3 Stufen.

19. Ursäuger (Ameisenigel). 20. Beuteltiere. 21. Halbaffen (Lori).

In der Tertiärzeit erscheinen: 22. Hundsaffen (Schlankaffen). 23. Menschenaffen (Gorilla, Orang). 24. Affenmenschen (Singaffen).

Die Quartärzeit bringt: 25. Menschen (Sprachmenschen. Vedas, Australneger).

Betrachten wir nun vom physiologischen Standpunkte die verschiedenen wirkenden Kräfte der Organismen, wie sie uns Herder*) in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gegeben hat.

1. Die Pflanze. Sie ist zur Vegetation und Fruchtbringung da — ein untergeordneter Zweck, wie es scheint, aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Jedes pflanzenartige Geschöpf hat also ein Prinzip zum Leben. Der Keim ist schon ein Gebilde, und wo dieses ist, muß auch eine organische Kraft sein, die es bildet. Luft, Licht und Nahrung zieht sie an und genießt sie pflanzenartig, damit den ihr eigenen Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen ausübend.

2. Der Uebergang zu den Pflanzentieren stellt dies noch deutlicher dar. Die Teile zur Nahrungsaufnahme sind bei ihnen schon gesondert; sie haben ein Analogon tierischer Sinne und willkürlicher Bewegung; ihre vornehmste organische Kraft liegt aber noch in der Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung. Der Polyp ist wie die Pflanze organisches Leben; er schießt Abschößlinge wie sie, und ein verstümmelter Polyp ergänzt manche seiner fehlenden Glieder, so lange seine Kraft es vermag. Dieses könnte alles nicht stattfinden, wenn nicht in manchen Punkten des Körpers der präformierte Keim bereit läge. Mächtige organische Kräfte find's, die wir in ihm, wie im Triebwerk der Gewächse, ja noch tiefer hinab in schwächeren, dunkleren Anfängen wirken sehen.

3. Die Schalentiere sind Geschöpfe voll so viel Lebens, als sich in diesem Elemente, in diesem Gehäuse nur sammeln und organisieren kann. Wir müssen es Gefühl nennen, weil

*) Wenngleich Herder von den Neueren in mancher Beziehung überflügelt ist und von einigen seiner Zeitgenossen, wie Kant, Schlosser 2c., nicht günstig beurteilt wurde, so war doch eine übergroße Mehrzahl derselben, wie Goethe, Gleim 2c., von seinen „Ideen", die es wohl verdienen, gelesen zu werden, begeistert. Sie sind groß angelegt und klingen wie ein Hymnus auf die Gottheit. Seine Sprache kommt vom Herzen und geht zum Herzen.

wir kein anderes Wort dafür haben; es ist aber ein Schneckengefühl, ein Chaos der dunkelsten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Man sehe die feinen Fühlhörner, den Muskel, der den Sehnerven vertritt, den offenen Mund, den Anfang des schlagenden Herzens und die sonderbaren Reproduktionskräfte. Das Tier erstattet sich Kopf, Hörner, Kinnladen, Augen; es baut nicht nur seine künstliche Schale und reibt sie ab, sondern erzeugt auch lebendige Wesen mit eben der künstlichen Schale, und manche Geschlechter sind zugleich Mann und Weib.

4. Das Insekt, ein so kunstreiches Geschöpf in seinen Wirkungen, ist grade so kunstreich in seinem Bau; seine organischen Kräfte sind demselben, sogar einzelnen Teilen nach, gleichförmig. Noch fand sich an ihm zu wenigem Gehirn und nur zu äußerst feinen Nerven Raum; seine Muskeln sind noch so zart, daß harte Decken sie von außen panzern müssen, und zum innern Kreislauf der größeren Landtiere war in seiner Organisation keine Stelle. Man sehe aber seinen Kopf, seine Augen, seine Fühlhörner, seine Füße, seine Schilde, seine Flügel; man bemerke die ungeheuern Lasten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameise trägt, die Macht, die eine erzürnte Wespe beweist; man sehe die 5000 Muskeln, die Lyonet in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Mensch deren kaum $4^1/_2$ Hundert hat; man betrachte endlich die Kunstwerke, die sie mit ihren Sinnen und Gliedern ausüben, und schließe auf eine organische Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Teile innewohnend wirken. Wer kann den ausgerissenen, zitternden Fuß einer Spinne sehen, ohne wahrzunehmen, wieviel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sei, auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Tieres war noch zu klein, um alle Lebensreize um sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle, auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne, seine feinen Füße Muskeln und Arme, jeder Nervenknoten ein kleines Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz; und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu deren Ausführung manche dieser Gattungen ganz gebaut sind, und zu welchen sie Organisation und Be-

dürfnis treibt. Welche feine Elastizität hat der Faden einer Spinne, einer Seidenraupe! Und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst zum offenbaren Erweise, daß sie selbst ganz Elastizität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sei, eine in dieser Organisation wirkende, kleine Weltseele.

5. Bei den Tieren mit kaltem Blute ist noch dieselbe Uebermacht des Reizes sichtbar. Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch, nachdem sie ihr Haupt verloren; der abgerissene Kopf einer Natter biß noch nach 3, 8, 12 Tagen tödlich. Der zusammengezogene Kinnbacken eines toten Krokodils konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; sowie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebt. Man sehe den Frosch in seiner Begattung; Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Der Salamander kann Hände, Finger, Füße, Schenkel verlieren und erstattet sie sich wieder. So groß sind die organischen Lebenskräfte in diesen Tieren von kaltem Blute. Je minder also die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu feinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größeren Gehirn untergeordnet werden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreitenden, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht.

6. Tiere mit warmem Blute sind nervenreicher und verlieren daher mehr und länger die zähe Lebenskraft. Die Reproduktionskraft verliert sich bei den sogenannten vollkommeneren Geschöpfen; kaum daß sich bei ihnen in jungen Jahren noch ein Zahn ersetzt. Dagegen steigen die Empfindungen und Vorstellungen in diesen Klassen so merklich, bis sie sich endlich im Menschen auf die für eine Erdorganisation feinste und höchste Weise zur Vernunft sammeln. — Je mehr die Muskelkräfte in das Gebiet der Nerven treten, desto mehr werden auch sie in dieser Organisation gefangen und zu Zwecken der Empfindung überwältigt. Je mehr und feinere Nerven ein Tier hat, je mehr diese einander vielfach begegnen, künstlich verstärken und zu edlen Teilen und Sinnen verwandt werden, je größer und feiner endlich der Sammelplatz aller Empfindungen,

das Gehirn, ist, desto verständiger und feiner wird die Gattung dieser Organisationen, die im Menschen ihre irdische Vollendung finden.

Aus dem Vorstehenden erkennen wir, in wie mannigfaltigen Variationen, Abstufungen und Verzweigungen die Entwickelung allmählich vorwärts geschritten ist, wie sich zu den primitivsten Lebensfunktionen der Instinkt gesellte und wie dieser sich immer mehr verfeinerte, je höher ein Tier in seiner Organisation vorgeschritten war. Wie kunstvoll spinnt die Spinne ihr Netz, bauen die Vögel ihre so sehr verschiedenen Nester, jedes Tierchen nach seinen Bedürfnissen, bis wir endlich zu den an Gestalt und Gebahren menschenähnlichsten Tieren, den Affen, kommen. Die eigentlichen Menschenaffen im engeren Sinne, sagt Dr. Heck, der derzeitige Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, in seinem Werke „Das Tierreich", die vor den Gibbons durch Größe, menschliche Körperverhältnisse und vollständiges Fehlen jeder Andeutung von Gesäßschwielen ausgezeichnet sind, Orang, Schimpanse und Gorilla, verdienen ihren Namen vollauf. Sie besitzen hohe Intelligenz, sowie körperliche und geistige Menschenähnlichkeit. Tyson gab schon 1751 in seinem Werke „Anatomy of a Pygmy compared with that of a Monkey; an ape and a man" 48 Stücke an, in denen der Orang-Utang mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleicht. Sein Gehirn hat die Gestalt des unsern; er hat eine breite Brust, platte Schultern; Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen und Eingeweide sind wie beim Menschen. Ranke charakterisiert in seinem Werke „Der Mensch" wieder die Unterschiede, welche den Menschen vom Affen trennen, und Heck weist darauf hin, daß der tiefgreifendste Unterschied, der die Kluft zwischen Mensch und Tier in aller Augen erst so ins Unermeßliche und Unüberbrückbare erweitert, die Sprache, jeder anatomischen Unterlage entbehrt. Bei der Leichenöffnung des letzten Berliner Gorillas durch Virchow und Hartmann gewährte „die Grundfläche des Schädels jedem der anwesenden Aerzte das täuschend ähnliche Bild eines geöffneten Kinderschädels mit allen seinen Vertiefungen, Blutgefäßverzweigungen und Nervenpaaren, sodaß selbst

ein geübter vergleichender Anatom einen Unterschied zwischen der Innenansicht des Schädels eines Kindes und der vorliegenden nicht hätte finden können." — „Bei Oeffnung des Darmes setzte die frappante Aehnlichkeit des anatomischen Befundes der Darmschleimhaut mit demjenigen eines an Darmkatarrh gestorbenen Kindes die Umstehenden in Erstaunen."

Ueber die Entwickelung des Menschengeschlechts aus einer menschenähnlichen Stammform schreibt Häckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte": „Diejenigen Entwickelungsvorgänge, welche zunächst die Entstehung der affenähnlichsten Menschen aus den menschenähnlichsten Affen veranlaßten, sind in zwei Anpassungstätigkeiten der letzteren zu suchen, welche vor allen andern die Hebel zur Menschwerdung waren: der aufrechte Gang und die gegliederte Sprache. Diese beiden physiologischen Funktionen entstanden notwendig zugleich mit zwei entsprechenden morphologischen Umbildungen, mit denen sie in der engsten Wechselwirkung stehen, nämlich Differenzierung der beiden Gliedmaßenpaare und Differenzierung des Kehlkopfes. Die wichtigste Vervollkommnung dieser Organe und ihrer Funktionen mußte aber drittens notwendig auf die Differenzierung des Gehirns und der davon abhängigen Seelentätigkeit mächtig zurückwirken, und damit war der Weg für die unendliche Laufbahn eröffnet, in welcher sich seitdem der Mensch fortschreitend entwickelt und seine tierischen Vorfahren so weit überflügelt hat."

Häckel und wohl die meisten Anhänger der Descendenztheorie nach Darwin sind der Ansicht, daß die affenartigen Stammeltern des Menschengeschlechts längst ausgestorben sind, und hat nun der holländische Naturforscher Eugen Dubois im Jahre 1894 bei systematisch durchgeführten Ausgrabungen im Pliocän von Java die weitaus wichtigste foffile Form des Menschenaffen gefunden, den sog. Pithecanthropus erectus. Auf dem Internationalen Zoologen-Kongresse zu Leiden 1895 waren die Meinungen über ihn geteilt, die Mehrzahl der anwesenden Autoritäten erklärte ihn aber doch für die wahre Uebergangsform vom Affen zum Menschen, das vielgesuchte „fehlende Glied" in der Reihe unserer Vorfahren. Es steht

übrigens fest, daß die Affenordnung während der Tertiärzeit durch viele ausgestorbene (zum Teil schon eocäne und miocäne) Formen vertreten war, auch in Europa.

Durch den aufrechten Gang des Menschen ist naturgemäß die Kopfform eine andere geworden, und ebenso haben sich die innern und äußern Organe des Kopfes zum perpendikulären Schwerpunkt verändert. „In Tieren", sagt Herder in seinen „Ideen", „wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt. Würmer, Pflanzentiere, Insekten, Fische und Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar, in anderen kommt es wie ein Auge hervor. Klein ist es in den Insekten; in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins, und in den Amphibien behält es größtenteils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebt, desto mehr erwacht das Tier aus seiner tierischen Dumpfheit, um so mehr tritt auch das Gebiß zurück. Je vollkommener das Tier wird, desto mehr kommt es gleichsam von der Erde herauf; je mehr sich der Körper zu heben und sich das Haupt vom Gerippe aufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfes Bildung. So ist denn der aufrechte Gang gewissermaßen der Bildner des Gehirns."

Man hat es versucht, die geistigen Fähigkeiten der verschiedenen Geschöpfe durch Größe und Schwere der Gehirnmasse zu bestimmen, ist aber zu keinem Resultat gekommen; es muß demnach noch etwas Anderes die feinere Denkungskraft des Geschöpfes fördern, und dieses Andere vermutet man, nach dem Stufengange von Organisationen, den uns die Natur gezeigt hat, in dem Baue des Gehirnes selbst, in der vollkommeneren Ausarbeitung seiner Teile und Säfte, endlich in der besseren Lage und Proportion desselben zur Empfängnis geistiger Empfindungen und Ideen. Diese Empfindungen und Ideen haben sich ganz allmählich aus dem jedem Geschöpfe innewohnenden Instinkte herausgebildet. Fr. v. Schiller sagt ganz treffend: „Der Fortschritt, welcher in der Unterscheidung des Guten und Bösen nach stattgehabtem Sündenfall

liegt, ist als ein Losreißen von dem Gängelbande des Instinkts zu bezeichnen, in welchem der Mensch bis dahin glücklich und unschuldig wie das Tier gelebt hatte." — „Der Instinkt ist ein zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zwecks," sagt Eduard von Hartmann. „Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen," sagt Herder, „von dem sich nicht hie und da ein Analogon in der Tierwelt fände und zu dem also die bildende Mutter Natur das Tier organisch gewöhnt hat. Not und Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft (Ameisen, Bienen) oder auch zur geselligen Reise (Zugvögel). Dieses Geschöpf zwingt der Instinkt zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfnis gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dieses alles geschehe, wie kurz manches dauere, so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Tieres da, und wir sehen, er ist mächtig da, er kommt wieder, ja, er ist in diesem Geschöpf unaustreiblich. Je dunkler, desto inniger wirkt alles, je weniger Gedanken sie verbinden, je seltener sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie."

Sehen wir beispielsweise die Biene an; sie ist, wenn sie ihrer Wiege entsteigt, zwar etwas bloß noch, aber doch schon vollkommen geformt; sie kennt sofort alle Lebensweisheit ihres Stammes und alle ihre Pflichten, die sie vom ersten Tage an sogleich ausführt. Wenn man dieses umfangreiche Wissen mit den Kenntnissen des jungen Menschenkindes vergleicht, so leuchtet wohl ein, wie sehr viel geringer die Instinkte der Menschen sind. Es ist daher auch klar, daß, je menschenähnlicher ein Tier wird, je mehr nimmt seine instinktive mechanische Kunst ab; denn offenbar steht es schon in einem vorübergehenden Kreise menschlicher Gedanken; der Affe, der Hund, das Pferd, das Kamel, der Elefant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr; sie haben menschenähnliche Gedanken und Triebe und bilden sich in der Gemeinschaft mit ihresgleichen oder den Menschen erst aus. Die Kunstfertigkeit der niederen Tiere liegt also schon in ihrer Organisation; der Instinkt treibt sie zur Ausübung derselben; unsere Fertigkeiten erlangen wir aber nur durch Uebung; der Instinkt wird durch den Verstand geleitet.

Das junge Menschenkind ist noch ganz Tier und würde, ohne jede Anleitung zur Ausbildung seiner geistigen Kräfte, sicherlich auch wie ein Tier leben, seine Gestalt würde sich nicht zur vollkommenen aufrechten Haltung erheben, die Stimme würde keinen menschlichen Wohlklang erlangen, seine ganze Organisation würde sich überhaupt nicht ausgestalten, sondern der Lebensweise nach tierisch verkrüppeln, wovon mehrere Beispiele Beweise liefern. Ich führe nur eins an:

„Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefunden wurde, hatte," wie Herder erzählt, „ein schwarzes Ansehen, starke Figur, lange Nägel, und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß es sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Sein schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton seiner Stimme war fein und schwach, sein Geschrei durchdringend und erschrecklich. Es hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von seiner früheren Nahrung, des blutigen, rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln, so schwer zu entwöhnen, daß es nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tötliche Krankheit fiel, aus der es nur durch Saugen des warmen Blutes, das es wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Seine Zähne und Nägel fielen aus, da es sich zu unserer Nahrung gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihm Magen und Eingeweide zusammen, besonders die Gurgel, die lechzend und ausgetrocknet war."

Hieraus läßt sich wohl schließen, daß die Menschheit im Urzustande nur tierähnlich vegetiert hat und nur sehr allmählich durch Vergesellschaftung zu einiger Kultur gekommen ist. Ebenso wie man in Ausnahmefällen eine Rückbildung konstatieren kann, gibt und gab es zu allen Zeiten auch Ueber- und Kraftmenschen, hervorragend an Körper- und Geistesbildung, die als Vorbilder, Pioniere des Geistes und Führer der Menschheit diese mit sich auf eine höhere Stufe hinaufzogen. Weiter geht auch für mich zur Evidenz daraus hervor, daß Bewußtsein, Verstand, Geist nur allmählich aus schwachen Anfängen her-

vorgegangen sind und daß diese geistigen Errungenschaften wiederum lediglich aus besonderen Komplikationen der Materie, des Gehirns, resultieren. Die Materie war also a priori da, in ihr schlummerte das geistige Vermögen, welches sich zugleich mit der Materie ausgestaltete, kristallisierte, vermehrte oder verflüchtigte, je nach den äußern, einwirkenden Umständen.

Der Mensch als denkendes Wesen.

Cartesius sagt in seinen „Betrachtungen über die Grundlagen der Philosophie" (Univ.-Bibl. S. 38): „Ich bin lediglich denkendes Wesen, d. h. Geist, Seele, Verstand oder Vernunft." Seite 98 erklärt er: „Unter Natur im allgemeinen verstehe ich nichts anderes, als entweder Gott selbst oder die von Gott eingesetzte Weltordnung; unter meiner eigenen Natur im besonderen aber verstehe ich lediglich den Inbegriff alles dessen, was Gott mir verliehen hat. Weiter lehrt mich die Natur durch die Empfindungen des Schmerzes, des Hungers, Durstes u. s. w., ich sei meinem Leibe nicht nur zugesellt wie etwa ein Schiffer dem Schiffe, sondern sei aufs innigste mit ihm vereint; ich durchdringe ihn gleichsam und bilde mit ihm ein einheitliches Ganzes." — Nun, wenn hier zugestanden wird, daß Geist und Körper innig mit einander vereint sind, wie auch der Geist Gottes innig mit der Natur vereint ist, so kann diese Vereinigung doch auch untrennbar monistisch gedacht werden. Cartesius nimmt aber bei den Menschen Dualismus und nur bei den Tieren Monismus an. Mir scheint es dagegen ziemlich einleuchtend, daß, wie sich der Instinkt bei Tieren aus der Materie entwickelt, sich in gleicher Weise der Verstand des Menschen auch hieraus entwickeln kann und muß. Es ist eben ein ewiges Werden und Vergehen, und in Allem steckt die Gottheit, in jedem Atom ist die belebende Gotteskraft und wirkt fort, auch bei der Verwesung. Ist der Instinkt der Tiere nicht eben so wunderbar und für uns unbegreiflich, wie der höher entwickelte Verstand? — Und warum dieser ewige Streit zwischen Dualismus und Monismus? Schwarze und weiße Farbe gemischt gibt, monistisch gedacht, grau, dualistisch ist es ein

Gemenge von Schwarz und Weiß. Das ist Wortklauberei und bleibt es auch, wenn ich von Attributen der Substanz rede oder von verschiedenen Göttern mit verschiedenen Funktionen.

Max Stirner (Kaspar Schmidt) schreibt in seinem Werk „Der Einzige und sein Eigentum" über die Geistigkeit des Menschen Folgendes:

„Der Mensch weiß sich als beziehungs- und weltloses Wesen, als Geist. — — Einzig um das Geistige bemüht sich der Geist, und in Allem sucht er die „Spuren des Geistes" auf: dem gläubigen Geiste „kommt alles von Gott" und interessiert ihn nur insofern, als es diese Abkunft offenbart; dem philosophischen Geiste erscheint alles mit dem Stempel der Vernunft und interessiert ihn nur so weit, als er Vernunft, d. h. geistigen Inhalt, darin zu entdecken vermag. — — S. 30. Von den Dingen dieser Welt wird, wer sich als freien Geist fühlt, nicht gedrückt und geängstigt, weil er sie nicht achtet; soll man ihre Last noch empfinden, so muß man borniert genug sein, auf sie Gewicht zu legen, wozu augenscheinlich gehört, daß es einem noch um das „liebe Leben" zu tun sei. Wem alles darauf ankommt, sich als freien Geist zu wissen und zu rühren, der fragt wenig danach, wie kümmerlich es ihm dabei ergehe, und denkt überhaupt nicht darüber nach, wie er seine Einrichtungen zu treffen habe, um recht frei und genußreich zu leben. Die Unbequemlichkeiten des von den Dingen abhängigen Lebens stören ihn nicht, weil er nur geistig und von Geistesnahrung lebt, im übrigen aber, ohne es kaum zu wissen, nur frißt oder verschlingt, und wenn ihm der Fraß ausgeht, zwar körperlich stirbt, als Geist aber sich unsterblich weiß und unter einer Andacht oder einem Gedanken die Augen schließt. Sein Leben ist Beschäftigung mit Geistigem, ist — Denken, das übrige schiert ihn nicht; mag er sich mit Geistigem beschäftigen, wie er immer kann und will, in Andacht, in Betrachtung oder in philosophischer Erkenntnis, immer ist das Tun ein Denken, und darum konnte Cartesius, dem dies endlich ganz klar geworden war, den Satz aufstellen: „Ich denke, das heißt: — Ich bin."

Stirner und Carteſius vergeſſen hierbei nur immer, daß wir nicht bloß Geiſter, ſondern auch Körper ſind, und daß dieſe Körper ein gar gewichtiges Wort mitſprechen und von ihrem Wohlbefinden auch die ganze Denkkraft abhängt. Dieſes Iſoliert- und Abgetrenntſein von der Welt macht den Geiſt nicht frei, ſondern befangen von dem Wahne, etwas Anderes zu ſein, als er wirklich iſt. Er iſt vor allen Dingen noch Menſch und haftet mit ſeinen Wurzeln im Materiellen, aus dem er ſein Denken herleitet und ſein Wiſſen durch Vermittelung der Sinne ſchöpft. „Der Menſch ſei Menſch, der Sklave wieder frei, dann eilt die goldne Zeit herbei," ſingt Schiller. Darunter verſtehe ich, daß man nicht gleich dem Tier ſich von gemeinen Lüſten und viehiſchen Trieben unterjochen laſſen, nicht wie ein Sybarit nur ſchwelgen, ſondern als denkendes Weſen ſich mit der Welt in Einklang bringen und in dieſer Welt den allmächtigen Weltgeiſt erkennen und preiſen ſoll, gegen den unſer armſeliger Menſchengeiſt ein Nichts iſt. So wie das Tier vor der Pforte des Bewußtſeins Halt machen muß, ſo findet auch der Menſch eine Grenze vor dem Ueberſinnlichen.

Wir unterſcheiden nun verſchiedene pſychogenetiſche Mythen, die ſich im Laufe der Zeiten gebildet haben.

1. Seelenwanderung. Die ägyptiſchen Prieſter behaupteten, daß die menſchliche Seele durch alle Tiere wandere und nach 3000 Jahren in den menſchlichen Körper wieder zurückkehre. Dieſes war auch Platos Idee, ebenſo die des Brahmaismus und des Buddhismus, welcher letztere das Karma an Stelle der Seele ſetzte.

2. Seeleneinpflanzung. Die Seele exiſtiert anderwärts und wird erſt den Neugeborenen durch irgend ein Tier gebracht.

3. Seelenſchöpfung. Durch Gott vollzogen.

4. Seeleneinſchachtelung. D. h. die Seelen ſind ſchon ſeit Urzeiten in den Samen der Vorältern vorhanden. (Die Leibnizſche Monadologie).

5. Seelenteilung. In der Eizelle, ſowie in der Spermazelle befindet ſich ſchon ein Teil der Seelen von Mutter

und Vater, durch Befruchtung bildet sich die Stammzelle des neuen Menschen und zugleich auch dessen Seele; daher auch keine Unsterblichkeit.

Rudolf Wagner 1855 und Hertwig 1877 haben die Seelenteilung begründet, welche von den Monisten im allgemeinen angenommen ist. Die alten Mythen, welche doch nur mystische und phantastische Träumereien sind, wie auch die scheinbar wissenschaftlich, aber auf Hypothesen aufgebaute Seelenlehre können sich der fortschreitenden Naturwissenschaft gegenüber nicht halten. Der Instinkt des Kindes wird durch Anleitung allmählich zum Denken umgebildet, dieser Denkprozeß wirkt wieder umbildend auf das Gehirn, welches dadurch zu immer größerer Leistungsfähigkeit herangebildet wird. „Das Gehirn," sagt Geheimrat Förster, „ist ein Sammelapparat äußerer Einwirkungen und wiederum Zentrum des Wirkens nach außen. Das Denken ist weiter nichts als ein Phosphoreszieren des Gehirns, die Seele ist der feinste Blütenstaub der Materie." Alles seelische Geschehen ist ihm identisch mit den physiologischen und mechanischen Gehirnvorgängen. Die Seele, welche sich mit dem Körper allmählich entwickelt, wird also auch, wenn diese Gehirnvorgänge nicht mehr funktionieren, wenn der Körper sich auflöst, mit diesem sich auflösen. Von einer Präexistenz und einem Fortleben nach dem Tode kann demnach nicht mehr die Rede sein, obgleich nicht nur die Kirche den Mühseligen und Beladenen in einer bessern Welt eine glücklichere Existenz nach dem Tode verheißt, sondern auch noch manche Gelehrte für die Unsterblichkeit der Seele eintreten und sie zu begründen versuchen. Ich will hier nur Dr. Carl du Prel erwähnen, welcher in Wort und Schrift für die Geisterwelt und den Verkehr der Menschen mit ihr eintritt. 1892 erschien von ihm „das Rätsel des Menschen" als Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaften; 1893 folgte sein Werk „der Spiritismus". Hieraus möchte ich einige Ideen vorführen, um auch diese Richtung zur Anschauung zu bringen und Vergleiche darüber anzustellen.

Der Spiritismus.

Du Prel schreibt: „Ueber das Wesen des Menschen gibt es drei verschiedene Anschauungen: die materialistische, die pantheistische und die mystische. Nach der materialistischen Ansicht beginnt unsere Existenz bei der Geburt, und die niedrige Leuchtkraft unseres Selbstbewußtseins ist biologisch und physiologisch bedingt.“ — Diese Ansicht ist ganz plausibel und deckt sich vollkommen mit den Ansichten der Monisten. Die Menschenseele ist kein selbständiges, unsterbliches Wesen, sondern auf natürlichem Wege entstanden aus der Tierseele und nichts weiter als ein Komplex von Gehirnfunktionen. Ernst Häckel hat sich in seinen monistischen Werken sehr eingehend und deutlich darüber ausgesprochen und zählt eine große Zahl von Gelehrten zu seiner Gefolgschaft. — Die pantheistische Anschauung läßt den Menschen aus einer metaphysischen Weltsubstanz hervorgehen, in welcher Geist oder Energie und Materie schon vorhanden sind. — Ganz anders die mystische Anschauung, welche du Prel vertritt. „Bei dieser ist die Geburt nicht der Beginn unserer Existenz, sondern es geht dem irdischen Leben ein ganz anderes, individuelles Dasein voraus, das wir aber bei der Geburt vergessen.“

Dieser du Prel'sche Satz ist mir gerade am wunderbarsten und unbeweisbarsten. Warum muß es denn ein vagierender Geist sein, der in ein neugeborenes Kind fährt, alles Frühere vergessen hat und im Menschen erst von neuem ausgebildet wird, in welchem er dann so lange bleibt, bis der körperliche Mensch stirbt? Nach dieser Daseinsperiode, die das geistige Individuum in Verbindung mit dem Körper verbracht hat, soll es nun wieder, los und ledig aller Pflicht, von der Kerkerhaft in einem menschlichen Körper befreit, allein im All umherwimmeln. Sonderbar, höchst sonderbar! — Du Prel stützt sich bei seinen Aussagen auf Kant, welcher gesagt hat: „Ich gestehe, das ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen.“*) Er sagt aber

*) Träume eines Geisterſehrs. S. 14.

nicht, daß dem wirklich so ist, denn in der zu diesem angezogenen Satze gehörigen Anmerkung heißt es ausdrücklich: „Der Grund hiervon, der mir selbst sehr dunkel ist und wahrscheinlicherweise auch wohl so bleiben wird, trifft zugleich auch das empfindende Wesen in den Tieren. Was in der Welt ein Prinzipium des Lebens enthält, scheint immaterieller Natur zu sein, u. s. f." Sein Vorbericht zu den „Träumen eines Geistersehers" beginnt mit den Worten: „Das Schattenreich ist ein Paradies der Phantasten. Hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können. Hypochondrische Dünste, Ammenmärchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauzeug nicht ermangeln." — Auf Seite 9 heißt es ebendaselbst: „Man kann demnach die Möglichkeit immaterieller Wesen annehmen, ohne Besorgnis, widerlegt zu werden, wiewohl auch ohne Hoffnung, diese Möglichkeit durch Vernunftgründe beweisen zu können." Seite 38: „Die anschauende Kenntnis der andern Welt kann allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat." Das ist deutlich. Das Resultat seiner kritischen Untersuchung über diesen Gegenstand gipfelt schließlich in dem sokratischen Satze: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." „Ich erkenne," heißt es an anderer Stelle, „in mir Veränderungen als in einem Subjekte, was lebt, nämlich Gedanken, Willkür ꝛc. und, weil diese Bestimmungen von anderer Art sind, als Alles, was zusammengenommen meinen Begriff vom Körper ausmacht, so denke ich mir billigermaßen ein unkörperliches und beharrliches Wesen. Ob dieses auch ohne Verbindung mit dem Körper denken werde, kann vermittelst dieser aus Erfahrung erkannten Natur niemals geschlossen werden." Sinnlichkeit und Verstand sind ihm die Hauptfaktoren, beides versagt aber bei der Suche nach Geistern und gewöhnlichen Menschen.

Ueber den s. Z. als Geistersehr berühmten Swedenborg (1688—1772), welcher eine neue Kirche des himmlischen Jerusalem stiftete und mit Geistern Verstorbener regen Umgang zu haben vorgab, urteilt Kant: „Das große Werk dieses Schriftstellers enthält acht Quartbände voll Unsinn, welche er

unter dem Titel „Arcana coelestia“ herausgab.“ — Diese Auslassungen Kant's mögen genügen, um anzudeuten, wie die Gelehrtenwelt über diesen Gegenstand dachte und noch denkt, und daß Herr du Prel gar keine Ursache hat, sich auf Kant zu berufen.

Du Prel definiert nun weiter: „Wenn man die Unsterblichkeit als Erwerbung eines neuen Daseins und Versetzung an einen neuen Ort auffaßt, kann sie nicht bewiesen werden; wohl aber ist sie beweisbar als Fortdauer eines unbewußt gegebenen Zustandes am gleichen Ort. Das Jenseits ist das anders geschaute Diesseits.“ Er konstruiert sich nun ein eigenes Schema und sagt: „Der Mensch lebt gleichzeitig im Jenseits als transscendentales Subjekt und im Diesseits als irdischer Mensch. Beides wird geteilt durch die verschiebbare Empfindungsschwelle. (Verschiebbar, weil ein Mensch sinnlicher als ein anderer ist.) Im Diesseits ist der materielle Körper und das sinnliche Bewußtsein, deren einheitliche Ursache im transscendentalen Subjekt liegt. Das Jenseits ist das Reich des Unbewußten, d. h. des transscendentalen Bewußtseins und Subjets. Dieses umfaßt: 1. Magische Kräfte, zu welchen schwarze Magie, Hexen, Zauberer, weiße Magie, Magnetismus, religiöse Mystik gehören. 2. Uebersinnliches Bewußtsein, Somnabulismus. 3. Astralleib, aus dem Doppelgänger, Materialisation, Spiritismus und irdische Geburt hevorgehen.“ — Er will also nichts von Himmel und Hölle wissen, er kennt keinen Aufenthaltsort der Seligen und Verdammten, sein Mensch wandelt nach dem Tode immateriell auf der Erde weiter und sieht die Welt nur mit andern Augen an. Das ist der Kern der du Prel'schen Lehre vom Jenseits.

Von allen Religionsstiftern war Moses der einzige, welcher nicht von einem Fortleben der Seele nach dem Tode sprach. Die guten und bösen Taten der Menschen sollen hier auf Erden schon ihren Lohn finden; sein Gott wird die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Alle Religionen aber, vom gröbsten Fetischismus bis zum erleuchteten Christianismus glauben an eine unsterbliche Seele und an eine Fortdauer des geistigen Lebens nach dem

Tode des irdischen Leibes. Einen positiven Beweis hierfür hat aber noch Keiner erbracht und wird auch Niemand erbringen und alle Mutmaßungen und Vorstellungen gehören ins dunkle Reich der Phantasie. Wir Menschen haben fünf Sinne und ein bischen menschliches Begriffsvermögen dazu, damit sollen wir uns zurecht finden; warum also an eine Tür klopfen, die für uns verschlossen bleibt? Warum mit einer vierten Dimension und einem sechsten Sinn rechnen, welche uns bekannt sind? Du Prel sagt ja selbst: „Daß wir im Tode Geister werden, kann wohl „gezungt“ werden, aber nicht „gehirnt“; wohl aber ist es denkbar und durch den Somnambulismus beweisbar (?), daß wir schon jetzt Geister sind und daß diese unsere Wesenshälfte vom Tode nicht betroffen wird.

Nun will ich hier noch einige andere Vorstellungen vom Jenseits folgen lassen. Aus spiritistischen Blättern entlehne ich einiges aus einer Trancerede über den Uebergang des Menschen ins Jenseits, welche am 24. Februar 1894 von Edmund Blechinger in Wien gehalten wurde und die ihm von seinem verstorbenen Bruder Frederik mitgeteilt sein soll.

„Wenn der Mensch gestorben ist,“ heißt es darin, „so eilt sein Geist, entlastet seiner Hülle, empor in jene Sphäre, in die er berufen ist nach seinem unteren Dasein, um weiter fortzuleben. Wenn er nun dort angekommen ist, mit seinem Astralleibe, so bekommt er auch dort eine Hülle, welche aus Stoffen jener Sphäre gemacht ist, in welcher er nun lebt. Auch diese Hülle braucht eine Pflege, obwohl sie derjenigen nicht mehr ähnlich, in welcher ihr hier unten auf Erden lebt. Auch dort muß er sich mit denjenigen Stoffen ernähren, welche der neuen Hülle angemessen sind, damit er sie erhalten kann; nur ist er nicht mehr diesen Leiden und Krankheiten ausgesetzt und hat eine bestimmte Zeit, in welcher er diese Hülle verlassen muß. Nachdem auch diese Hülle zerfallen ist, eilt er im schnellen Fluge wieder empor in ein noch schöneres Land, um ein neues Dasein wieder zu beginnen.

Auch dort bekommt er eine Hülle, diese ist aber viel verfeinerter. Er erinnert sich noch an seine gehabten zwei Vorstufen. Jene Gedanken und Leidenschaften, die ihm in

seiner zweiten Daseinsstufe noch anhafteten von seinem Menschendasein, sind entschwunden; denn hier bewegen ihn viel reinere Gefühle und Ansichten; seine Gedanken und Wünsche richten sich schon viel weniger zurück auf die irdische Vergangenheit, sondern mehr und mehr nach oben, nach dem, was seiner noch wartet. Und je weiter er emporkommt, je mehr solcher Daseinsstufen er macht, desto reiner wird diese Hülle, desto edler, geistiger seine Gedanken, desto mehr legt er die Erinnerung an die Vergangenheit zurück, und nur dann erinnert er sich an sein Menschendasein, wenn eines seiner zurückgebliebenen Lieben seiner gedenkt und dadurch eine Verbindung hergestellt wird (dies geschieht durch Elektrizität), welche die unten Lebenden glücklich, ihn aber freudig macht. Sieben Sphären des ersten Sonnenzirkels muß man durchmachen, bis man zur ersten Sphäre des zweiten Sonnenzirkels gelangt.

Es gibt nach dem Naturgesetze kein Zurückgehen; es gibt nur ein Vorwärtsgehen, ein immerwährendes Veredeln; und wie sich der Mensch veredelt, wenn er als Geist aufwärts dringt, ebenso veredelt sich auch jeder Planet, bis er jene höchste Stufe erreicht, die er überhaupt erreichen kann, und sich dann auflöst in dem All der Ewigkeit, in dem Universum, um ihn dann wieder neu daraus entstehen zu lassen u. s. w.

Bilz, ein gläubiger Spiritist, der sich durch sein Werk über Naturheilkunde bekannt gemacht hat, gibt folgende Regel, wie man ein Schreibmedium werden kann:

Man nimmt einen Bleistift in die Hand, legt dieselbe auf einen Bogen Schreibpapier und setzt sich eine halbe Stunde lang ruhig hin. Schreibt die Hand dann nicht von selbst, dann wiederhole man das Experiment am nächsten Tage zur selben Zeit wieder und so fort. Wer nach zwanzig Sitzungen kein Resultat erzielt, ist kein Medium. — Ihm selbst ist es nun nicht gelungen, aber seine Frau schrieb schon nach der vierten Sitzung, zuerst verworrenes Zeug, dann aber wirkliche Mitteilungen von ihrer verstorbenen Schwester, und zwar:

„Gott zum Gruß: von deiner verstorbenen Schwester Wilhelmine. Ich bin mit bei der Mutter, wir sind in der dritten Daseinsstufe der Engelnähe, ach, wir sind frei von allem, da ist nur Liebe und Wonne, lauter Herrlichkeit. Wenn Robert (der verstorbene Bruder) noch eine Zeit lang gelernt hat, ist er auch bei uns. Der Vater lernt tüchtig, ist auf der ersten Daseinsstufe oder Sphäre, wie ihr es nennt. Wir können ihn sehen, aber gesprochen haben wir ihn noch nicht, das dauert nicht mehr lange, dann können wir ihn mal besuchen, dann werden wir Dir viel beibringen. — — — Deine Schwiegereltern sind auch bei uns, der Vater Bilz betet viel für euch; ihr werdet es nicht gewahr, wenn wir euch umschweben, aber fühlen könnt ihr's, wenn ihr andächtig seid. So seid für heute herzlich gegrüßt, andermal mehr. Wilhelmine."

Einige Zeit später: „Gruß von Deiner verstorbenen Schwester Wilhelmine. — — Der Eintritt ins Jenseits ist für Jeden leicht, der Glauben hat und etwas in sich fühlt, eine Versöhnung oder eine Verbrüderung. Ich mußte nicht lange im Dunkeln bleiben, als ich gestorben war. Es konnten etwa zehn Tage vergangen sein, dann fühlte und sah ich lauter lichte Gestalten, so wurde mir bald klar, wo ich eigentlich war, alle reichten mir die Hände und waren fröhlich unter einander.

Ein Freund führte mich an meinen Platz, wo ich anfangen mußte meine Schuld abzusühnen, um weiter zu kommen. Es dauerte auch nicht sehr lange, so führten mich meine Freunde eine Stufe höher, da gab es wieder schönere Freuden, da mußte ich wieder sühnen, wo ich gefehlt hatte. Es gehört viel zum göttlichen Wandel 2c.

Auf eine Frage: „Was machst Du, liebe Schwester, im Jenseits?" erfolgte die Antwort: „Ich muß unterrichten, und zwar solche, die an Verzweiflung gestorben sind."

An diesen Beispielen will ich es genug sein lassen; die sieben Himmel der Moslems und die sechzehn Brahmawelten der Buddhisten sind ja noch garnichts dagegen. — Mir will es doch scheinen, als ob diese Medien entweder Betrüger oder betrogene Betrüger oder hysterische Menschen sind, die sich wirk-

lich einbilden, daß Niedergeschriebene gehört zu haben, obgleich es in ihrem eigenen Hirn entstanden ist. Kiesewetter (1872) erklärt alles für Hypnotismus, wie: Spiritualismus, Tanzwut, Aberglaube, Christen-, Juden-, Ketzerverfolgung, Askese, Mystik u. s. w., sogar die künstlerische und dichterische Begeisterung. — Und ich glaube, daß hierin viel Wahres liegt; Vieles wird sich aus Suggestion und unbewußter Autosuggestion entwickeln.

Schopenhauer schreibt über die Geisteskraft der Menschen Folgendes: „Da zwar Vernunft Allen, Urteilskraft aber nur Wenigen zu teil geworden, so ist die Folge, daß der Mensch dem Irrtum und dem Wahn offensteht, in dem er allen nur erdenklichen Chimären preisgegeben ist, die man ihm einredet und die als Motive seines Wollens wirkend, ihn zu Verkehrtheiten und Torheiten jeder Art, zu den unerhörtesten Extravaganzen, wie auch zu den seiner tierischen Natur widerstrebendsten Handlungen bewegen können. Eigentliche Bildung, bei welcher Erkenntnis und Urteil Hand in Hand gehen, kann nur Wenigen zugewandt werden, und noch Wenigere sind fähig, sie aufzunehmen. Für den großen Haufen tritt überall an ihre Stelle eine Art Abrichtung; sie wird bewerkstelligt durch Beispiel, Gewohnheit und sehr frühzeitiges, stetes Einprägen gewisser Begriffe, ohne daß irgend Erfahrung, Verstand und Urteilskraft da wäre, das Volk zu stören. So werden Gedanken eingeimpft, die nachher so fest haften und durch keine Belehrung zu erschüttern sind, als wären sie angeboren, wofür sie selbst von Gelehrten gehalten worden sind!“ —

Man unterscheidet nun beim Spiritismus Schreib-, Sprech-, Klopf- hellsehende und Materialisations-Medien, und es fällt doch auf, daß so viele verschiedene Methoden angewendet werden, um Geister zu zitieren; auch die vielen Vorbereitungen, die zu derartigen Sitzungen getroffen werden müssen, erregen gerechtes Mißtrauen, sowie die häufigen Entlarvungen der Medien als bloße Taschenspieler. Der jüngste Prozeß gegen das Blumenmedium Anna Rothe gibt dafür einen eklatanten Beleg. Die Sachverständigen, Professor Dr. Dessoir, Dr. Henneberg und Prof. Dr. Puppe, erklärten alle Manipulationen der Rothe für Schwindel und sie selbst für eine hysterische

Person. Am 28. März 1903 wurde sie zu 1½ Jahren Gefängnis und 500 Mark Geldstrafe verurteilt.

Von Eduard von Hartmann erschien 1885 eine 118 Seiten lange Schrift gegen den Spiritismus. Er behauptet darin, daß die spiritistischen Phänomene nicht Geistern zugeschrieben zu werden brauchen, sondern aus den Medien selbst erklärt werden können, welche abnorme, aber pathologische Naturen seien. Sie sind gleichzeitig Autosonmambule und Magnetiseure und produzieren unter psychischer Anregung eine Nervenkraft, die, sich in Licht- und Wärmeerscheinungen umsetzend, physikalische Kraft wird und sogar fernwirkend ungewöhnliche Erscheinungen hervorrufen kann; sie kann der Gravitation von Gegenständen entgegenwirken, ohne Berührung des Bleistiftes fernwirkend Schriften hervorrufen u. dgl. m. Mit Hilfe dieser Nervenkraft wirkt das Medium auf die Zuschauer gleich einem kräftigen Magnetiseur ein, versetzt sie in einen larvierten Somnambulismus und pflanzt ihnen seine eigenen Vorstellungen als Halluncinationen ein, sodaß sie diese Erscheinungen, die nicht wirklich sind, zu sehen und zu tasten glauben.

Der russische Staatsrat Aksakow hat nun 1894 in einer 800 Seiten langen Replik „Animismus und Spiritismus" seine dreißigjährigen Erfahrungen, die er über Spiritismus gesammelt hat, niedergelegt und doch nicht die Welt zu überzeugen vermocht, obgleich manche seiner Beispiele auf natürlichem Wege unerklärbar erscheinen. So erzählt er, daß eine junge Dame als Medium Aufschluß über die Rückläufigkeit der Uranusmonde erhielt, was den damaligen Astronomen noch nicht bekannt war; ebenso sagte dieser Geist, daß der Mars zwei Monde habe, was erst 18 Jahre später entdeckt wurde. Ein zweites Medium sprach in der Trance zehn Sprachen, für gewöhnlich kannte es nur zwei. Die 13jährige Tochter des Gouverneurs von Wisconsin, Tallmago, spielte als Medium Klavier mit Virtuosität, obgleich sie es nie früher gelernt oder versucht hatte. Ebenso berichtet Aksakow von Geisterphotographien, Abdrücken und Gießformen von Händen, Füßen ꝛc.

Was soll man nun von allen diesen sich widersprechenden Meinungen der Gelehrten denken und glauben? Es geschehen

noch viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Das ist ein altes und sehr wahres Sprichwort. Wir sind bestrebt, alles Geschehene aus der Erfahrung und der Wahrnehmung unserer Sinne herzuleiten; unsere Sinne sind aber nicht nur der Zahl nach, sondern auch in Bezug auf die Leistungsfähigkeit beschränkt. Wir sehen vom Regenbogen beispielsweise nur ein siebenfarbiges Spektrum, in Wirklichkeit gibt es aber noch ultrarote und ultraviolette Strahlen, die unser Auge nicht wahrnimmt. Die ganze kleine Lebewelt haben wir erst durch das Mikroskop kennen gelernt. Luftschwingungen, die auf weniger als 30 und auf mehr als 24000 Schwingungen in der Sekunde beruhen, geben für unser Ohr keinen Ton mehr. Für magnetische und elektrische Vorgänge haben wir überhaupt keinen Sinn; die objektiven Vorgänge in der Natur nehmen wir auch nicht direkt wahr, sondern nur deren Einwirkung auf uns; die Träger des Lichts und des Schalles sind uns erst durch unsere Verstandeskräfte und Experimente bekannt geworden, und so gibt es noch Vieles in der Natur, was wir nicht kennen und das für unsere Sinne nicht faßbar ist. Es ist daher auch naturwissenschaftlich möglich, daß es Wesen gibt, die wir mit unseren Sinnen garnicht wahrnehmen können, die aber gegebenenfalls doch in die Erscheinung treten durch irgend eine Ursache, die wir auch noch nicht ergründet haben. Man kann hierbei ganz von einer bestimmten Form absehen, diese Wesen mögen nur schlummernde Energieen, magische Kräfte sein, die als ein unfaßbares Fluidum uns umschweben, gleich dem Sonnenstrahl, dem Aether oder der Luft; sie können auch in besonderen Fällen mit besonders dafür empfänglichen Personen in Kausalität treten und auf die feineren Empfindungen, wie Gemüt, Gedanken, Vorstellungen ꝛc., einwirken; tun dieses doch schon bloße Temperaturschwankungen, elektrische und magnetische Einflüsse ꝛc.

Wenn wir nun also wirklich die occulten Kräfte anerkennen, welche im Somnambulismus, Spiritismus und Hypnotismus zutage treten, so haben wir damit noch nicht anerkannt, daß diese uns umschwebenden Kräfte Menschengeister, Seelen

Verstorbener sind. Der mystischen Anschauung zufolge geht unserer Geburt ein ganz anderes, individuelles Dasein voraus, das wir aber bei der Geburt vergessen. Wer ist in diesem Falle „wir"? — Es kann doch nur der Geist, die Seele selbst sein, welche sich selbst vergißt.

Pastor F. Schmidt nennt in seiner Schrift „Der moderne Materialismus, 1883" die Seele „Vehikel und Repräsentantin der Gottheit". Ihr kommen gewisse Eigenschaften zu, welche von dem Begriff des Göttlichen unzertrennbar sind. Dahin gehört Intelligenz und das Vermögen, die Außenwelt zu erkennen und über Alles sich mehr oder weniger Klarheit zu verschaffen. Sie gehört folglich einer höheren Welt, den für unsere Erkenntnis unzugänglichen Lichtregionen an, welchen Alles, was Licht und Wahrheit heißt, entströmt. Diese höheren Lichtregionen, mögen sie „Gott", „Himmel", „Ewigkeit" heißen — der Name tut nichts zur Sache, sind ihre Heimat, welche sie nur verläßt, um, dem ihr immanenten Zuge nach Darstellung und Verbreitung des Lichts in der Sinnenwelt folgend, einen ihrem Wesen nach fremdartigen Leib eine Zeitlang zu bewohnen." Dieses ist nun die philosophische und religiöse Basis, aus welcher die Unsterblichkeit hergeleitet wird. In der Tat, hypothetisch genug. Wunderbar bleibt es denn doch, daß diese angeflogene Intelligenz, die doch schon das Kind bei der Geburt beseelt haben muß, sich zuerst garnicht dokumentiert und erst sehr viel später zum Vorschein kommt. Justus v. Liebig, Alexander v. Humboldt, Fritz Reuter, Ludwig Windthorst, Walter Scott, Charles Darwin, Isaak Newton und noch manche andere Koryphäen der Wissenschaft waren anfangs die größten Dummköpfe unter ihren Mitschülern (Dunce he is, and dunce he will remain,*) sagte Scott's Lehrer von ihm), und doch entwickelten sie sich später zu so hoher Blüte. Wo bleibt nun aber die Intelligenz bei Schwachsinnigen oder bei Leuten, die plötzlich irrsinnig werden? Die Repräsentation der Gottheit hört hier doch

*) Ein Dummkopf ist er und ein Dummkopf wird er bleiben.

wahrlich auf. Wie denkt du Prel über die abgeschiedenen Seelen dieser Verkommenen? Nach den Offenbarungen, die das spiritistische Schreibmedium, Frau Bilz, (s. S. 264) empfangen haben will, gibt es ja auch eine Schule im Jenseits.

Nach allen diesen Erwägungen erscheinen die spiritistischen Anschauungen mystisch und dunkel, die dualistischen unlogisch und die monistischen, wenn auch nicht apodiktisch und bestimmt beweisbar, so doch jedenfalls am natürlichsten und erklärlichsten.

Max Nordau nennt in seinen „Paradoxen" „Suggestion die Uebertragung der Molekularbewegungen eines Gehirns auf ein anderes. Cogitation ist die freie Erfindung, der kombinierende Gedanke, und Emotion die automatische Ausführung von Bekanntem. Bewußtsein, Gedächtnis und Wille sind die drei Hauptcentren des Organismus. Bei der Durchschnittsmenge sind die Hirncentren wie die mechanischen Musikwerke; sie spielen nur die Stücke, die in sie hineingebaut sind; sie haben bloß Emotion, keine Gedanken." Diese Geistigarmen müßten also als Geister erst weiter ausgebildet werden, um vollkommener zu werden, oder sollte ein solcher Geist in seiner menschlichen Dummheit weiter existieren? Es ist doch beides höchst unwahrscheinlich. — Nicht der Menschengeist als Individuum, sondern das lebt weiter von ihm, was er auf geistigem Gebiete ersann und was den Epigonen seines Geschlechts zugute kommt. Was der Buddhismus als Karma individuell von Person auf Person überträgt, das übertragen wir kommunistisch von der Person auf die Allgemeinheit, wie ja auch der Körper in der Allgemeinheit, der Natur, aufgeht: „Wir sind Ephemeren vor den Augen des Weltgeistes," sagt Epiktet. „Wir sind Träume eines Schattens," sagt Pindar. „Und die Seele?" fragt Tiedge in seiner „Urania":

„— — doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie nicht noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?

Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freu'n? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsternis hinein." — —

Ergo — all unser Denken und Grübeln hierüber führt zu keinem positiven Resultat.

Wie kindlich noch die Auffassung der Menschen von ihrem höchsten Gotte ist, geht aus ihren Gebeten hervor, welche meistens nur Wünsche und Bitten um ihr eigenes wertes Wohlbefinden enthalten; alle kleinen Opferspenden bezwecken nur, eine größere Wohltat und eine persönliche Berücksichtigung von Gott zu erlangen. Da kommen nun die frommen Leutchen in ihren Gotteshäusern zusammen, plappern ein auswendig gelerntes Sprüchlein her und haben damit ihrem Herzensbedürfnis Genüge getan. Und das ist sehr gut und heilsam allen Schwachen und Anlehnungsbedürftigen; auch ist es gut und löblich, daß das Wort des Priesters sie unter Hinweis auf ihren Gott zu einem sittlichen, moralisch guten Lebenswandel führt, denn wir können der Kirche und ihren Glaubenssatzungen, wenn diese auch modifiziert werden können, niemals für das gros entraten. Der denkende Mensch findet seinen Gott überall in der erhabenen Natur, und wer nicht vom Schopenhauerschen und Nietzscheschen Pessimismus angekränkelt ist, wird auch sein Genüge am irdischen Dasein finden ohne die in gewissem Sinne verlockende Aussicht auf ein immaterielles Weiterleben in himmlischen Gefilden. Es kommt alles auf die Auffassung an; man kann dem Leben schon seine guten Seiten abgewinnen, wenn man nur ernstlich will.

Pessimismus und Optimismus.

Der Pessimist kommt mir vor, wie ein Frierender, der im Schnee hockt und sich nicht bewegen will; der Optimist aber schreitet rüstig aus, wird warm und atmet mit Wohlbehagen die kalte, kräftigende Winterluft ein, welche seinen Organismus neu belebt, wogegen sie dem andern die Lebenskraft einschläfert. Zweifelsohne ist der Pessimist aber ein von Gott verlassenes Menschenkind, oder vielmehr einer, der

aus eigener Initiative Gott verlassen hat, auf abschüssige Bahn geraten und mit sich und der Welt unzufrieden ist. Das ist aber meistenteils eine Folge der Religionslosigkeit und Gottesleugnung; daher plädiere ich denn auch durchaus für Gottesverehrung und eine Religion, welche die Menschheit zur Sittlichkeit und Moral erzieht. Nur schwindelfreie Geister dürfen den Adlerflug ins Ungewisse wagen, und wenn ihnen die wächsernen Icarusflügel schmelzen im Sonnenbrand des Unerreichbaren, dann sollen sie sich auf den festen Boden des Moralismus niederlassen, um nicht in den Wogen des niedrigen Materialismus und Anarchismus zu versinken. — Wir brauchen notwendigerweise eine Kirche, die das Volk erzieht und die ihm einen moralischen Halt zu geben bestrebt ist. „Karl Marx nennt die Religion Opium für das Volk“; aber eine religionslose, laxe Moral ist ein noch größeres Gift; denn sie macht den Menschen völlig zum Tier. Leider erstehen dem Volke aus den Kreisen der Gebildeten Führer, die wahrlich die ihnen verliehene geistige Ueberlegenheit über die rohen Massen besser anwenden sollten, als den Schwachköpfen Hirngespinste in den Kopf zu setzen, die sie noch vollends um das bischen Verstand bringen. Hier einige Proben dieser Pessimisten und Materialisten.

Proudhon, ein eifriger Publizist und Sozialist der Revolutionszeit von 1848 in Paris, gibt auf die Frage, was man Gott schuldig sei, die Antwort: „Gott Krieg.“ Aus Max Stirners Schrift „Der Einzige und sein Eigentum“ glotzt uns der krasseste und unverschämteste Egoismus an. „Das sinnliche Ich ist das Einzige, nichts geht darüber“. Heinrich Heine, der Autor des Buches der Lieder, der sich damit in so manches Herz schmeichelte, erklärt: „Nicht entsagen wollen wir; wir wollen Genuß, Nymphentänze, Nektar und Ambrosia.“ Ludwig Feuerbach sagt: „Essen, Trinken und Baden ist die Aufgabe des Menschen. Was der Mensch ißt, das ist er. Wo kein Fett, da kein Fleisch, wo kein Fleisch, da kein Hirn, wo kein Hirn, da kein Geist.“ Eduard von Hartmann ruft aus: „Die Illusionen sind tot, die Hoffnung ist ausgebrannt.“ Nietzsche: „Die Erde hat eine Haut und

dieſe Haut hat Krankheiten. Eine dieſer Krankheiten heißt z. B. Menſch. — Der Erkennende wandelt unter Menſchen als unter Tieren. — Kirche? Was iſt das? Das iſt eine Art von Staat, und zwar der verlogenſte.“ (Aus ſeinem Werke: „Alſo ſprach Zarathuſtra“.)

Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn ſelbſt Leute der hohen Ariſtokratie ſolche Anſchauungen publizieren, wie Fürſt Pückler-Muskau? Er ſagt: „Gibt es wahre Güter in dieſer uns bekannten Welt, ſo ſind es nur eiſerne Geſundheit und ſehr viel Geld als Mittel zu Allem, was die Welt bietet; leider wenig genug. Alles Andere erſcheint als Chimäre; Genie und Talent geben mehr Qual als Genuß; Liebe und Eitelkeit ſind zu drei Viertel Narrheit, Tugend und Sünde problematiſche Konvention, Wiſſenſchaft noch das Beſte, doch verſchleiert, wie das Bild zu Saïs; Gott ein Phantaſiebild in hundert verſchiedenen Editionen, alles Sein ein furchtbares Rätſel.“

Wenn man die ganze Literatur durchſtöbert, findet man allüberall, auch bei den gefeiertſten Dichtern, ſolche peſſimiſtiſche Anſchauungen. Ich will nur noch Ernſt Ziel zitieren. Er ſchreibt:

Die Welt iſt wahrhaftig die reine Pracht: —
Hier unten Hader, dort oben Nacht!
Hier unten auf Erden iſt nichts als Kampf
Und Zungengezeter und Schlachtengeſtampf;
Frißt doch rundum mit Haut und Haaren
In Scharen ach! und aber Scharen
Erbaulich einander das liebe Vieh.
Blind wütet der Krieg, die Klauen erhoben,
Vom Menſchen abwärts bis zu den Mikroben
Und macht das Leben zur Parodie,
Und was ſich nicht meiden möchte und miſſen,
Wird grauſam von einander geriſſen
Und weiß nicht wann und weiß nicht wie.
Und oben, ihr Herrrn? Oben, dort oben
Hängt eures Jenſeits Schleier. Noch nie
Hat ihn die Weisheit der Weiſen gehoben.

Und faß' ich's zuſammen, ſo frag ich: Wie?
Blut deckt die Tiefen und Nacht die Höhn —
Wie darf da mit großem Redegetön,
Wie darf da eure Philoſophie
Eine Welt, die ſchlecht iſt von unten bis oben,
Noch als der Welten „beſte" loben?

Ueberdenkt man nun das Geſagte ohne Voreingenommenheit, ſo liegt viel Wahres in den Worten. Der Kampf ums Daſein treibt die Geſchöpfe zum unerbittlichen Vernichtungskrieg gegeneinander, und grade die Menſchheit treibt es am ärgſten. Darum eben iſt es Pflicht der Gebildeten, die ſich durch ihre geiſtige Kraft über das Tier im Menſchen erheben, daß ſie dieſem unheilvollen Kampfe mit aller Energie entgegenarbeiten und dem Schwachen, der nur von tieriſchen Gelüſten beherrſcht wird, auf den rechten Weg zu einem menſchenwürdigen Daſein verhelfen. Daher iſt auch der Peſſimismus, öffentlich gelehrt und glorifiziert, das unheilvollſte Gift für die Maſſen. Mein Freund Epiktet, der zur Zeit Neros Sklave bei einem Freigelaſſenen war, ſagte: „Wiſſenſchaft und Philoſophie muß, wenn ſie in ein unwahres und entartetes Gemüt gelange, wie die reine Flüſſigkeit in einem unreinen Gefäß, umſchlagen und verdorben werden." — Und: „Weiſe iſt, wer nicht traurig iſt über das, was er nicht hat, ſondern der ſich freut über das, was er hat." O! noch viele goldene Worte Epiktets hat uns ſein Schüler Arrian überliefert, da er ſelbſt nichts Schriftliches hinterlaſſen hat. Sich eins wiſſen mit Gott (d. h. mit dem Weltall, mit der ganzen Summe aller Kräfte und aller Weſen), den eignen Willen in Einklang bringen mit dem göttlichen, das ganze Leben zu einem Lobgeſang auf die Gottheit geſtalten, das iſt die hohe Lehre Epiktets, welche ihm Bewunderer auch unter den Chriſten gewann.

So will ich denn hier gleich einen Lobgeſang auf die Gottheit anſtimmen, wie ihn Tiedge im dritten Geſange ſeiner „Urania" begann. Dieſe von Begeiſterung für das Hohe und Schöne der herrlichen Gotteswelt getragenen Worte ſollen uns zugleich erheben von der niedrigen Denkungsweiſe der Peſſimiſten und die gegenſätzlichen Anſchauungen vorführen. —

„Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb' und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sei?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Tal.
Welch' Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch' Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch' Leben schwimmt im Schoß der Wolk' und hier im Taue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgends ist so tot die tiefe Stille,
Es wehet leis' ein Atemzug in ihr empor.
Und hoch aus dieser Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;
Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Tau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenflut umforscht, ist selbst nur eine Welle,

Die, nichtig ſelbſt, aus dieſer Flut entquoll,
Und wegſinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächſte Wallung folgen ſoll?“ — u. ſ. w.

Ziehl und Tiedge, beide geben ihren Gedanken über die Welt Ausdruck; aber wie verſchieden ſind ſie geartet. — Der eine — ein Nörgler, Krakehler und ſtets Unzufriedener, der andere — ein jubelnder, glücklicher Dichter, der das gerade als das Höchſte und Erhabenſte vergöttert, was der andere in ſeiner Schmähſucht gehäſſig begeifert. Warum nun die Gottheit ſchmähen, die doch in Allem und Jedem ſo unendlich hoch und unbegreifbar über uns ſteht? Freuen wir uns doch lieber über die ſchöne Gotteswelt und über das Schöne, was ſie uns bietet. Feuerbach ſagt in ſeinen „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit“: „Exiſtenz, Sein iſt Vollkommenheit, iſt erfüllte Beſtimmung. — Was lebt, ſoll leben, ſoll ſich ſeines Lebens freuen.“ Der griechiſche Dichter Simonides ſingt: „Geſundheit iſt das edelſte Gut dem ſterblichen Menſchen, das nächſte nach dieſem iſt Schönheit, das dritte Reichtum, ohne Tücke erlanget, das vierte geſelliger Freuden Genuß in junger Freunde Geſellſchaft.“ Das ſind alles Lebensgüter, Lebensfreuden. Wonach anders ſuchte Diogenes von Sinope, als nach dem wahren Lebensgenuß, den er in der möglichſt geringen Bedürfnisloſigkeit entdeckte. Wonach anders Ariſtipp, der ihn im heiteren Mute in allen Lebenslagen fand? Sie ſuchen den heiteren ungetrübten Lebensmut, die Heiterkeit des Gemüts, ſie ſuchen „guter Dinge zu ſein“.

Die Stoiker wollen den Weiſen verwirklichen, den Mann der Lebensweisheit; ſie finden ihn in der Verachtung der Welt, in einem Leben ohne Lebensentwicklung, ohne freundliches Vernehmen mit der Welt, d. h. im iſolierten Leben; nur der Stoiker lebt, alles andere iſt für ihn tot. Das Wohlergehen der Epikuräer iſt dieſelbe Lebensweiſe, nur beobachten ſie ein anderes Verhalten gegen die Welt. — Die Alten verlangten überhaupt nach Wohlleben, nach der Eudämonie, dem Wohlſein in den verſchiedenſten Formen. Demokrit z. B. rühmt als ſolches die „Gemütsruhe“, in der ſich's „ſanft lebe ohne Furcht und ohne Aufregung.“ — Mehr oder weniger

geht also ihre Glückseligkeit auf sinnliche Genüsse aus; und wenn diese vor dem Forum des Gewissens bestehen, die geistige Freiheit nicht beeinträchtigen und nicht in tierische Schrankenlosigkeit ausarten, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch der Leiblichkeit ihr Recht lassen soll, insonderheit wenn dadurch das Gemüt erhoben, das Herz neu belebt und der Geist, dieser anspruchsvolle Diktator, frei und ledig aller irdischen Sorge wird.

Die Skeptiker brechen ganz mit der Welt; ihre ganze Beziehung zur Welt ist „wert- und wahrheitslos". Timon sagt: „die Empfindungen und Gedanken, welche wir aus der Welt schöpfen, enthalten keine Wahrheit, denn", so führt er weiter aus, „da das, was der eine gut nennt, ein anderer schlecht findet, so ist es mit der Erkenntnis der Wahrheit auch aus." — Und recht hat er. Gut und schlecht, schön und häßlich sind die krassesten Gegensätze, und doch werden beide Bezeichnungen für dieselbe Sache von verschieden denkenden Personen gebraucht, daher ist auch jedes Ding gerade so nur, wie der Einzelne es sich denkt. Namentlich ist dieses aber bei allem Metaphysischen, also auch bei der Religion, die hieraus hervorgeht, der Fall. Ja, monsieur Descartes, auch das, was man „clare et distincte" erkennt, ist nicht für alle wahr und gewiß. Auch aus Vernunfterkenntnis hervorgegangene Ideen sind „indäquate, verworrene" für manche, mynheer Spinoza, die anders über eine Sache denken, wie Sie. Wir wissen nicht, woher wir kommen, wozu wir leben, wohin wir gehen; aber wir wissen, daß wir Menschen sind, daß wir also nicht wie die Tiere gedankenlos dahinleben sollen und auch nicht wie körperlose Geister von unserer Leiblichkeit abstrahieren können. Wir müssen uns daher mit dieser irdischen Welt in harmonischen Einklang zu bringen suchen. Wir sind mit Sinnen begabt, wie jedes Tier, haben aber den unendlichen Vorzug vor diesen, daß wir das mit unsern Sinnen Erfaßte geistig verarbeiten können. Wie aber jede Kreatur die ihr verliehenen Gaben für sein Wohl ausnützt, so wollen und sollen auch wir die uns verliehenen Vorzüge ausnützen zu unserm Wohlergehen; d. h. wir sollen uns des Lebens und der herrlichen Natur, die uns so viele Genüsse schafft, als

Menſchen erfreuen. Seien wir daher ſtets Optimiſten in des Wortes vollſter Bedeutung, und es wird uns immer wohlgehen hienieden; was über unſer Menſchentum aber hinausliegt, wiſſen wir nicht; alſo nehmen wir vorlieb mit dem, was uns die Gottheit beſcheert hat. Aprés nous le déluge, oder auch irgend etwas anderes, was wir mit heißem Bemühen noch nicht ergrübelt haben und auch nicht ergrübeln werden.

Die Beſtimmung des Menſchen.

Unter dieſem Titel hat Joh. Gottl. Fichte vor hundert Jahren (1800) bereits ein Buch herausgegeben, in welchem er zu beweiſen ſucht, daß unſer Leben nur eine Vorſtufe eines künftigen Lebens ſei. In der Ausgabe von 1879, pag. 123, heißt es: „Das gegenwärtige Leben läßt ſich vernünftiger Weiſe nicht als die ganze Abſicht meines Daſeins und des Daſeins eines Menſchengeſchlechts überhaupt denken; es iſt in mir Etwas, und es wird von mir Etwas gefordert, das in dieſem ganzen Leben keine Anwendung findet und für das Höchſte, was auf der Erde hervorgebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüſſig iſt. (?) Der Menſch muß ſonach einen über dieſes Leben hinaus liegenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben nicht völlig vergebens und unnütz ſein in der Reihe unſeres Daſeins, ſo muß es ſich zu einem künftigen Leben wenigſtens verhalten, wie Mittel zum Zwecke. Nun gibt es in dieſem gegenwärtigen Leben nichts, deſſen letzte Folgen nicht auf der Erde blieben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zuſammenhängen könnte, außer dem guten Willen, welcher in dieſer Welt an ſich nichts fruchtet (?). Der gute Wille nur kann es ſein, er muß es ſein, durch den wir für ein anderes Leben und für das erſt dort uns aufzuſtellende nächſte Ziel desſelben arbeiten.“

Wo bleibt in dieſer ganzen Expektoration die Logik? — Ich bin weit davon entfernt, mir anmaßen zu wollen, den Zweck des Weltalls ergründen und logiſch beweiſen zu können, aber daß ein bloßes Etwas in mir, ein Gedanke, eine Mutmaßung, ein Traum, mit poſitiver Gewißheit mir ein zu-

künftiges Leben verheißen kann, ist eine starke Zumutung an meine Glaubensseligkeit.

Freilich sagt er Seite 92: „Der Glaube ist kein Wissen, sondern ein Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. — Alle meine Ueberzeugung ist nur Glaube, und sie kommt aus der Gesinnung, nicht aus dem Verstande.“ —

Darum also, weil dieser Glaube nur der Entschluß des Willens eines Einzelnen ist, der irren kann, ist er auch nicht so ohne weiteres anzunehmen, und läßt sich kritisch beleuchten. — Warum nun den Zweck des Lebens in einer Sphäre suchen, die uns ganz unbekannt ist? Warum ist nur der gute Wille Bindeglied zwischen diesem und dem künftigen Leben? und warum muß das gegenwärtige Leben völlig vergebens sein ohne ein Fortleben nach dem Tode?

Fichte äußert sich auf Seite 104 darüber folgendermaßen: „Schon in der bloßen Betrachtung der Welt, wie sie ist, äußert sich in meinem Innern der Wunsch, das Sehnen, — nein, kein bloßes Sehnen, — die absolute Forderung einer bessern Welt. Ich werfe einen Blick auf das gegenwärtige Verhältnis der Menschen gegen einander selbst und gegen die Natur, auf die Schwäche ihrer Kraft, auf die Stärke ihrer Begierden und Leidenschaften. Es ertönt unwiderstehlich in meinem Innern: So kann es unmöglich bleiben sollen; es muß, o, es muß alles anders und besser werden. — Nur inwiefern ich diesen Zustand betrachten darf als Mittel eines besseren, als Durchgangspunkt zu einem höheren und vollkommeneren, erhält er Wert für mich.“

Da haben wir nun den krassen Pessimisten. Fichte findet demnach das Leben so schlecht, daß es garnicht wert ist, gelebt zu werden. Was sollen denn wohl die Millionen wenig begabter oder kümmerlich ihr Leben fristender Menschen sagen, wenn hoch begabte Menschen so sprechen? — Dieser Wunsch, dieses Sehnen nach Besserem ist gerade die größte Untugend — ja geradezu ein Laster —, aus dem mit unheilvoller Konsequenz viele andere Untugenden hervorgehen. — Zufrieden und genügsam soll der Mensch mit den Vorzügen sein, die ihn so hoch über das Tier erheben; vor allen andern sollte

der denkende Menſch, der Philoſoph, ſich dieſer Vorzüge bewußt ſein und nicht ein Verlangen nach einem Etwas ſeinen Mitmenſchen gegenüber zur Schau tragen, das ihm nur als vager Traum vorſchwebt. Dieſe Unzufriedenheit mit dem ganzen irdiſchen Sein, aus welcher Fichtes idealiſtiſche Zukunftswelt ſich aufbaut, wirkt auf rohe Naturen, die nicht phantaſtiſch veranlagt ſind und die ſich mehr an das Sinnlichwahrnehmbare halten, geradezu deprimierend und facht ſie zum Neid gegen ihre Mitmenſchen an, die beſſer ſituiert ſind, wie ſie.

Welche unſeligen Blüten hat nicht der Hoffnungswahn auf ein künftiges Leben gezeitigt? Denken wir doch an die Kaſteiungen und freiwilligen Pönitenzen, welchen ſich fanatiſche Gläubige unterwerfen, nur um im künftigen Leben angeſehener zu werden. — Wie verſchiedenartig haben ſich die phantaſievollen Alten ihre Himmel und Höllen ausgemalt; wir, die wir in einem aufgeklärteren Zeitalter leben und denen ſich die Geheimniſſe der Naturgewalten immer mehr offenbaren, ſollten doch realiſtiſcher denken und mehr mit gegebenen Tatſachen rechnen.

Zunächſt alſo halten wir uns an dem, was wir wirklich wiſſen. Das iſt, — daß wir eine Spanne Zeit auf dieſem Planeten zuzubringen haben. Mit uns leben und atmen noch viele Geſchöpfe in dieſer ſchönen Welt, die ſich ihres Daſeins freuen, ſo gut ſie es nach den ihnen innewohnenden Trieben vermögen. Wir aber, wir Menſchen, ſind die bevorzugteſten unter ihnen, uns hat die gütige Mutter Natur mit einem Denkapparat ausgerüſtet, der uns hoch über die andern Geſchöpfe ſtellt und ſie uns untertan macht. — Durch die materiellen Bedürfniſſe zur Unterhaltung unſeres Körpers ſind wir mit dem Tiere auf eine Stufe geſtellt, und der Kampf ums Daſein verroht die Gemüter. Um uns über das Tier zu erheben, müſſen wir daher unſere geiſtigen Fähigkeiten mehr auszubilden trachten und nicht ſo großen Wert auf die leiblichen Genüſſe legen. Nur der iſt der bedeutendere Menſch, der die größeren geiſtigen Fähigkeiten beſitzt.

Fragen wir uns nun nach dem Zwecke des Lebens aller Geſchöpfe, ſo ergiebt ſich aus der Beobachtung der Natur,

daß alle Geschöpfe, ohne Ausnahme, nach ihrem Wohlleben und nach Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten streben; selbst die Pflanze neigt sich der Sonne zu, weil ihr Licht und Sonne besser behagt und diese ihr Gedeihen fördern. Daher ist auch der Mensch vollberechtigt, sein materielles Wohl nicht außer Acht zu lassen; mehr aber noch sollte er bestrebt sein, seinen Geist, sein Empfinden auszubilden und die durch sein Denkvermögen erworbenen Genüsse hoch über die tierischen zu stellen. Hierin sehe ich allein den Zweck des Lebens und die Bestimmung des Menschen. Der Mensch soll sich wohl fühlen und glücklich zu sein streben auf dem Platze, wohin ihn das Geschick gestellt hat.

Aber weder die abstrakten, noch die exakten Wissenschaften vermögen ein so hohes Glück zu gewähren, wie es unser seelisches Empfinden und unser Gefühl hervorzubringen vermag. Daher, o Menschenkind, willst du wahrhaft glücklich werden, so bestrebe dich, die etwaigen dich treffenden materiellen Leiden gering zu achten und auch keinen besonderen Wert auf materielle Genüsse zu legen, sondern ziehe die hohe, hehre Liebe in dir groß, die jede Kreatur in sich einschließt und die im Anschauen der allgewaltigen herrlichen Natur glückerfüllt die Allmacht und Weisheit der Gottheit erkennt. Schon Chrysostomus lehrte: „Schöpferin aller Tugenden ist die Liebe.“ Beherzige ferner diesen Spruch:

„Willst Du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu Andrer Glück,
Denn die Freude, die wir geben,
Kehrt in's eigne Herz zurück.

Horaz sagt zwar: „Nihil est ab omni parte beatum“ (es giebt kein vollkommenes Glück); und er hat recht. Andererseits aber erhöhen auch die Nadelstiche des Schicksals den Wert des Glücks. Beständiges Glück würde garnicht empfunden werden, wenn nicht trübe Tage dazwischen kämen.

Fichte sagt ferner auf Seite 97: „Die Stimme meines Gewissens gebietet mir in jeder besonderen Lage meines Daseins, was ich bestimmt in dieser Lage zu tun, was ich in ihr zu meiden habe. Auf sie zu hören, ihr redlich und un-

befangen, ohne Furcht und Klügelei, zu gehorchen, dies ist meine einzige Bestimmung, dies der ganze Zweck meines Daseins." — Ihm sagt nun diese Stimme: er soll sich für ein künftiges Leben vorbereiten; sie sagt ihm aber nicht: wie und womit. Mir sagt sie: ich soll danach streben, glücklich zu sein hienieden und andere glücklich zu machen. Das genügt mir; ich bin zufrieden. Ihm aber genügt es noch lange nicht; er lehnt sich gegen die Gottheit auf und meint: „Was! das bischen Leben soll für mich schon genug sein? Ich beanspruche Unsterblichkeit. Diese habe ich mir mit meinem gereiften Verstande herausgeklügelt und nun sagt es mir auch mein Gewissen." — Das Gewissen kann doch aber nur ein anerzogenes sein, nicht ein von außen zugeflogenes, von Gott besonders eingeimpftes, denn die moralischen Grundsätze und Sitten haben sich mit den Zeiten geändert und wir selbst mit ihnen. (Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.) Das Gewissen hat sich also nach der Person individuell herausgebildet. Im allgemeinen aber hat die Gesellschaftsordnung ihm seine Grenzen gezogen und vorgeschrieben, was gut und böse ist.

Wir sehen nun, wie unendlich verschieden die Menschheit an Geist und Körper ausgestattet ist, wie Verhältnisse und Lebensdauer grundverschieden sind; daher bilden wir uns denn ein, es muß in irgend einer Weise ein Ausgleich stattfinden; da wir ihn aber hier auf Erden nicht finden, so wird er im künftigen Leben gesucht. Doch was wissen wir davon? — Nichts, absolut nichts. — Alles darüber Gefabelte gehört ins Reich der Phantasie.

Wie gestaltet sich nun das Leben der Edlen des Menschengeschlechts? — Maxim Gorki meint: „Je besser der Mensch, je reiner und tugendhafter seine Seele ist, desto weniger Energie ist in ihm, desto mehr leidet er und desto schwerer gestaltet sich sein Leben . . . Einsamkeit und Sehnsucht sind die Bestimmungen solcher Menschen. — Und warum ist dem so? — Er ist energieloser, als andere, aber nur deshalb, weil ihm das Streben der andern eitel erscheint; er verhält sich passiver, aber er leidet nicht; er liebt die Einsamkeit, weil

er sich selbst genug ist. Der Weiseste der Weisen aber hat auch keine Sehnsucht, keine Wünsche mehr, gleich den buddhistischen Arahats; er ist der Vollendete; er ist glücklich. So konnte denn auch Horaz mit Ueberzeugung sagen, als er sich von den Geschäften auf sein Gut Sabinum zurückgezogen hatte: „Beatus ille qui procul negotiis“. (Glückselig, wer fern von Geschäften.) Und auch der Ausspruch Ovid's: „Bene qui latuit bene vixit“. (Verborgen leben ist glücklich leben), war in seiner Verbannung von Rom gerechtfertigt. Doch das ist das Glück des Alters. Wer noch in des Lebens Blüte steht, der soll sich auch noch des Lebens freuen und es genießen als denkender, edler Mensch; und auch er wird glücklich sein; denn Glück ist nur der Glaube an Glück. — Nur so lange wird man sich glücklich fühlen, bis man aufhört, daran zu glauben. Glück liegt in der Einbildung. Man ist nicht mehr glücklich, wenn man in seiner Seele erst dem Zweifel Raum gegeben hat. Die Bildung des Herzens führt uns auf den Weg des höchsten Glückes, dessen Tempel die weite Gotteswelt ist.

Was wir erstreben sollen, drückt Gerok in folgenden Worten schön, kurz und treffend aus:

„Das Wahre und das Schöne lieben,
Das Gute üben;
Kein edler Ziel als dieses kann im Leben
Ein Mensch erstreben.“

Wo liegt nun aber das Glück der Armen und Elenden, die von Not und Leiden geplagt sind? — Darauf läßt sich nur antworten, daß ihr Denken, Fühlen und Empfinden anders geartet ist. Ihre Not ist gemeinhin nur Mangel nnd Entbehrung im Hinblick auf den sie umgebenden Ueberfluß. Der Cyniker, welcher aus freien Stücken allen Ueberfluß und alle Bequemlichkeit von sich weist, fühlt sich glücklich in dieser Beschränkung und dünkt sich noch erhaben über die andere Menschheit; denn wir sind allemal das, was wir uns einbilden zu sein. Darum, ihr Menschenkinder, seid zufrieden und bildet euch ein, glücklich zu sein, und ihr werdet es sein. — Die Bestimmung des Menschen und der Zweck des

Lebens ist demnach, soweit wir es beurteilen können, die Veredlung des Geschlechts anzustreben und wahres, seelisches Glück in und um sich zu verbreiten. Ich beschließe dieses Kapitel mit Goethes Worten:

„Das wahre Glück ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit hat überall genug."

Religiosität und Sektenbildung.

Religiosität und Frömmigkeit sind synonyme Begriffe. Sie setzen den Glauben an die Gottheit oder an mehrere Gottheiten, sowie ein gottwohlgefälliges Leben voraus, ein Leben, das die Menschheit nach der Eingebung und Offenbarung Gottes führen soll. Im Allgemeinen werden nun von den Priestern bestimmte Regeln, Sitten und Gebräuche bei gottesdienstlichen Handlungen vorgeschrieben, ebenso auch Moralgesetze erlassen, welche der Menschheit zur weiteren Lebensführung die Richtschnur geben sollen. Und alle diese Vorschriften werden gemeinhin als von Gott herrührend dargestellt. Nun haben wir aber bei unserm Rundblick über die Religionen der Völker gesehen, wie unendlich verschieden diese „von Gott eingegebenen" Vorschriften sind; jede Religion betrachtet natürlich die von ihr aufgestellten als die allein richtigen, und muß einem denkenden Menschen dabei doch ein gerechter Zweifel aufsteigen, daß alle diese verschieden lautenden religiösen und sittlichen Regeln nicht von einem allwissenden und allmächtigen Gotte herstammen können, vielmehr muß man annehmen, daß diese vermeintlichen Gottesideen von den Interpreten derselben selbst gemacht sind. Die Mohamedaner glauben bestimmt, daß alle Suren des Korans von Gott durch den Erzengel ihrem Propheten mitgeteilt sind. In einigen Distrikten des alten Aegyptens wurde ein Tier göttlich verehrt, welches man in anderen skrupellos tötete; und so gibt es noch zahllose Gegensätze in allen Religionssystemen. Das einzig Konstante im Chaos widerstreitender Meinungen und Grundsätze blieb die Gottesidee als Offenbarung, alles andere erkannte man vielfach als Menschensatzung an; und so kam es denn, daß sich innerhalb

der Systeme die verschiedensten Sekten bildeten, die die bestehenden Glaubenssatzungen und das Ritual änderten und für sich eigene Gebräuche einführten.

Im ersten Bande dieses Werkchens habe ich bereits bei den einzelnen Religionssystemen dieser Spaltungen Erwähnung getan und gezeigt, welche absonderlichen Blüten der Fanatismus treibt (ich erinnere nur an die indischen Fakire und die christlichen Büßerorden); hier will ich nur die in neuerer Zeit entstandenen Sekten streifen.

Es drängt sich uns hier die Frage nach der Ursache auf, durch welche so viele Spaltungen entstehen können. Die beste Antwort hierauf gibt uns Goethe in seiner Selbstbiographie, als er seinen inneren Zwiespalt nach der Konfirmation schildert, Er schreibt: „Ich empfing die Absolution und entfernte mich. weder warm noch kalt — —. In der Folge trat bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen komplizierten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslassungen zulassen, gegründete Religion, bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht und diese bis zu ihrem höchsten Gipfel zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise, sich von dem Gedanken an die Sünde am heiligen Geiste und von der Angst, solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheueren Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurteilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohlbekommt, den Schuldigen aufblähen und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, Alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien,

welches um so schrecklicher war, als ja Niemand sich für würdig erklären dürfte und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen. Dieser düstere Skrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an fruchtbarem Ansehen dadurch gewann, und ich mich, sobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte." —

So wie hier Goethe seinen Gemütszustand und seine ihm aufgestiegenen Bedenken schildert, nachdem sein jugendliches, sehr empfängliches Gemüt mit kirchlichen Dogmen vollgepfropft war, für welche die Bibel oft doppelsinnige Belegstellen nachwies, so ist es sicherlich sehr vielen Menschen ergangen. Die beständige Furcht eines frommen, gläubigen Gemüts etwas nicht recht getan zu haben, und das quälende Bewußtsein: Du bist ja doch ein armer Sünder, der der Gnade Gottes ermangelt, die dann Platz greifende Zerknirschung greift schwache Menschen dergestalt an, daß sie von religiösem Wahne befallen und gar irrsinnig werden. Solche, dem unheilvollen Wahne Verfallenen, werden dann häufig die Stifter von frömmelnden Sekten, die im Uebermaß ihrer Gottunwürdigkeit und Sündhaftigkeit den peinlichsten Observanzen sich unterwerfen und förmlich zu Karrikaturen werden. Ihre ganze Frömmigkeit liegt in einem strengeren und peinlicheren Zeremonienwesen, in Selbstkasteiungen u. dgl., aber auch, und das ist wohl die Hauptsache, in einer meistens streng eingehaltenen Abstinenz, namentlich Enthaltung aller Spirituosen und geistigen Getränke. Diese Beherrschung der sinnlichen Begierden und Triebe ist gerade der gewichtigste Faktor, welcher den Menschen zum wirklichen Menschen macht und die Sekten trotz mancher ihrer Verkehrtheiten zum Segen für die Menschheit werden läßt. Die Religionssysteme haben ja alle das Bestreben, ihre Gläubigen auf den rechten Weg der Sittlichkeit und Moral zu führen; aber diese allgemeinen Regeln und Vorschriften genügen ihnen nicht; sie müssen etwas Besonderes haben, und das bietet ihnen ihre Sekte.

Es ist ja Tatsache, daß Viele aus der allgemeinen Landeskirche austreten und Sektierer werden; das liegt aber nur daran, daß die Sekte nur solche Mitglieder hat und aufnimmt, welche sich wirklich und freiwillig ihren Satzungen unterwerfen wollen, während die allgemeine Kirche auch alle diejenigen umfaßt, welche sich einer strengeren Zucht und Selbstbeherrschung nicht fügen, zwar ihrem Gotte die vorgeschriebene Ehre geben wollen, ihn aber im übrigen einen guten Mann sein lassen, der ihre sonstigen Schwächen milde nachsieht.

Im Gegensatz zu der dogmatischen Starrheit und dem streitsüchtigen Glaubenseifer der evangelischen Kirche im 17. Jahrhundert förderten Männer wie Spener, Francke u. a. die pietistische Richtung; sie hoben die Lehre von der Erbsünde und dem Versöhnungstode Jesu hervor und forderten innige und praktische Religiosität auf Grund der Heiligen Schrift. Die Unduldsamkeit der Kirche, welche aus eigener Initiative noch nie mit dem Zeitgeiste mitgegangen ist, förderte daher die Sektenbildung. 1722 wurde die Brüdergemeine mit pietistischer Tendenz gegründet; ihr folgten in dieser Richtung die Missionsgesellschaften und andere fromme Vereine. Zu der Innigkeit und praktischen Richtung der Religiosität gesellte sich aber gar bald Abneigung gegen wissenschaftliche Forschungen, sowie geistlicher Hochmut und Scheinheiligkeit. Ihm trat daher der mächtige Geist der Aufklärung des ganzen 18. Jahrhunderts entgegen. Die durch die französische Revolution aufgeregten Stürme und die nach denselben verbreitete Meinung, daß die Aufklärung mit der Freigeisterei und den revolutionären Bestrebungen Hand in Hand gehe, gaben dem Pietismus wiederum neuen Aufschwung, besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft; doch öffneten auch wieder Erscheinungen, wie die der Mucker in Königsberg, Dresden. im Mulden- und Wuppertale die Augen der Regierungen und des Volkes über das unduldsame und scheinheilige Wesen der Frömmelei.

Eine Ausnahme hiervon macht die in den vierziger Jahren vorigen Jahrhunders gegründete freireligiöse Gemeinde, welche sich von allem äußeren Zeremoniell freihält und bekennt:

„Wir glauben an Gott und sein ewiges Reich, wie es Jesus Christus in die Welt eingeführt hat.“ — Also sie ist der Ansicht, daß der christliche Kirchenglaube die reine Christuslehre entstellt hat.

Aus der religiösen Sekte der Methodisten in England ist dann in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts die Heilsarmee hervorgegangen, die unter ihrem „General“ William Booth (geb. 1829), militärisch organisiert, Massenbekehrungen in lärmender Weise anstrebt. 1890 waren schon 2937 Korps und 9896 Offiziere. Ihr Hauptblatt ist der „War-Cry“,*) welches in über ½ Millionen Exemplaren in 19 Sprachen damals aufgelegt wurde und heute wohl noch eine größere Verbreitung hat. Ueberall auch schwärmen die Heilssoldatinnen umher, um ihren „Kriegsruf“ für 10 Pfennige pro Stück unter die Leute zu bringen. Während die anderen pietistischen Sekten immer eine gewisse demutsvolle Ergebenheit in Gottes Willen zur Schau tragen, tritt bei der Heilsarmee eine freudige Glückseligkeit zutage, die sich auch in allen ihren gottesdienstlichen Handlungen dokumentiert. Jesus ist ihr Heiland, ihr Erbarmer und Befreier. Satans Bande löst er; er hat die Macht, Sünden zu vergeben u. s. w. Jeder Heilssoldat hält sich für ein aus dem Pfuhl der Sünde gerettetes Gotteskind. Propaganda für ihre Lehre zu machen, Seelen zu gewinnen, ist ihr eifrigstes Bestreben. Den meistens kurzen Reden, die in ihren Versammlungen von Personen, die sich dazu berufen fühlen, gehalten werden, folgen immer Gesänge geistlichen Inhalts mit einer muntern Melodie, die vom ganzen Musikkorps und mit Händeklatschen begleitet werden. Kurz, die Leute fühlen sich glücklich, sind friedvoll, mäßig in ihren Lebensgewohnheiten, Temperenzler und gesittet, trotz ihrer lärmenden, kriegerischen Außenseite und Uniformierung. Der Staat könnte wohl zufrieden sein, dessen Untertanen alle zur Heilsarmee gehörten.

*) Kriegsruf.

Religionsloser Moralismus.

Hier sollen nun noch einige Grundideen von verschiedenen Gesellschaften folgen, welche der positiven Religion entraten zu können vermeinen und durch bloße Moral die Menschheit zur Glückseligkeit führen wollen. In der Tat hat die Kirche mit ihrem vielen Formen- und Zeremonienwesen, mit ihrem Offenbarungsglauben, ihrer Inkarnation, ihrem starrem Festhalten an der Tradition viel dazu beigetragen, daß denkende Menschen sich von ihr abwandten und ohne sie einen neuen Weg suchten, der ihr ethisches Bedürfnis befriedigte. „Der Weg zur Kirche ist nicht der einzige Himmelsweg," sagt K. J. Weber. „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion," sagt Schiller. De la Mettrie, der Vorleser und Gesellschafter Friedrichs des Großen, sagt: „Die Religion hat die Natur vergiftet und sie um ihr Recht gebracht. Wo die Wahrheit, d. h. der Atheismus, gilt, da folgt der Mensch nur seiner eigenen Individualität. Genußsucht ist unsere einzige und höchste Bestimmung."

Auch Aristoteles löste schon die Moral von der Religion. „Die Wurzeln der Moral liegen nicht in der Religion," sagt er, „sondern nur im vernünftigen Wesen des Menschen. Die Moral geht im letzten Grunde auf in der Beziehung zum Staate. Sie trägt politischen Charakter. Das Ziel der Sittlichkeit ist nicht die ewige Seligkeit, (da er nicht an Unsterblichkeit glaubte), sondern das Wohlbefinden im diesseitigen Leben."

Dem religionslosen Moralismus gehören an: die Anhänger Darwins, die Atheisten, Materialisten, Pantheisten, Pessimisten, die Sozialdemokraten und Anarchisten. Natürlich sind die letzteren auch dabei, wo es gilt, irgend etwas Bestehendes zu stürzen. Man sieht aber daraus, wie gefährlich es ist, eine religionslose Moral unter das Volk zu bringen, die von dem anarchistischen Gelichter selbstredend in Unmoral umgewandelt wird. Der große Haufen muß notwendigerweise eine Religion haben, die ihm das Dasein eines richtenden und strafenden, aber auch zugleich milden und verzeihenden

Gottes zu Gemüt führt und die ihm den Glauben an ein Jenseits erhält, in dem alle irdischen Mängel ausgeglichen und alle Taten im Leben ihren Lohn und ihre Strafe finden; denn Denken ist nicht Sache des großen Haufens.

Auf der Versammlung der Freidenker zu Milwaukee im Jahre 1872 wurde vereinbart: „Wir verwerfen jeden Glauben und erkennen an, daß die Vernunft die einzige Quelle wahrer Sittlichkeit ist."

Die Grundsätze der „National secular society" in Amerika lauten: „Der Säkularismus lehrt, daß unser Handeln auf Vernunft und Wissenschaft sich gründen soll. Er weiß nichts von göttlicher Führung oder göttlichem Eingreifen."

W. Salter, der Leiter der ethischen Gesellschaft in Chicago, sagt: „Die Moral, in ihrer Bedeutung verwirklicht, ist Religion. Sie ist die einzige Religion für den vernünftigen Menschen."

H. P. Blavatzky gründete im Jahre 1875 in New-York die „Theosophische Gesellschaft", welche auch in Europa Anhänger gefunden hat. (1893 wurde in Leipzig die Theosophische Gesellschaft unter denselben Prinzipien gegründet und später noch an anderen Orten.) — Dieser Verein strebt eine geistige Vereinigung aller Nationen an, welche eine Verbrüderung durch Aufklärung und Veredelung des ganzen Menschengeschlechts auf theosophischer Grundlage bezweckt, d. i. auf Grundlage der Erkenntnis der wahren Menschennatur oder des göttlichen Wesens, das allem Dasein zu Grunde liegt als Einheit.

Man kann diese Anschauungsweise nicht religionslos nennen, vielmehr ist sie eine ganz occulte Religion mit buddhistischen Anklängen und steht als Offenbarungsglauben der materialistischen Lehre diametral gegenüber. Sie bildet den krassesten Gegensatz zur Lehre aller Freidenker und Naturalisten und ist dieses Gegensatzes und des gleichen Endzwecks wegen nur hierher gesetzt. Ihr Endzweck ist aber ein durchaus edler und dem gros der Menschheit als geistige Nahrung weit bekömmlicher als bloßer Materialismus. Ich will daher etwas näher darauf eingehen.

Theosophie ist eigentlich das höhere Wissen von Gott durch unmittelbare Offenbarung; die Gesellschaft erklärt auch, Gott kann vom bloß menschlichen Verstande nicht begriffen werden, denn sonst wäre er kein Gott. — (Da wir Menschen aber nur menschlichen Verstand haben, müßte man doch auch überhaupt auf ein Begreifen Gottes verzichten; dessenungeachtet folgt doch eine Erklärung.) Gott ist keine Gestalt, sondern das allgegenwärtige Wesen aller Dinge. Gott ist nicht über den Wolken zu suchen, sondern in uns selbst; denn wir sind Tempel Gottes und leben, weben und sind in Gott. Gott ist die alles belebende Urkraft. Er umfaßt alles. Er ist das wahre Selbst des Menschen. Die Kraft Gottes ruht in uns. — (Jawohl, ganz meine Ansicht; aber diese Kraft ist doch sehr modifiziert und wirkt ebenso gut auch in jedem Atom, ohne daß wir dadurch der Gotteserkenntnis näher gerückt sind, wie die Theosophen behaupten.) Göthe sagt:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis' das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
Sodaß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt." —

Die Vollkommenheit, welche das Endziel aller Entwickelung bildet, ist als umfassendes (göttliches) Bewußtsein aufzufassen, welches von den Indern „Atma Vidya", den Gnostikern „Gnosis" und dem Apostel Paulus „Theosophia" genannt wird. Die zu dieser göttlichen Selbsterkenntnis nötige Kraft ist die Kraft Gottes und schlummert im Herzen der Menschen. (Nur daß diese uns immanente Kraft bei verschiedenen Menschen verschiedene Meinungen, Er- und Bekenntnisse hervorruft.) – Viele Erdenleben sind Stufen, auf denen der Innenmensch zum Gipfel der Vollkommenheit und göttlichen Kraft emporsteigt. — Hier treffen also die theosophischen Ansichten mit der buddhistischen Lehre vom Karma, von einer Prä- und Posteristenz des Menschen zusammen. Die Gottesidee herrscht vor im Gegensatz zu den Freidenkern, die teilweise jeden auf den Menschen einwirkenden Gottesgedanken

leugnen. Die Theosophen trösten sich mit dem Ausspruche des Pythagoras:

„Sei mutig, o Seele, die Menschen sind göttlicher Abkunft,
Und die Natur zeigt ihnen, die heilige Lehrerin, alles."

Dieses Sprüchlein paßt sich aber viel mehr den Freidenkern und Naturalisten an, als den Theosophen, denn gerade aus der Natur schöpfen die ersteren ihre Weisheit erst recht.

Ein Erdendasein, sagen die Theosophen, gleicht, allein betrachtet, einem aus dem Zusammenhange herausgerissenen Romankapitel; weder ein vernünftiger Anfang, noch ein befriedigender Schluß sind zu erkennen. Erst im Zusammenhange mit den vorhergehenden und den nachfolgenden Kapiteln wird alles verständlich. Die Lebensgeschichte des Menschen ist lang. Eine gewaltige, viele Erdenleben umfassende Entwickelungsbahn ist ihm gegeben, sodaß Gelegenheit zur Entfaltung des in ihm keimenden göttlichen Lebens unter dem Walten des Karmagesetzes vorhanden ist. Im letzten Kapitel des menschlichen Lebensbuches aber wird davon die Rede sein, wie die Seele nach vielen Tagereisen den Gipfel des „heiligen Berges" im Innern erklimmt und allerfüllendes Bewußtsein, allbeherrschende Kraft, göttliche Liebe, Freiheit, Vollkommenheit und den ewigen Frieden findet. Sein beschränktes „Ich" aufgebend, hat der Jünger sein „Selbst" gefunden und durch die göttliche Kraft sein Ziel erreicht. — Der Theosophen Motto lautet: „Es ist keine Religion höher als die Wahrheit." — Wo aber und wie ist die Wahrheit? — Die Definition Timons auf Seite 277 gibt uns darüber Aufschluß.

Es läßt sich aus den obigen Glaubenssatzungen auch folgern, daß die übrige Menschheit, welche von der theosophischen Wahrheit nicht überzeugt ist, noch eine Menge Erdenleben durchzumachen haben wird, ehe sie auf den theosophischen Standpunkt gerät, und dürfte sie auf der Entwickelungslehre noch mehrere Pferdelängen hinter den Theosophen zurück sein und für sie das Ziel, „der Gipfel des heiligen Berges, die Vollkommenheit", noch in

nebelhafter Ferne verschwimmen; was auch tatsächlich der Fall ist und auch bleiben wird.

Ich komme nun zu der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. „Sie ist," schreibt Professor von Gizycki, „eine Vereinigung von Männern und Frauen verschiedener religiöser und politischer Richtungen, die auf der Grundlage ihrer gemeinsamen sittlichen Menschennatur die Sache des Guten in sich selbst und in der Gesellschaft befördern wollen. Indem sie in der Religion, Philosophie und Politik vollkommene Freiheit verstattet, hofft sie der wechselseitigen Achtung und der Versöhnung der Gegensätze zu dienen. Sie ist also in der Religion, Philosophie und Politik vollkommen neutral; alle Richtungen sind in ihr gleichberechtigt."

Hugo Rheinhold sagt 1894: „Wir predigen die Nächstenliebe nur unter Zugrundelegung der Beziehung der Menschen unter einander, nicht in ihrer Beziehung zu etwas, was außer ihnen oder über ihnen steht . . . Wir wollen uns nicht mit dem Dichterwort begnügen: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt"; sondern ganz im Gegenteil verlangen wir: der gute Mensch soll danach streben, aus seinem dunkeln Drange herauszukommen, um sich des rechten Weges bewußt zu werden. Dafür gerade ist die Ethische Gesellschaft da . . ."

Professor F. Jodl, Wien, sagt in einem Vortrage vom 13. Februar 1893: „Zwei Tatsachen müssen auch von den eifrigsten Verteidigern des religiösen Glaubens zugestanden werden. Die erste Tatsache ist die, daß die religiösen Vorstellungen, durch welche die Menschen ihr sittliches Leben zu stützen und zu fördern unternehmen, unter einander sehr verschieden sind. Das kann Niemand leugnen; die Religionsgesellschaften selbst erkennen die Tatsache ausdrücklich an, indem sie sich getrennter Symbole bedienen und sich gegenseitig ausschließen, ja vielfach sogar hart verurteilen. Die zweite Tatsache ist die seit zwei Jahrhunderten langsam, aber stetig fortschreitende Zersetzung und Zerbröckelung der Glaubensvorstellungen zunächst im ganzen Bereiche der christlichen Kulturwelt.

Die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, ist Förderung des sittlichen Lebens, Pflege geläuterten Menschentums, Entwickelung echter Humanität — abgesehen von allen religiösen und metaphysischen Vorstellungen, an welchen die Menschheit bisher zum größten Teile ihre ethischen Ideale geknüpft hat."

„Aus dem Programm, welches von den Delegierten der ersten internationalen Versammlung des Ethischen Bundes (Amerika, Deutschland, England, Schweiz) in Zürich im September 1896 angenommen wurde, ziehe ich Folgendes noch aus: „Die ethischen Vereinigungen haben Stellung zu nehmen zu den großen sozialen Fragen der Gegenwart, bei deren Lösung den ethischen Kräften die höchste Bedeutung zukommt. Wir erkennen demgemäß an, daß das Streben der Massen des Volkes nach einem menschenwürdigeren Dasein ein sittliches Ziel ersten Ranges in sich schließt, und erklären uns verpflichtet, dieses Streben mit dem vollsten Ernste zu unterstützen . . . .

Wir erkennen die Institution der reinen monogamischen Ehe als ein unschätzbares Gut der Menschheit an . . . Wir fordern für das Weib die Möglichkeit vollster Entwickelung seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit . . .

Wir billigen von Herzen die Herstellung eines allgemeinen Völkerfriedens und bestimmen unseren Anteil an diesen Bestrebungen speziell dahin, den Militarismus auch innerlich zu überwinden, die Macht, die er auf die Gemüter, besonders der Jugend, ausübt, einzuschränken und dahin zu wirken, daß die ethisch bedeutsamen Elemente, die das Militärwesen mitenthält, auf edlere Weise zur Erscheinung kommen; ferner dem National-Egoismus und der National-Leidenschaft entgegenzutreten, die heute mindestens ebenso gefährliche Feinde des Friedens sind, wie die Vorurteile und Interessen der Regierenden." u. s. w.

In einem Programm von 1901 heißt es: „Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchst entwickelten Kulturvölkern, ist in sittlicher Beziehung noch ein beklagenswert unvollkommener. — Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Verfeinerung und Veredelung

der Menschennatur. — Religiöse Vorstellungen jeder Art sind als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter verloren haben." u. s. w.

Entgegen den Worten der Bibel, welche sagen, daß das Dichten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf ist, und auch der Auffassung Kant's entgegen, welche vom „radikalen Bösen" im Menschen spricht, behauptet die religionslose Ethik, daß der Mensch selbst die Kraft zum Guten in sich habe; alle angeborene Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts wird geleugnet. Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung sind die Hauptfaktoren des menschlichen Gesellschaftslebens. — Die Wurzeln der Religion liegen im Metaphysischen, also im Unbeweisbaren. Die Religion hat immer nur zur Uneinigkeit und zu Spaltungen geführt.

Professor Höffding aus Kopenhagen stellt drei Grundgedanken der ethischen Prinzipienlehre auf:

1. „Die Sittlichkeit kann kein anderes Prinzip haben, als das der Wohlfahrt. Was in allen näheren und ferneren Wirkungen nur Lust und Glück gewährt, das muß gut sein.

2. Das menschliche Handeln wird gleich ursprünglich und allgemein durch die beiden Motive der Selbstbehauptung und der Sympathie (Liebe, Gerechtigkeit) geleitet.

3. Die Wohlfahrt des Individuums und der Gesellschaft schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ein."

Diese kurzen Andeutungen über das Wesen der hervorragendsten Sekten und Gesellschaften, die das Wohl der Menschheit anstreben, will ich mit den Worten Hamerlings schließen:

„Soviel Menschengeschlechter hinab in die Gräber gewandert,
Soviel Meinungen auch und Altär' und wechselnde Götter
Sind zu ewiger Ruh' in den Grüften der Erde bestattet!
Trauriges Menschheitslos — urewiges Wanken und Schwanken!"

Warum aber dieser pessimistische Schluß? Warum ist das Menschheitslos ein trauriges? Weil wir vergehen müssen, wie alles irdische? — O, wenn wir nur am Schlusse dieses Lebens mit Schiller sagen können: „Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet." „Die Liebe ist

langmütig und freundlich". „Die Liebe eifert nicht; sie freut sich der Wahrheit; sie verträgt Alles; sie hofft Alles; sie duldet Alles." — Die Schillersche und die christliche Liebe, beide heben uns über die Misere des Erdenlebens hoch empor. In der Liebe zu unsern Mitmenschen und zu der herrlichen Natur, die uns umgibt, finden wir auch unser eigenes Glück. Wir müssen uns also dieses Glück schaffen, dann ist das Menschenlos kein trauriges mehr. „In unsrer eigenen Brust, da oder nirgend ist der Urquell wahrer Lust," sagt Wieland ebenso schön, wie überzeugungsvoll.

Die Religion des Herzens.

Das lateinische Wort „religio" bedeutet nicht nur Gottesverehrung, Gottesdienst u. dgl., sondern „gewissenhafte Erwägung von Etwas, auf Gefühl beruhende gewissenhafte Sorgfalt." Fides et religio vitae, gewissenhafter Lebenswandel; in Bezug auf sittliche Verhältnisse, Pflichten ꝛc. heißt es: Fides et religio judicis. Ich stehe daher nicht an, auch das Religion zu nennen, was man gemeinhin religionslose Moral nennt. Religion ist lediglich Gefühls- und Herzenssache; aus dem Herzen quillt der heilige Born, welcher segenspendend und befruchtend unser Dasein verschönt und dessen überreiche, sprudelnde Kraft und Fülle auch tief unten im Tal, wo die Menschheit noch im Finstern wandelt, heilbringend und erfrischend zu wirken vermag. Und das Herz schöpft seine belebende Kraft wiederum aus der Natur, aus dem Sinnlichwahrnehmbaren, dem Realen, aus ihm blüht die holde Blume des Idealismus auf; der Idealismus aber begeistert uns zu Taten, zu wahrer Menschenliebe, wie sie in dem Programm der Ethischen Gesellschaft zum Ausdruck kommt.

Was soll man nun dazu sagen, wenn der Theologe Hilty in seinem Werke „Glück" Seite 84 sagt: „An eine Tugend aus eigener Kraft glaubt überhaupt das Christentum nicht." Er definiert nun weiter: „Zur Gottesschau auf Erden und zur wirklichen Erkenntnis des Zusammenhangs der Dinge gibt es nur einen Weg, den im Evangelium Matthäi V

angegebenen.“ (Vers 8 lautet: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“) „Damit allein“, sagt er weiter, „ohne Ausnahme, kann das göttliche Wesen der menschlichen Seele, die ihm dann einigermaßen ähnlich wird, so nahetreten, daß aller Zweifel aufhört. Denn Gleiches wird nur von Gleichem erfaßt.“

Das ist das starre Dogma, welches keinen freien Gedanken aufkommen lassen will. Eine eigene Kraft soll es nicht geben, ein „heiliger Geist“ muß erst in uns fahren, um Tugend zu üben? Das wäre für den Menschen aber durchaus nicht verdienstlich, wenn er aus eigener Kraft garnichts dazu tut. — Die Gottheit steckt ja in uns, wie in jedem Tier und in jeder Pflanze; was aber in uns ist, das ist auch unser eigen. — Reinen Herzens muß man allerdings sein, um auch selig, d. h. glücklich zu werden, aber zur Erkenntnis des Zusammenhangs der Dinge kommen wir darum doch nicht; auch werden wir uns niemals einbilden, Gott gleich zu sein oder werden zu können.

„Diejenigen“, sagt Hilty, „die zuerst einen philosophischen Beweis von der Wahrheit der Religion haben wollen, kommen niemals dazu; denn Unbefriedigenderes als philosophische Beweise für die Existenz Gottes oder die Erlösung kann es nicht geben.“ Darin hat er nun recht; so läßt uns also die Philosophie und die Religion bei der Erkenntnis und Schau Gottes im Stich, daher trennen wir denn auch die „Religion des Herzens“ von allen Religionen und allem Metaphysischen und bauen sie aus solchem Material auf, welches uns nach unseren geistigen Kräften zu Gebote steht. Die Menschheit selbst gibt uns den Baugrund, und in der Betätigung unserer Liebe zu ihr finden wir unser eigenes Glück.

Besser kann ich meine Ideen garnicht zum Ausdruck bringen, als wenn ich den Aufsatz von Herrn J. Stern (Bruchsal) „Moderne Religion“ hier größtenteils wiedergebe, welcher am 16. Mai 1903 in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ erschien. Denn meine Ansichten decken sich vollkommen mit denen des Verfassers. Er schreibt:

„Was unterscheidet unsere Zeit am allermeisten von allen früheren Zeiten? Wird es darauf eine allgemeiner Zustimmung sichere Antwort geben? Ich denke: ja. Freiheit vom Dogma. Darin sehe ich das entscheidende Merkmal unserer Epoche. Wer auch nur mit dünnem Faden noch an den Dogmatismus des Denkens und Handelns geknüpft ist, wer sich die Richtschnur für seine Lebensgestaltung nicht durch eigene, ganz persönliche Geistesarbeit aus sich heraus schafft, der hat nicht das Recht, sich als vollbürtiger Sohn unserer Zeit, sich als „modern" zu fühlen.

Ist demnach eine „moderne" Religion möglich oder auch nur denkbar? Eine Religion ohne Dogma?

Denkbar und möglich; ja sie ist schon wirklich.

Allerdings nicht in den weiten Kreisen der Gläubigen, die einem bestimmten religiösen Bekenntnisse angehören, einem Bekenntnisse, das sie freilich in den seltensten Fällen aus eigenem Seelenbedürfnisse heraus gewählt haben, sondern an das sie durch den Zufall der Geburt und durch die Kraft der Erziehung, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle durch die eiserne Kette der Gedankenlosigkeit, der Denkabstinenz, der metaphysischen Bedürfnislosigkeit gebunden sind.

Diese Kreise werden aber auch nie den Anspruch erheben, für moderne gelten zu wollen. Sie sind ein Stück von dem Felsen Vergangenheit, der in die Gegenwart hineinragt.

Aber dieser Fels kann kein guter Baugrund werden für den Tempel der Zukunft. Er ist längst brüchig. Er muß, wenn's nicht anders geht, Stück für Stück abgetragen werden.

Ich will damit nicht etwa einer Unterschätzung des historischen Sinnes das Wort reden. Wer die Gesetze der Menschheitsentwickelung in der Vergangenheit nicht erkannt hat, der wird auch die Richtlinien dieser Entwickelung in der Zukunft nicht vorahnen können.

Aber den Dogmatismus, das kommandierte Denken, auch für künftige Geistesentfaltung festhalten zu wollen, das heißt gerade diese Gesetze vollständig verkennen. Wem könnte es entgehen, daß eine fortschreitende Loslösung vom Dogma das Grundgesetz des ganzen Höhenganges der Menschheit ist?

Daß dieſer nicht von der Menge, von den Vielzuvielen repräſentiert wird, ſondern daß immer nur die „führenden Geiſter" die Träger dieſer Emporbewegung ſind, iſt wohl überflüſſig zu betonen.

Was für den Menſchengeiſt im allgemeinen gilt, das muß auch für die Religion gelten — wenn ſie eine geiſtige Bewegung ſein will.

Und es gilt auch für ſie. Nicht die ſich an die Fetiſche des Dogmatismus klammernde dumpf-gläubige Menge darf für ihre künftige Geſtaltung ausſchlaggebend ſein. Nur die wenigen Verantwortlichen, die ſich nicht durch äußere Rückſichten und durch bange Furcht vor den Folgen für das „Volk" von ganzen Schritten zurückhalten laſſen, nur ſie dürfen auch in dieſer Frage ein beachtenswertes Wort mitſprechen.

Und ſie haben es ſchon getan. Schon vor Jahrzehnten. Ich erinnere, um ein Beiſpiel anzuführen, an die von dem Amerikaner Chadwick gepredigte „Religion ohne Dogma". Dieſer warmherzige Menſchenfreund und Seelenhirte im reinſten Sinne des Wortes bleibt auch vor den letzten Türen nicht ſtehen. Für ihn gibt es weder das Dogma von der Perſönlichkeit Gottes, noch das von der Unſterblichkeit der Seele. Und doch predigt er Religion.

Alſo gibt es Religion ohne Dogmen? Zuverläſſig. Und zwar eine ſehr wohltuende, erhebende, erbauende Religion, wie die wirklich gehaltenen Predigten des eben genannten Predigers beweiſen.

Aber worin beſteht dieſe Religion? — Jeder, der über dieſe Materie ernſtlich nachgedacht hat, wird ohne weiteres zugeben, daß das Weſen der Religion nicht aus dem Bezirk des Vorſtellungsvermögens ſtammt, ſondern Gefühlsgehalt iſt. Alles aber, was die Entſtehung und Einrichtung der Welt zu erklären verſucht, alſo auch eine auf übernatürlichem Prinzip aufgebaute Metaphyſik, iſt nicht Gefühl, ſondern Phantaſie- oder Verſtandesſache, hat alſo mit dem Weſen der Religion nichts zu tun. Das alles iſt Mythologie, aber nicht Religion. Das Mythologiſche gehört nicht zum Weſen der Religion. Eine

„Was unterscheidet unsere Zeit am allermeisten von allen früheren Zeiten? Wird es darauf eine allgemeiner Zustimmung sichere Antwort geben? Ich denke: ja. Freiheit vom Dogma. Darin sehe ich das entscheidende Merkmal unserer Epoche. Wer auch nur mit dünnem Faden noch an den Dogmatismus des Denkens und Handelns geknüpft ist, wer sich die Richtschnur für seine Lebensgestaltung nicht durch eigene, ganz persönliche Geistesarbeit aus sich heraus schafft, der hat nicht das Recht, sich als vollbürtiger Sohn unserer Zeit, sich als „modern" zu fühlen.

Ist demnach eine „moderne" Religion möglich oder auch nur denkbar? Eine Religion ohne Dogma?

Denkbar und möglich; ja sie ist schon wirklich.

Allerdings nicht in den weiten Kreisen der Gläubigen, die einem bestimmten religiösen Bekenntnisse angehören, einem Bekenntnisse, das sie freilich in den seltensten Fällen aus eigenem Seelenbedürfnisse heraus gewählt haben, sondern an das sie durch den Zufall der Geburt und durch die Kraft der Erziehung, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle durch die eiserne Kette der Gedankenlosigkeit, der Denkabstinenz, der metaphysischen Bedürfnislosigkeit gebunden sind.

Diese Kreise werden aber auch nie den Anspruch erheben, für moderne gelten zu wollen. Sie sind ein Stück von dem Felsen Vergangenheit, der in die Gegenwart hineinragt.

Aber dieser Fels kann kein guter Baugrund werden für den Tempel der Zukunft. Er ist längst brüchig. Er muß, wenn's nicht anders geht, Stück für Stück abgetragen werden.

Ich will damit nicht etwa einer Unterschätzung des historischen Sinnes das Wort reden. Wer die Gesetze der Menschheitsentwickelung in der Vergangenheit nicht erkannt hat, der wird auch die Richtlinien dieser Entwickelung in der Zukunft nicht vorahnen können.

Aber den Dogmatismus, das kommandierte Denken, auch für künftige Geistesentfaltung festhalten zu wollen, das heißt gerade diese Gesetze vollständig verkennen. Wem könnte es entgehen, daß eine fortschreitende Loslösung vom Dogma das Grundgesetz des ganzen Höhenganges der Menschheit ist?

Daß dieser nicht von der Menge, von den Vielzuvielen repräsentiert wird, sondern daß immer nur die „führenden Geister" die Träger dieser Emporbewegung sind, ist wohl überflüssig zu betonen.

Was für den Menschengeist im allgemeinen gilt, das muß auch für die Religion gelten — wenn sie eine geistige Bewegung sein will.

Und es gilt auch für sie. Nicht die sich an die Fetische des Dogmatismus klammernde dumpf-gläubige Menge darf für ihre künftige Gestaltung ausschlaggebend sein. Nur die wenigen Verantwortlichen, die sich nicht durch äußere Rücksichten und durch bange Furcht vor den Folgen für das „Volk" von ganzen Schritten zurückhalten lassen, nur sie dürfen auch in dieser Frage ein beachtenswertes Wort mitsprechen.

Und sie haben es schon getan. Schon vor Jahrzehnten. Ich erinnere, um ein Beispiel anzuführen, an die von dem Amerikaner Chadwick gepredigte „Religion ohne Dogma". Dieser warmherzige Menschenfreund und Seelenhirte im reinsten Sinne des Wortes bleibt auch vor den letzten Türen nicht stehen. Für ihn gibt es weder das Dogma von der Persönlichkeit Gottes, noch das von der Unsterblichkeit der Seele. Und doch predigt er Religion.

Also gibt es Religion ohne Dogmen? Zuverlässig. Und zwar eine sehr wohltuende, erhebende, erbauende Religion, wie die wirklich gehaltenen Predigten des eben genannten Predigers beweisen.

Aber worin besteht diese Religion? — Jeder, der über diese Materie ernstlich nachgedacht hat, wird ohne weiteres zugeben, daß das Wesen der Religion nicht aus dem Bezirk des Vorstellungsvermögens stammt, sondern Gefühlsgehalt ist. Alles aber, was die Entstehung und Einrichtung der Welt zu erklären versucht, also auch eine auf übernatürlichem Prinzip aufgebaute Metaphysik, ist nicht Gefühl, sondern Phantasie- oder Verstandessache, hat also mit dem Wesen der Religion nichts zu tun. Das alles ist Mythologie, aber nicht Religion. Das Mythologische gehört nicht zum Wesen der Religion. Eine

Welterklärung kann religiös gefärbt sein, insofern sie ihren Bekenner zur Erhebung über die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens und zu seelenbefreiendem Fluge in die Höhe fortreißt; aber sie selbst ist nicht Religion.

Höhenrichtung also; die gehört zum Wesen der Religion; aber nicht in dem Sinne, daß ihre Wurzeln aus übernatürlichem Bereiche stammten, sondern so, daß sie das Kleben und Kriechen am Boden der Menschheitsniederungen überwindet. Die Erhebung, die Höhenrichtung, die Begeisterung, mit einem Worte: der Idealismus, das ist die wahre Religion, die einzige moderne Religion, die diesen Namen verdient

Warum sollte diese mit einer reinwissenschaftlichen — also nicht mehr mythologischen — Welterklärung nicht verbunden sein können? Man lese etwa die Vorträge des früh verstorbenen Benjamin Vetter über „die moderne Weltanschauung und den Menschen". Hier wird sich mit herzerwärmender Klarheit und Schönheit auch dem überzeugten „Jenseits-Sucher" die unbestreitbare Tatsache aufdrängen, daß es sehr wohl einen guten Sinn hat, von einer „Diesseitsreligion" zu sprechen.

Das ist die Religion, die nach Goethes Wort der hat, der „Wissenschaft und Kunst besitzt." . . .

Wem die Begeisterung für das Wahre und Schöne fehlt, weil er es nicht kennt, dem schaffe man diese Kenntnis, den belehre man, den lasse man das Schöne genießen und die Wahrheit erfahren, soweit seine Seelenkräfte zur Aufnahme dieser Menschheitsblüten fähig sind. Dann wird er auch nach dem Maße dieser Kräfte echte, „moderne Religion" haben. Sie gehört eben auch zum „Glück des Lebens", von dem das Wort gilt:

„Nur aus dem Leben blüht das Glück des Lebens;
In blauer Ferne suchst du es vergebens."

Nun hören wir noch Feuerbach über „das Wesen des Christentums" S. 402. Nach der Vernichtung des Glaubens wähnt er in die vermeintlich sichere Bucht der Liebe einzulaufen. „Das höchste und erste Gesetz muß die Liebe des Menschen zum Menschen sein. Homo homini Deus est —

dies ist der oberste praktische Grundsatz — dies der Wendepunkt der Weltgeschichte." — Eigentlich ist aber nur der Gott verändert, der Deus, die Liebe ist geblieben; dort Liebe zum übermenschlichen Gotte, hier Liebe zum menschlichen Gott, zum homo als Deus. Also der Mensch ist mir — heilig. Und alles wahrhaft Menschliche ist mir — heilig! „Die Ehe ist durch sich selbst heilig. Und so ist es mit allen sittlichen Verhältnissen. Heilig ist und sei Dir die Freundschaft, heilig das Eigentum, heilig das Wohl jedes Menschen, aber heilig an und für sich selbst. Hat man da nicht wieder Pfaffen? Wer ist sein Gott? Der Mensch! Was das Göttliche? Das Menschliche! So hat sich allerdings das Prädikat nur ins Subjekt verwandelt, und statt des Satzes „Gott ist die Liebe", heißt es: „die Liebe ist göttlich", statt „Gott ist Mensch geworden" — „der Mensch ist Gott geworden" u. s. w. Es ist eben nur eine neue — Religion. „Alle sittlichen Verhältnisse sind nur da moralisch, sie werden nur da mit sittlichem Sinn gepflogen, wo sie durch sich selbst (ohne religiöse Weihe durch den Segen des Priesters) als religiöse gelten." Feuerbachs Satz: „Die Theologie ist Anthropologie", heißt nur „Die Religion muß Ethik sein, die Ethik ist allein Religion."

Sokrates ist der eigentliche Gründer der Ethik. Mit ihm beginnt die Prüfung des Herzens; aller Inhalt des Herzens wird gesichtet. Er sagt, es genüge nicht, daß man in allen Dingen seinen Verstand gebrauche, sondern es komme darauf an, für welche Sache man ihn anstrenge. Wir würden also sagen: Man müsse der „guten Sache" dienen. Der guten Sache dienen heißt aber — sittlich sein. Die Menschheit zur Sittlichkeit zu erziehen unter Ausschluß aller kirchlichen Dogmen ist nun das vornehmste Bestreben der Ethischen Gesellschaft, und so hoffe, wünsche und glaube ich, daß es ihr durch Erziehung der Menschheit allmählich gelingen werde, immer mehr Anhänger ihrer Lehre zu gewinnen. Die Religion des Herzens, die moderne, die neue Religion wird in absehbarer Zeit vielleicht bei allen gebildeten, denkenden Menschen Eingang finden, das Gros der Menschheit muß aber seinen

lohnenden und ſtrafenden Gott haben; damit führt man es am eheſten auf den Weg der Moral. Man ſollte ihm daher ſeinen Gott nicht eher nehmen, als bis die Moral ihm in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, bis ſie ihm Deus, ihm Ideal geworden iſt; und das wird wahrſcheinlich noch Jahrtauſende dauern. —

Wir ſollen uns das Paradies hier auf Erden ſchaffen, indem wir uns brüderlich lieben; es wird aber leider weit mehr gehaßt als geliebt in der Welt, weil immer der eine dem andern im Wege und in der Sonne ſteht. Die Liebe dauert juſt ſo lange, als der Egoismus ſeine Rechnung dabei findet. Das iſt eine traurige und wahre Tatſache; wir müſſen daher danach ſtreben, dieſen eingewurzelten Egoismus zu veredeln. —

Vier Wege gibt es, um dieſes Daſein in der ſchönen Welt genießbar zu machen: 1. Stoizismus, welcher die Verachtung der Welt zum Prinzip erhebt, 2. Fatalismus, welcher ſtumpfe Reſignation gegen die Unabänderlichkeit des Schickſals predigt, 3. Glauben, welcher das Diesſeits nur als eine Vorbildungsſtufe für ein Jenſeits anſieht, und 4. Egoismus, d. i. kraſſeſte Selbſtſucht, welche ſich in ihren Abſtufungen bis zum weiteſten Kosmopolitismus erweitern und veredeln läßt; denn Familienſinn und Patriotismus ſind auch nur erweiterter Egoismus.

Faſſen wir nun den Menſchen bei ſeiner Selbſtſucht an. Zweifelsohne iſt jeder beſtrebt, ſich das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen, es kommt alſo nur darauf an, was man für angenehm und erſtrebenswert hält. Je materieller die Genüſſe, deſto tieriſcher der Menſch. Ein Menſch, dem es angenehm und begehrenswert erſcheint, ſich ſinnlos zu betrinken, würdigt ſich tief unter das Tier herab; daher ſind alle dieſe Mäßigkeits-, Abſtinenz- und Temperenzlervereine eine ſehr ſegensreiche Einrichtung für alle Schwachen, die der Verführung ſo ſchwer widerſtehen können. In einem derartigen Vereine erſtarken ſie und können denkende Menſchen werden. Iſt der Menſch aber erſt fähig und gewillt, über ſeine Lebensweiſe nachzudenken, ſich ſeinen Verhältniſſen anzu-

passen und an geistigen Genüssen, die seinen Verstand und sein Gefühl interessieren, Wohlgefallen zu finden, dann mag er getrost Egoist und auf sein eigenes Wohl bedacht sein; denn sein Egoismus kommt auch den Andern zu gut; seine Freude wird sein — Andern Freude zu bereiten, sein Genuß wird sein — Andere mitgenießen zu lassen; seine Seele wird aufjauchzen in dem beglückenden Gefühl, Gutes getan und Andere auf den rechten Weg verholfen zu haben. Schön ist es, ein verständnisvolles Herz für das Wohl und Wehe seiner Familie, seiner Freunde zu haben, seiner Heimat, seinem Vaterlande zugetan zu sein, im Kosmopolitismus aber, in welchem die Liebe zur ganzen Menschheit zutage tritt, zeigt sich der Egoismus in seiner edelsten Form, die Selbstsucht geht in Selbstlosigkeit auf. Der Weise, Gute, Edle findet sein Glück im Glück der ganzen Welt.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" ist unzweifelhaft ein schöner Traum, aber ich bin weit davon entfernt, für eine Gleichstellung aller Menschen zu plädieren oder „Eigentum als Diebstahl" zu erklären. Edward Bellamy hat uns in seinem utopistischen Roman „Ein Rückblick" ein nettes, verführerisches Bild von dem Leben im Jahre 2000 entworfen, das aber, bei Lichte besehen, garnicht einmal so sehr schön ist, wie es den Anschein hat; man muß danach die Replik „Ein Blick in die Zukunft" von Richard Michaelis, dem Redakteur der „Chicagoer Freien Presse", lesen und man wird finden, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Michaelis sagt (Seite 26): „Ungleichheit ist Naturgesetz, und jeder Versuch, unbedingte Gleichheit herzustellen, ist demnach naturwidrig und unsinnig. Es haben deshalb auch alle derartigen Versuche sich als Fehlschläge erwiesen. Selbst als einige der ersten Christen, von Nächstenliebe geleitet, die Gütergemeinschaft unter sich einführten, war das naturwidrige Unternehmen nicht von Bestand . . . Berücksichtigen wir doch nur in Verbindung mit der Verschiedenartigkeit der geistigen und körperlichen Anlagen die Verschiedenheit der Neigung und des Geschmacks, die Mannigfaltigkeit der Berufstätigkeit und beantworten wir uns dann die Frage, ob die Begründung einer Gesellschaftsordnung auf der Grundlage unbedingter Gleichheit dauern kann."

Abgesehen von den geistlichen Orden gibt es aber dennoch Gemeinschaften, welche eine Gleichstellung ihrer Mitglieder und Gütergemeinschaft eingeführt haben. Henne am Rhyn erzählt in seiner Kulturgeschichte, daß die deutschen Templer in solchen Gemeinschaften seit 1868 in Syrien in vier Dörfern, bei Jaffa, Sarona, Kaifa und Jerusalem leben. Sie verwerfen die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi und die Sakramente, gehören im übrigen aber den verschiedensten Berufen an und steuern ihren Verdienst für das allgemeine Wohl zur Vereinskasse bei. Freilich können solche Gemeinschaften nur in verhältnismäßig kleineren Kreisen bestehen und dürfte ein ganzer Staatenverband für die Dauer von solchen utopistischen Gelüsten ausgeschlossen sein.

Nehmen wir daher die Menschheit so, wie sie ist. Schon Helvetius sagte: „Alle Staatskunst besteht wesentlich darin, die Selbstliebe und den Eigennutz der Menschen zu erregen und sie dadurch zur Tugend zu veranlassen.“ Und Voltaire erklärte: „Tugend und Laster ist überall das, was der Gesellschaft nützlich oder schädlich ist.“ Sehr richtig, in der Tat; denn die ersten Menschen kannten weder Sitte noch Moral, sondern lebten nur ihren tierischen Trieben. Erst die Gesellschaft hat die Sittengesetze geschaffen. Was dem einen sündhaft erscheint, hat für den andern volle Berechtigung. Seeräuberei galt den Alten für eine heroische Tat, der Wilddieb hält sich für berechtigt, ein wildlebendes Tier für sich zu schießen, die Korsikaner, Albanesen ꝛc. halten die Blutrache für ihr gutes Recht, Bigamie ist bei uns verpönt, in der Türkei staatlich sanktioniert, u. s. f. Nach diesen Ausführungen ist also nur das gut oder schlecht, moralisch oder unmoralisch, was die Gesellschaftsordnung der einzelnen Völkerschaften vorschreibt und für die Allgemeinheit als zweckdienlich erkannt hat.

Wie die Schafe blindlings ihrem Leithammel folgen, so folgt auch die Menschheit ihren Führern, die es verstehen, die Massen zu beeinflussen. Ein Segen ist es daher für ein Volk, wenn diese Führer edeldenkende Menschen sind, die, frei von allem Partikularismus, in großen Zügen das Allgemeinwohl auf ethischer Basis fördern, indem sie die Gegensätze zu

mildern, zu versöhnen und ganz auszugleichen versuchen; und das geschieht am besten, wenn man alles, was Gegensätze hervorrufen könnte, aus dem Programm der Lehre entfernt, wie es eben die Gesellschaft für ethische Kultur tut. Qualis rex, talis grex. (Wie der Hirte, so die Herde.)

„Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung."

So singt Schiller und so wollen auch wir auf Verbesserung zum Wohle der Menschheit hinarbeiten, damit wir dem goldenen Ziele immer näher rücken, welches das Glück für Alle einschließt.

„Der Mensch sei Mensch, der Sklave wieder frei
(von geistigem Wahne),
Dann eilt die goldne Zeit herbei."

Schlußbetrachtung.

Nachdem wir in allem Vorhergehenden größtenteils die Meinungen Anderer über den Gottesbegriff, die Religionssysteme, die philosophischen Anschauungen, die Natur und den Moralismus ans Licht gezogen haben, wollen wir nun in einem kurzen Résumé alles zusammenfassen.

1. Zunächst also vom Gottesbegriff. Was ist Gott? Mit unseren Sinnen können wir ihn nicht wahrnehmen, mit unsern Gedanken und den spitzfindigsten Kombinationen können wir ihn nicht erfassen; er ist also ein scheinbar wesenloses Nichts, das wir uns nicht vorstellen können. Wir empfinden nun aber mit unseren Sinnen, wir sehen mit unseren Augen die allgewaltige Schöpfung rund um uns und suchen nun eine Erklärung dafür mit unserem Verstande. Da drängt sich uns doch die Frage auf: „Woher stammt dieses alles?" Wir haben keine Erklärung dafür. Aber es muß doch ein Etwas geben, woraus dieser unendliche Kosmos entstanden ist und das ihn erhält? Gott wird uns dadurch zu

einer Mutmaßung. (Nietzsche.) Nun suchen wir ihn mit grübelndem Geiste zu entdecken. Wo weilt er? In kindlicher Einfalt haben ihn sich die Alten bald hier, bald dort gedacht. Die Griechen ließen ihn im Olymp wohnen, Andere malten sich besondere Himmel für ihn aus, Moses erschien er auf dem Sinai, und so stellte man sich dieses unendliche Wesen so klein vor, daß es zu besonderen Zwecken überall hinwanderte. Für diesen großen, allmächtigen Gott sollte aber doch nichts groß genug sein, als sein eigener unermeßlicher Kosmos, und müssen wir demnach annehmen, daß Gott in diesem unendlichen All lebt und webt.

Nun sehen wir aber, daß diese Milliarden von Welten nicht bloß da sind mit allen ihren Bewohnern, sondern auch im steten Werden und Vergehen sich befinden. Die Wissenschaft hat aber auch entdeckt, daß dieses Werden und Vergehen eigentlich nur eine stete Verwandlung durch chemische Prozesse ist. Wir erkennen hierdurch, daß nicht nur jedem Dinge, dem unscheinbarsten, wie dem größesten, eine mächtige Kraft innewohnt, sondern das jedes Ding, jedes Wesen aus unendlich vielen Substanzen zusammengesetzt ist, die alle ihre eigenen, besonderen Kräfte haben, und daß durch das Zusammenwirken dieser Kräfte das Werden und Vergehen, die Verwandlung entsteht. Sollen wir uns da nun ein Wesen vorstellen, das, wie ein Ingenieur, die einzelnen Teilchen einer Maschine berechnet und konstruiert, die einzelnen Substanzen schafft und durch einander mischt? Sollen wir uns einen Gott vorstellen, der nach der Bibel in sechs Tagen die Welt schafft und am siebenten Tage von der schweren Arbeit ein bischen ausruht, wie ein gewöhnlicher Mensch? — Nein, nein, Gott muß doch wohl größer sein.

Man nahm früher an, daß im weiten Himmelsraume Nichts sei; wie die Wissenschaft aber herausgebracht hat, daß die Luft nicht nur Etwas, sondern sogar ein zusammengesetztes Etwas ist, das körperlich Töne empfängt und auf Wellen weiterträgt, so weiß sie auch, daß der unermeßliche Himmelsraum mit einer noch viel zarteren Substanz, als die Luft, dem Aether, gefüllt ist, welcher auf seinen Wellen das himm-

liſche Licht uns zuträgt. In Allem ſehen wir eine waltende Hand allüberall und gleichzeitig; wir müſſen daher annehmen, daß Gott den ganzen Weltraum erfüllt oder überhaupt Weltkörper und Weltgeiſt zugleich iſt. Hier ſtehen ſich die dualiſtiſche und moniſtiſche Anſicht diametral gegenüber. Welche Anſicht iſt nun die richtige? Alle Beweiſe für die eine oder die andere Anſicht ſind problematiſch. An verſchiedenen Stellen dieſes Werkchens habe ich ſchon mehrfach beide Anſichten verſchiedener Gelehrten erläutert, woraus ſich Jeder ſelbſt ein Urteil bilden mag. Ich habe auch meine Auffaſſung hierbei klargeſtellt und zu beweiſen verſucht, daß der Monismus den Vorzug verdient; denn mir iſt Gott die waltende Kraft und der in die Erſcheinung tretende Stoff zugleich, welche beide alles aus ſich ſelber ſchaffen. Jedem Urſtoffe iſt die göttliche Kraft immanent, dem Aether ſowohl, wie dem Steine, der Pflanze, wie dem Tiere. Dieſe Kraft iſt für uns demnach nur als aus dem Stoffe hervorgehend denkbar und eins mit ihm.

2. Die Vorführung der einzelnen Religionsſyſteme hat ſo manche Mängel, Inkonſequenzen, Verirrungen und Entſtellungen ans Licht gebracht, und läßt ſich hieraus wohl der Schluß ziehen, daß alle Syſteme, ohne Ausnahme, von irrenden Menſchen aufgeſtellt wurden und verbeſſerungsfähig und -bedürftig waren; inſonderheit, weil alle vom Metaphyſiſchen ausgingen, das ſtets unbeweisbar war und bleiben wird, und alle ihre Zeremonien als von Gott eingeſetzt betrachtet wurden. Für alles, was vielleicht angezweifelt werden könnte, mußte die göttliche Inſpiration herhalten. — Ich negiere daher alle Glaubensſatzungen und Dogmen der verſchiedenen Religionsſyſteme und verwerfe alles, was man durch Tradition geheiligt als unverrückbar hinſtellt, ohne dafür einen irgendwie plauſiblen Grund zu haben. Von allen Religionsſyſtemen, welche im Laufe der Zeiten Geltung fanden, erſcheint mir noch die Lehre Jeſu am herzerhebendſten, am gemütvollſten und lauterſten. Wohlverſtanden aber nur die reine Lehre Jeſu, wie ſie von ihm „wahrſcheinlich“ gelehrt wurde und wie ſie die freireligiöſe Gemeinde auffaßt unter Ausſchluß aller unnatürlichen

Auswüchse. Es ist schön, rührend und kindlich, sich Gott als liebenden, weisen Vater vorzustellen, von dem man ganz und gar abhängig ist und dem man ungemessene Ehrerbietung zollt. Wenn aber das Herz freudig aufjubelt beim Anblick aller Herrlichkeit und Pracht der Natur und anbetend vor diesem Unerforschlichen, der alles aus sich selbst geschaffen hat und selbst allem innewohnt, niedersinkt in freudiger Begeisterung, dann mag es getrost alle Philosopheme aufgeben; dieser kindliche Glaube, mag er nun wahr oder falsch sein (denn Religion ist Sache des Gemüts), ist der schönste und beglückendste, und nicht der Weiseste unter den Sterblichen braucht sich dessen zu schämen; denn gegen die Weisheit Gottes ist all unser Wissen doch nur Stückwerk.

Ich halte es für eine Profanation Gottes und für übermenschlichen Dünkel, wenn die Bibel in ihrer Schöpfungsgeschichte sagt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.“ — Aber so ist der Mensch. Weil er nur ein bischen mehr Verstand erhalten hat, wie das Tier, so bildet er sich schon ein, ein Ebenbild Gottes zu sein. Daher wohl auch der Unsterblichkeitsglaube und der Dualismus zwischen Körper und Geist, aus welchem sich alle diese verschiedenartigsten Zaubermärchen von dem jenseitigen Leben gebildet haben, die ich in den Religionssystemen berührt habe. Warum nun solche Träumereien für Wahrheit ausgeben, von denen wir doch absolut nichts wissen können? Bauen wir uns doch lieber einen Altar Gottes in unseren Herzen auf, um dem Gemütsbedürfnis zu genügen, und streben wir nach einem harmonischen, abgeklärten Glücke hienieden ohne Furcht vor geisterhaften Spukgeschichten, die doch nur im Hirne von Phantasten entstanden sein können.

3. Die Philosophie hat die verworrenen Begriffe nicht geklärt. Mit heißem Bemühen haben seit 2500 Jahren und auch noch viel früher die Philosophen nach dem Grunde aller Dinge geforscht und gerungen; aber vergebliches Bemühen; das Unerforschte blieb unerforscht. In dem betreffenden Artikel haben wir ja gesehen, wie einer immer das Entgegengesetzte der Ansicht des andern aufstellte und mit schlagendster Deutlichkeit be-

gründete, und doch war alles nur Schein, und ihre Trugschlüsse basierten auf Hypothesen. Der Professor der Philosophie Gruppe dozierte (1855): „Die Geschichte der Philosophie ist Geschichte des menschlichen Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken.“ Suhle nennt (1862) Kant's Kategorieen Fabelwesen. Foucher de Loreil sagt von Hegel und Schopenhauer: „Sie hüllen sich, um die Leere des Gedankens zu verbergen, in endlose Perioden, erfinden neue Worte, kleiden die trivialsten Ideen in ein prächtiges Gewand und sagen die gewöhnlichsten Dinge in einem gesuchten und schwülstigen Stil. Pfleiderer's Religionsphilosophie verwirft alles, und Eduard von Hartmann nennt christliche Dreieinigkeit Henotheismus mit drei abgeschlossenen Göttern. Vater = Vergangenheit, Sohn = Christentum, Geist = Zukunft einer rein geistigen Weltreligion = Verbindung des Buddhismus und Christentums = konkretem Monismus. — Wir sehen also, die Philosophie gibt uns auch keine Aufklärung.

4. In der Natur erblicken wir die Verkörperung Gottes und der Mensch ist nach unsern Begriffen das vollkommenste Wesen in ihr. Was ist nun der Mensch? Trotz aller etwaigen Protestation doch wohl nicht vielmehr als ein Tier. Wir haben alle Eigenschaften eines Tieres, den Körper, die Sinne, die tierischen Bedürfnisse, den Instinkt, die Leidenschaft und die Empfindung, welche man auch keinem Tiere absprechen kann. Unsere Sinne sind durch die Kultur mehr abgestumpft; der Instinkt aber hat sich zu einer feineren Kombinationsgabe ausgebildet; er ist beim Menschen Verstand, Vernunft, Geist geworden; Leidenschaft und Empfindung sind individualisierter und seelischer. Aber trotz aller geistigen Ueberlegenheit sind wir Menschen mit allem unseren Fühlen und Denken doch ganz und gar abhängig von unseren tierischen Bedürfnissen. Ohne Nahrung, Luft, Wärme ꝛc. wirkt dieser Mangel ebenso deprimierend auf den Geist, wie auf den Körper, und beides schwindet bei gänzlichem Mangel dahin; ja häufig sogar leidet der Geist mehr noch als der Körper darunter und bleibt umnachtet, wenn letzterer sich noch erholt. Daher ist der Mensch nur ein höher organisiertes Tier, dessen geistige Kraft nur durch besondere

Komplikationen unseres Gehirns entstanden ist und die mit dem Körper auch vergeht. Der Menschen Sinnen und Trachten muß daher darauf gerichtet sein, wirklich als Mensch mit höherer geistiger Organisation zu leben, und nicht in tierischer Weise, wonach leiblicher Genuß das Höchste ist, sondern, ohne dabei seine Leiblichkeit zu vergessen, in sinniger, denkender, geistiger Weise, damit er sich auch wirklich über das Tier erhebt.

5. Ich komme jetzt zum Moralismus, der durch das Leben in der Gesellschaft bedingt wird. — Ohne Zweifel lebten die ersten Menschen ganz ihren tierischen Trieben nach, ohne eine Spur von Moral und Sitte; erst sehr viel später, als die Bevölkerung in einzelnen Landstrichen zunahm, als sie mit ihren Trieben und Leidenschaften unter einander kollidierten, haben sich allmählich Gebräuche, Sitten und eine gewisse Moral ausgebildet, die sicherlich noch vieler Modifikationen bedurften und noch bedürfen; diese sind heute die Grundpfeiler der gesetzmäßigen menschlichen Ordnung, ohne welche, wie wir es ja noch heute bei allen Revolutionen und staatlichen Umwälzungen sehen, der Mensch zum vollkommenen Tier in seiner blinden Wut herabsinkt. Der größte Teil der Menschheit lebt auch heute noch mehr seinen tierischen Trieben, als geistigem Schaffen. Gut Essen, Trinken, Schlafen wird als Hauptbedingung des Lebens aufgefaßt, und das ganze Sinnen und Trachten nicht nur der kleinen Leute, sondern auch der großen, geht von Jugend auf darauf hinaus, sich eine Lebensstellung zu erringen, die ihnen die Befriedigung aller leiblichen Genüsse, raffiniert verfeinert, gewährleistet. Die Großen gehen hierin den Kleinen immer voran; und so bringt diese Sucht nach materiellem Genuß, nach sorgenlosem Leben gar manche bösen Triebe zu Tage. Das Losungswort der Jetztzeit ist: schnell reich werden. — Nun, ich will es Niemandem verdenken; denn der Kampf ums Dasein zwingt heute den Menschen, alle Kräfte anzuspannen, um nicht unterzugehen, und die Hauptsorge bleibt in erster Linie die ums tägliche Brot. Hat man sich das gesichert, ist der tierische Trieb befriedigt, dann erst kann der denkende Mensch, im Bewußtsein seiner höheren Ziele, sich voll und

ganz geistiger, hoch über die Bedürfnisse des Tieres stehender Genüsse hingeben, die den Menschen erst zum Menschen machen.

Die Geisteskräfte der Menschen unter einander sind so verschieden, wie die Tiergattungen untereinander, also sind die Anforderungen an das Leben auch verschieden und jeder strebt einem Genuß nach eigenem Geschmack zu, doch gehen bei den meisten Menschen alle Genüsse auf kulinarische hinaus. Wo feiert man ein Fest, bei dem man nicht ißt und trinkt? Da wir die leibliche Kost nun einmal nicht entbehren können, so sehe ich auch nicht ein, warum wir nicht in guter Gesellschaft manchmal den Tafelfreuden huldigen sollen, aber, und das ist mein Moralismus dabei, Maß muß man in allen Dingen halten können und seine größere Befriedigung darin finden, diejenigen Tugenden zu üben, welche unserem Gemüt nicht nur das seelische Gleichgewicht geben, sondern ihm auch echte Freude und wirkliche Genugtuung bringen in dem Bewußtsein, recht getan und auch Andere beglückt zu haben. Man kann Epikuräer sein, aber nicht wie die Epigonen Epikurs, sondern wie er selber. Und nicht unsere Taten allein, sondern auch unser ganzes Denken und Fühlen, unser Versöhntsein mit unserer Umgebung, unsere Freude am Gutestun, an der herrlichen Gotteswelt und an allem Guten und Schönen, in welcher Form und Gestalt es sich immer uns darbietet, dies alles muß ein Glücksgefühl in unserer Brust hervorrufen, welches die leiblichen Genüsse bei weitem übertrifft. Das Leid aber, was uns in unserem Erdenpilgerleben trifft, muß man nicht gar so tragisch nehmen, sondern mit Fassung und Geduld ertragen in der Hoffnung, daß sich schließlich doch Alles zum Guten wende. Es ist gewöhnlich auch nicht so arg, wie man es sich vorstellt. Schopenhauer in seinen „Paränesen und Maximen" erklärt das sehr richtig, wie folgt: „Wenn der ganze Leib gesund und heil ist, bis auf irgend eine kleine wunde oder sonst schmerzende Stelle, so tritt jene Gesundheit des Ganzen weiter nicht ins Bewußtsein, sondern die Aufmerksamkeit ist beständig auf den Schmerz der verletzten Stelle gerichtet und das Behagen der gesamten Lebensempfindung ist aufgehoben. . . Die Schmerzen werden positiv empfunden:

daher ist ihre Abwesenheit der Maßstab des Lebensglückes". Hierzu stimmt der Ausspruch Voltaires: „Le bonheur n'est qu'un rêve, et la douleur est réelle". (Das Glück ist nur ein Traum, aber der Schmerz ist etwas Tatsächliches.) Schopenhauer hält diesen Satz für richtig, obgleich er eigentlich unwahr ist. Warum soll das Glück nicht ebenso reell sein, wie der Schmerz? „Die Genüsse", sagt Schopenhauer, „sind und bleiben negativ: daß sie beglücken, ist ein Wahn; die Schmerzen hingegen werden positiv empfunden. . . . Kommt zu einem schmerzlosen Zustand noch die Abwesenheit der Langenweile, so ist das irdische Glück im wesentlichen erreicht, denn das übrige ist Chimäre". — In diesen Sätzen tritt der ganze Schopenhauersche Pessimismus kraß zutage. Nun, meine Herren Welt- und Menschenhasser, der Schmerz, von dem ihr redet, ist körperlich, daher positiv und reell; es gibt aber auch Seelenschmerzen, die manchmal zwar positiv empfunden werden, manchmal auch nur Wahn sind und in der Einbildung liegen. Der Traum des Glücks aber wird tatsächlich seelisch empfunden und ist daher positiv. Wem dieses Glücksgefühl abgeht, ist zu bedauern, der lebt eben ein Leben, das des Lebens nicht wert ist.

Die schlimmste Wurzel alles Uebels ist der Neid und die Sucht, es andern gleich tun zu wollen, die es scheinbar besser in Bezug auf materielle Genüsse haben. De la Rochefoucauld erklärt in seinen „Maximen und Reflektionen" Nr. 324: „Neid ist unversöhnlicher Haß". Wo der Haß wohnt, ist für Liebe und Glück kein Raum; daher gewährt nur Zufriedenheit und ein Sichbescheiden mit dem, was man selbst hat, wahren inneren Frieden und Glück. Empfänglichkeit für alles Große und Schöne erhebt uns über das Gemeine, Tierische; Liebe zur Kunst, Musik, Poesie schafft uns Genüsse, wie sie nur der höher organisierte Mensch mit Freude empfinden kann; das sind eben menschliche, nicht tierische Genüsse und zu beklagen ist der, welcher sich absichtlich dagegen verschließt.

Ich will damit durchaus nicht dem modernen Gesellschaftsleben, das so überaus schal bei den Großen, wie bei den Kleinen ist, das Wort reden, ganz im Gegenteil. In unserm

exotiſchen Hyperkulturſtaat wimmelt es leider von lauter Masken. Es iſt ſpaßhaft für den Beobachter, wie oft einer die Maske wechſelt. Die meiſten leben ſich ſo feſt in ihre Rolle ein, daß ſie ſich ſelbſt dafür halten, was ſie ſcheinen wollen, bis plötzlich ein Windſtoß das Jammerbild bloßlegt. Wieviel Edelmut, Vornehmheit, Seelengröße wird auf den Markt gebracht, und wenn man die Ware genau beſieht, ſo ſind es lauter Seifenblaſen. Man muß ſich ſelbſt genügen und als Sehender Schein von Wahrheit trennen können. Das Leben der großen Welt iſt nur ein Poſſenſpiel, in dem man nicht mitſpielen, ſondern Zuſchauer ſein ſoll. — Dieſe geringe Wertſchätzung der Maſſen ſchließt die allgemeine Menſchenliebe nicht nur nicht aus, ſondern bedingt ſie gerade und ſollte uns anſpornen durch Lehre und Beiſpiel auf die Menſchheit einzuwirken. Wem dann nicht zu helfen iſt, der möge nach ſeiner Façon ſelig werden, denn ſchließlich iſt jeder ſeines eigenen Glückes Schmied.

Ich ſchließe nunmehr dieſe Betrachtungen mit dem Ariſtoteliſchen Ausſpruche: „Felicitas sibi sufficientum est“, welchen ich mir folgendermaßen überſetzt habe:

„Ein glücklich Leben iſt beſchieden
Dem, der mit ſeinem Los zufrieden,
Der nichts entbehrt und nichts begehrt
Und der ſich nicht an Andre kehrt.

Alphabetiſches Verzeichnis der citierten Schriftſteller p. p.

(Die Zahlen zeigen die Seiten an).

A.

Abälard, 196.
Akſakow (Staatsrat), 267.
Alexander (Biſchof), 113.
Anaxagoras, 184.
Anaximander, 182.
Anaximenes, 182.
Anſelm von Cauterbüry 196.
Antiſthenes, 186.
Ariſtipp (von Cyrene), 186, 276.
Ariſtophanes, 61.
Ariſtoteles, 187, 236, 289.
Arius, 113.
Auguſtinus, 132, 195.
Auwers, 227.

B.

Bab, 38.
Baco (von Verulam), 198.
Baer, 244.
Bellamy (Edward), 303.
Benecke, 211.
Berkley, 205.
Bilz, 264.
Blavatzky (H. P.), 290.
Blechinger (Edm.), 264.
Böhme (Jacob), 199.
Bonifaz VIII. (Papſt), 160.
Booth (William), 288.
Brahe (Tycho), 182.
Bruno (Giordano), 199.
Büchner (Ludwig), 234, 235.

C.

Calvin, 134.
Carteſius (Descartes), 198, 200, 220, 256.
Chadwick (Prediger), 299.
Chambers (Robert), 238.
Chriſipp, 190.
Chryſoſtomus (Dio aus Pruſa), 281.

Chryſoſtomus (Johannes), 111.
Clemens. 195.
Comte (Auguſt), 211.
Condillac, 202.
Confucius, 29.
Czolbe, 234.

D.

Dante (Alighieri), 7.
Darwin (Charles), 240.
Delitzſch (Fr.), 41, 139, 161, 166.
Demokrit (von Abdera), 184, 234, 276.
Diderot, 203.
Diogenes (von Sinope), 186, 276.
Dryander, 172.
Dubois (Eugen), 252.
v. Durant, 170.

E.

Empedokles, 184, 236.
Epikur, 190.
Epiktet, 207, 270, 274.
Erhard (Prof.), 160.
Euklides, 186.

F.

Faulfiſch (Hieronymus), 131.
Fechner, 212.
Feuerbach (Ludwig), 272, 276, 300.
Fichte (Joh. Gottl.), 207, 278, 281.
Förſter (Geheimrat) 259.
Foucher de Loreil, 309.
Francke, 287.

G.

Galilei, 181, 226.
Gautama, 18, 23, 152.
Gerrock, 283.
v. Gizycki, 293.
v. Göthe, 237, 284, 285, 291.
Gorki (Maxim), 282.
Gregor VII (Papſt), 113, 119.
Gruppe, 309.
Gully, 226.

H.

Häckel (Ernſt), 216, 235, 239, 242, 247, 252, 260.
Hamerling, 295.
Hammurabi, 161.
Harnack (A.), 106, 167.
Hartmann (Eduard v.), 213, 254, 267, 272, 309.
Heck (Dr.), 251.
Heer, 241.
Hegel, 209, 234.
Heine (Heinr.), 272.
Helmholtz, 245.
Helvetius, 202, 304.
Henne am Rhyn, 38, 304.
Henning (Max), 142.
Heraklit, 183.
Herbart, 208, 234.
Herbert (Dechant W.), 237.
Herder, 248, 253, 254, 255.
Herodot, 47.
Hertwig, 259.
Heſiod, 52.
Heſſe-Wartegg, 17.

Hilaire (Saint), 247, 238.
Hilty, 296.
Hipparch, 181.
Hobbes (Thomas), 201.
Höffding (Prof.), 295.
Homer, 57.
Horaz, 281, 283,
Huggens, 223.
Hume (David), 202.
Huß (Johann), 131.

J.

Jacobi (Fr. Heinr.), 207.
Ibn Roſchd (Averroes), 196.
Jodl (F.), 293.
Johannes (Evangeliſt), 112, 141.

K.

Kant (Immanuel), 154, 157, 169, 206, 228, 260, 262.
Kaiſerling (Graf), 238.
Keppler, 225.
Kieſewetter, 266.
Kirkwood, 230.
Kölliker, 236, 141.
Koch (E.), 212, 213.
Kopernikus, 225.

L.

Lamark (Jean), 237, 239.
Laotſe, 29.
Laplace, 229.
Lebediew (Peter), 246.
Leibniz, 204, 234.
Leukipp, 184, 234.
Linné, 239.
Llorent, 136.
Locke (John), 202.
Lotze, 213, 234.
Loyola, 135.
Luther (Martin), 133, 137, 182.
Lyonet, 249.

M.

Maimonides, 197.
Manes, 195.
Marc Aurel, 187.
Marx (Karl), 272.
Matthäus (Evangeliſt), 111, 168, 173, 297.
Matthew (Patrick), 238.
Melanchthon, 135, 138.
Mertens, 133.
Mettrie (de la), 204, 234, 289.
Meyer (M. W.), 221, 226.
Michaelis (Richard), 303.
Milton (John), 7.
Mirza Ghulam Amad, 111.
Mohamed, 142, 159.
Moſes, 88, 124, 178, 262.

N.

Neumayr, 221.
Newton, 225.
Newcomb (Simon), 221.
Nichols (E. F.), 246.
Nietzſche, 220, 272, 306.
Nordau (Max), 270.
Nordenſkiöld, 231.

O.

Origenes, 113, 195.
Ovid, 51, 283.

P.

Papias von Hierapolis, 110.
Parmenides, 183.
Paulus (Apoſtel), 109, 114, 159.
Petrus (Apoſtel), 109.
Pfeil (Graf), 231.
Philo, 192.
Pigott, 111.
Pilliers (Pierre des), 121.
Pindar, 270.
Plato, 186.
Plotinus, 192.
Pochomius, 117.
Pölitz, 31, 86, 102, 142.
Prel (Karl du), 259, 262.
Protagoras, 184.
Proudhon, 272.
Ptolomäus, 181.
Pückler-Muskau (Fürſt), 273.
Pythagoras, 181, 183, 292.

R.

Ranke, 251.
Ratzel (Friedrich), 172.
Rheinhold (Hugo), 293.
Reymond (M.), 221.
Rhys Davids, 18, 25.
Rochefoucauld (de la), 312.
Rouſſeau (Jean Jacques), 203.

S.

Salter (W.), 290.
Schaafhauſen, 235.
Schelling, 208, 234.
Schiller (Fr. v.), 54, 253, 258, 289, 295, 305.
Schleiden, 236.
Schleiermacher, 211.
Schmidt (Paſtor F.), 269.
Schmoller (Prof.), 170.
Schopenhauer (Arthur), 211, 213, 266, 311.
Schwann, 236.
Schwegler (A.), 182.
Scotus (Johannes), 196.
See (T. T. J.), 230.
Seybold, 51, 61.
Simonides, 276.
Sokrates, 185, 261, 301.
Spencer (Herbart), 238.
Spener, 287.
Spinoza, 201.
Stern (J., Bruchſal), 297.
Stern (J., Rabbiner), 101.
Sterne (Carus), 215.
Stirner (Max), 257, 272.
Strauß (David), 240.
Suhle, 309.
Swedenborg, 261.

T.

Tacitus, 67.
Thales von Milet, 182.
Tallyerand, 164.
Tiedge, 270, 274.
Timon, 277.
Tolſtoj (Leo), 114, 168.
Tyſon, 251.

V.

Vetter (Benjamin), 300.
Vogt (J. G.), 234.
Vogel, 223.
Voltaire, 203, 304, 312.

W.

Wagner (Rudolf), 259.
Wahrmund (Prof.), 160.
Weber (C. J.), 159, 289.
Wells (W. C.), 237.
Wicherts (Dr. E.), 231.
Wicleff, 130.
Wieland, 296.
Wiegand, 241.
Wilhelm II. (Kaiser), 162, 165.
Wolff (Christian), 205.
Wolzogen (H. von), 69,
Wundt, 214.

X.

Xenokrates, 236.
Xenophanes, 183.
Xenophon, 185.

Z.

Zeno aus Elea, 183.
Zeno aus Cypern, 190.
Ziehl (Ernst), 273.
Zittel (Emil), 86, 99, 102. 112, 139.
Zoroaster, 32.
Zwingli, 134.

Druck von J. C. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Neue Erscheinungen

aus dem Verlage Hermann Walther G. m. b. H. in Berlin S.W. 19.

Gaupp, Dr. Robert, **Die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert.** 20 S. 8°. Mk. —,60

Glatzel, Prof. Dr., **Die Entwicklung des Berliner Fortbildungsschulwesens und der obligatorische Fortbildungsunterricht.** 32 S. 8° Mk. —,60

Gobineau's Rassen-Philosophie. (Essai sur l'inégalité des races humaines). Dargestellt von Dr. Paul Kleinecke. 84 S. 8°. Mk. 1,50

von Hase, Prof. Dr. D. Carl, **Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im 19. Jahrhundert.** 26 S. 8°. Mk. —,80

Hemprich, Max, Pastor in Coswig, **Die Erziehung unserer männlichen schulentlassenen Jugend.** Unter Berücksichtigung der neuesten Verhandlungen vom wirtschaftlichen, nationalen und sittlichen Standpunkte aus entwickelt. 66 S. 8°. Mk. 1,—

Huther, Dr. A., **Die psychologischen Grundprinzipien der Pädagogik.** 62 S. 8°. Mk. 1,—

Idelberger, Heinrich, **Die Entwicklung der kindlichen Sprache.** 6 Bogen. 8°. Mk. 2,50

Kemsies, Dr. Ferdinand, Oberlehrer, **Die Entwicklung der pädagogischen Psychologie im 19. Jahrhundert.** 42 S. 8°. Mk. 1,—

Moll, Dr. med., Albert, Nervenarzt, **Der Einfluß des großstädtischen Lebens und des Verkehrs auf das Nervensystem.** 34 S. 8°. Mk. 1,—

Moll, Dr. med., Albert, **Gesundbeten, Medizin und Okkultismus.** 47 S. 8°. Mk. 1,—

Moulet, Alfr., **Pioniere des sittlichen Fortschritts.** Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen „Le mouvement éthique". Von Dr. R. Penzig. VI u. 102 S. 8°. Mk. 1,20

Sachs, Dr. Heinrich, Nervenarzt, Privatdoz. d. Nervenheilkunde. **Entwicklung der Gehirnphysiologie im 19. Jahrhundert.** Mit 3 Abbildungen. 29 S. 8°. Mk. 1,—

Samson-Himmelstjerna, H. von, **Anti-Tolstoi.** 163 S. 8°. Mk. 2,50

Schnitzer, Dr. Hubert, Chefarzt der Kückenmühler Anstalten in Stettin. **Alkoholismus und Geistesstörung**, Gemeinverständlich dargestellt. 2 Bogen. 8°. Mk. —,60

Steinitz, Dr. Kurt, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht in Breslau, **Der Verantwortlichkeitsgedanke im 19. Jahrhundert.** (Mit besonderer Rücksicht auf das Strafrecht). 32 S. 8°. Mk. 1,—

Stern, Dr. L. William, Privatdoz. d. Philos., **Die psychologische Arbeit im 19. Jahrhundert insbesondere in Deutschland.** 48 S. 8°. Mk. 1,—

Zeitschrift

für

Pädagogische Psychologie,

Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen.

Preis:

I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—, III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

YB 708

M177023

BL 51
056

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY